

DIE NATIONALE DIFFERENZIERUNG UND INTEGRIERUNG
DER SLOVAKEN UND TSCHECHEN IN IHREM GESCHICHTLICHEN
VERLAUF BIS 1848

Knižnica prof.
Dr. K. V. K. L. S. O. V. K. Y

77-C-240

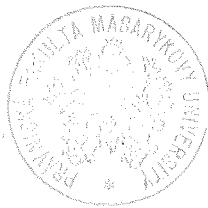
DIE NATIONALE DIFFERENZIERUNG
UND INTEGRIERUNG DER SLOVAKEN
UND TSCHECHEN IN IHREM GESCHICHT-
LICHEN VERLAUF BIS 1848

VON

Dr. Th. J. G. LOCHER



SEMINÁRNÍ
Hist.-práv.



KNIHOVNA
oddělení

VORWORT.

Die vorliegende Arbeit ist die Frucht eines zweijährigen Studienaufenthaltes in der Tschechoslovakischen Republik, nach der Beendigung meines Studiums an der Universität Leiden. Ihre Erscheinung bietet mir die willkommene Gelegenheit allen denen, die mir bei der Vorbereitung und Bearbeitung behilflich waren oder überhaupt zu meiner wissenschaftlichen Bildung beigetragen haben, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Insbesondere möchte ich hier erwähnen die Professoren der Universität Leiden: Herrn Dr. J. Huizinga, dessen Schüler zu sein ich mir zur Ehre rechne, und dem ich als hilfsbereitem Promotor sehr viel verschuldet bin; Herrn Dr. H. T. Colenbrander, den ich das Glück hatte auf verschiedenen Gebieten der Geschichte immer wieder als Führer anzutreffen; und Herrn Dr. N. van Wijk, der mich in das Studium der tschechischen Sprache und Literatur einführte und mir grosse Freundlichkeit erwiesen hat.

Dankbar verpflichtet bin ich weiter Herrn Prof. Dr. Josef Šusta in Prag, der mir bei der Wahl meines Themas zur Seite stand und mir behilflich war beim finden des Weges in dem unbekanntem Gebiet; und Herrn Prof. Dr. Václav Chaloupecký in Bratislava, der mich in seinem wohlversehenen Historischen Seminar so gastfreundlich aufgenommen hat, dass ich es fast als eine Sünde gegen die Pflicht der Dankbarkeit empfinde, mich verschiedentlich in einer von seinen Ansichten abweichenden Weise aussprechen zu müssen. Den Assistenten der Historischen Seminare in Prag und Bratislava und der Matica Slovenská in Turčianský Svätý Martin, gleich wie den Beamten der Universitätsbibliothek in Bratislava bin ich für ihre Hilfe sehr erkenntlich. Besonders Herr Dr. R. Holinka in Bratislava hat mir grosse Dienste erwiesen.

Vielen Dank bin ich auch allen denen verschuldet, die mir durch ihre freundliche Aufnahme die Gelegenheit boten das tschechische und slovakische Leben eingehender kennen zu lernen; unter

vielen anderen gedenke ich dabei in erster Linie Herrn Gesandter Prokop Maxa, Herrn Prof. Dr. Josef Macek und Frl. Dr. Anna Gašparíková.

Sehr erkenntlich bin ich der „Rockefeller Foundation“ in New York für die Verleihung eines „Fellowship“, das mir den Studienaufenthalt in der Tschechoslovakei ermöglicht hat; ebenfalls dem Vorstand der Stiftung „Onderwijs en Wetenschap“ im Haag für die materielle Unterstützung bei der Herausgabe dieses Buches.

Meinem Vater Dr. J. C. S. Locher in Leiden danke ich herzlich, dass er meine Arbeit in der Handschrift durchgelesen und an vielen Stellen in sprachlicher Beziehung berichtigt hat.

Den Haag, Oktober 1931.

INHALT

	Seite
EINLEITUNG	1
Das Problem der tschechoslovakischen nationalen Einheit.	
ERSTES KAPITEL: Das gegenseitige Verhältnis der tschechoslovakischen Länder	7
Nation und Land. Die Frage der Einheitlichkeit des tschechoslovakischen Landes. Lage und Beschaffenheit der Slovakei. Differenzierende Wirkung der geographischen Verhältnisse.	
ZWEITES KAPITEL: Politische Beziehungen in früheren Jahrhunderten	16
Nation und Geschichte. In wiefern hat es Ansätze zu einem tschechoslovakischen Staat gegeben? Die slavische Besiedelung des tschechoslovakischen Gebietes. Das Reich Samos. Das Grossmährische Reich. Der böhmische Staat und seine Expansion nach dem Südosten im zehnten und elften Jahrhundert. Wann kam die Slovakei definitiv unter Ungarn? Tschechisches Eroberungsstreben in slovakischer Richtung unter Břetislav, Ottokar II und Wenzel II. Die Vereinigung der böhmischen und ungarischen Kronen. — Zusammenfassung der tschechoslovakischen politischen Beziehungen. Das Verhältnis der Slovakei zum ungarischen Staate.	
DRITTES KAPITEL: Stammverwandtschaft und Kulturzusammenhang bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts	39
Tschechoslovakischer Kulturzusammenhang, gegründet auf Sprach- und Stammverwandtschaft. Die Frage des Sprach- und Stammverwandtschaftsgrades in der Gegenwart und in der Vergangenheit. Chaloupecký's Theorie über den sprachlichen und ethnographischen Charakter der alten Slovaken. — Die Verbreitung der tschechischen Schriftsprache und des Hussitismus in der Slovakei. Die Reformation und die Herr-	

schaft der tschechischen Literatur bei den evangelischen Slovaken. Die Schlacht auf dem Weissen Berge und ihre Folgen für den tschechoslovakischen Kulturzusammenhang. Die Frage der Verbreitung der tschechischen Kultur bei den sonstigen Bevölkerungsgruppen: Allgemeine Lage der Slowakei seit dem Mittelalter; die Gegenreformation und die katholische Geistlichkeit; die städtische Bevölkerung; der Adel. — Zusammenfassung der bisherigen Entwicklung.

VIERTES KAPITEL: Die Anfänge des modernen Nationalbewusstseins. 80

Das tschechische Nationalbewusstsein in früheren Jahrhunderten. Äusserungen slowakischer Nationalgesinnung im 17. und 18. Jahrhundert. Der allgemeinslavische Charakter dieser Stimmen wird durch die Namensbezeichnung der Slovaken bestätigt. Verwandtschaftsgefühl mit den Tschechen, aber keine Identifizierung. Die Auffassung Béls. Ungarischer Patriotismus der Slovaken. — Die moderne Nationalbewegung in der Slowakei. Die nationale Auflebung bei den Katholischen: Bernoláks Schöpfung einer westslowakischen Schriftsprache, ihre Ursachen und ihre Bedeutung. Handhabung der tschechischen Tradition bei den Evangelischen im Zusammenhang mit Dobrovský's Ansichten über die tschecho-slovakische Sprachverwandtschaft. Allgemeinslavischer Charakter der slowakischen Nationalgesinnung auch in dieser Zeit.

FÜNFTES KAPITEL: Der romantische Panslavismus . . 108

Kollárs Panslavismus die unter deutschem Einfluss weitergebildete Fortsetzung des früheren slowakischen Slavismus. Charakter des Kollárschen Nationalismus und Panslavismus. Seine slavische Geschichtsphilosophie. Die Slovaken die wesentlichen Slaven. — Die Ansichten Kollárs und Šafaříks über das tschecho-slovakische Verhältnis innerhalb der slavischen Nation. Ihre Wünsche einer Slowakisierung der Schriftsprache. Ungünstige Aufnahme dieses Strebens in Böhmen. Palacký's historischer Realismus. Gereiztheit der Slovaken wegen des ablehnenden Verhaltens der Tschechen. Die slowakisch-slavische Ideologie und die spätere nationale Abtrennung der Slovaken.

SECHSTES KAPITEL: Die Geburt der slowakischen Nationalidee 139

Die neue Generation der evangelischen Slovaken in den dreissiger Jahren unter Štúrs Führung. Ihre Einstimmung mit Kollárs

Slavismus und seinem Slowakisierungstreiben. Vorläufige Handhabung der Einheit mit den Tschechen. Woher denn die Abtrennung der vierziger Jahre? — Die nationalen Verhältnisse in der Slowakei, besonders bei den anderen Bevölkerungsgruppen: die Katholischen und ihr Verhältnis zu den Evangelischen und zu der tschechischen Kultur; der Adel. Schwierige Lage der Slovaken in Ungarn: Magyarisierungstreiben und Abwehr der Slovaken. — Die Schöpfung der mittelslovakischen Schriftsprache durch Štúr c.s. Der heutige Streit über ihre Erklärung. War sie ein „*politicum hungaricum*“? Die anderen Motive Štúrs. Ideologische Vorbereitung der Abtrennung durch Kollár und Šafařík. Der Standpunkt M.M. Hodžas. Štúrs nationale Ideologie. Sein angeblicher Konservatismus. Die Auswirkung der neuen slowakischen Nationalidee bei den Slovaken. Ihre Aufnahme in Ungarn und in Böhmen.

SIEBENTES KAPITEL: Rückblick und Ausblick 188

Übersicht der bisherigen Entwicklung des slowakischen Nationalbewusstseins. Die weitere Entwicklung dieses Bewusstseins unter politischen Einflüssen in ihren Hauptzügen bis auf heute. Schlussbetrachtung.

ABKÜRZUNGEN:

A Ö G = Archiv für Oesterreichische Geschichtsforschung.

Č Č H = Český Časopis Historický.

Č Č M = Časopis Českého Musea.

Č M M = Časopis Matice Moravské.

M I Ö G = Mitteilungen des Instituts für Oesterreichische
Geschichtsforschung.

Sborník Fil. Fak. Univ. Kom. = Sborník Filosofické Fakulty
University Komenského v Bratislavě.

Lit. č. 19. stol. = Literatura česká devatenáctého století.

EINLEITUNG.

Unter den neuen Staaten Europas, die am Ende des Weltkrieges ins Leben gerufen wurden, ist die Tschechoslovakische Republik in nationaler Hinsicht einer der merkwürdigsten. Sie wurde zusammengesetzt aus den Ländern der ehemaligen böhmischen Krone: Böhmen, Mähren und Schlesien einerseits, und aus dem gebirgigen, nördlichen Teil des früheren Ungarns andererseits. Der dabei zu Grunde liegende Gedanke war, dass die Hauptbewohner dieser Gegenden, die Tschechen und die Slovaken, trotz des Umstandes, dass sie fast während der ganzen Zeit ihrer Geschichte politisch getrennt lebten, in sprachlicher und kultureller Hinsicht eine Nation bildeten und bilden, und dass diese tschechoslovakische Nation nun auch kraft des Selbstbestimmungsrechts der Völker ihren eigenen, tschechoslovakischen Nationalstaat gründen sollte. Der nationalstaatliche Charakter der neuen Republik wurde zwar durch die aus historischen, geopolitischen, wirtschaftlichen und sonstigen Gründen erfolgte Angliederung anderssprachiger (deutscher, magyarischer usw.) Gebietsteile wesentlich getrübt, aber nicht ganz aufgehoben: die tschechoslovakische Nation war und blieb faktisch und theoretisch (wie das aus der Einleitung der tschechoslovakischen Verfassung hervorgeht) die staatbildende; und dementsprechend wurde auch die tschechoslovakische Sprache die offizielle Sprache des Staates, während die nationalen Minderheiten nur beschränkte sprachliche Rechte erhielten.

Die Tschechoslovakische Republik ist somit auf den Gedanken gegründet, dass es eine tschechoslovakische Nation gibt, die auch weiterhin die Hauptträgerin des Staatsgedankens bleiben soll. Ist dieser Gedanke aber in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit? Darf wirklich von *einer* tschechoslovakischen Nation in Geschichte und Gegenwart die Rede sein? Deutet nicht schon ihr Name auf einen gewissen nationalen Dualismus, der sich auch in anderen Hinsichten, zum Beispiel in der zweifachen Form der Schriftsprache (einer tschechischen und einer slovakischen) und in der doppelten

Nationalhymne (einer tschechischen und einer slovakischen) offenbart? Und gibt es nicht, neben dieser sozusagen offiziell sanktionierten Dualität, ein weitverbreitetes slovakisches Sonderbewusstsein, das nicht einmal von einer zwei-einigen tschechoslovakischen Nation wissen will, sondern nur zwei separate Nationen, die tschechische und die slovakische anerkennt, und für die letztere eine weitreichende Autonomie im Rahmen des gemeinsamen Staates fordert?

Diese Fragen und Bedenkungen sind es vollauf wert in Erwägung gezogen zu werden. Wenn man auch nicht gleich die tschechoslovakische nationale Einheit völlig zu verneinen braucht — wie das von deutscher und magyarischer Seite nur all zu leicht geschieht —, so zeigt es sich hier doch, dass sie jedenfalls problematisch ist. Und das ist für die Tschechoslovakische Republik eine ernste Sache: wenn schon nicht ihre Existenz überhaupt, so steht doch jedenfalls ihre Staatsform mit dieser Frage der nationalen Einheit aufs Spiel. Ohne die Slovaken bilden die Tschechen kaum noch die Mehrzahl der Einwohner des Staates.

Das Problem des tschecho-slovakischen nationalen Verhältnisses hat sich erst einige Zeit nach dem Entstehen der Tschechoslovakischen Republik in seiner vollen Schärfe aufgetan. Bei der Gründung des Staates haben die Slovaken, so weit sie ihrer Nation treu geblieben waren, ebenso mitgetan wie die Tschechen, ja sie haben damals ihre Zugehörigkeit zur tschechoslovakischen Nation wiederholt und offen bezeugt. Erst die Praxis des Zusammenlebens schien die Differenzen ans Licht zu bringen und führte zu Uneinigkeiten und Streitigkeiten, die bei vielen Slovaken eine anti-tschechische Stimmung verursachten, welche in einer separaten slovakischen Nationalideologie ihren Ausdruck fand. Dass es gerade die Slovaken waren, bei denen sich das nationale Sonderbewusstsein entwickelte, versteht sich leicht wenn man bedenkt, dass sie die weitaus kleinere und schwächere Gruppe sind, die von einer nationalen Fusion viel mehr als die Tschechen den Verlust ihrer nationalen Eigenart zu befürchten hat. Die Tschechen können leicht Tschechoslovakien sein, weil sie wegen ihrer Mehrzahl und wegen ihrer sonstigen — kulturellen und wirtschaftlichen — Überlegenheit, mit gutem Recht hoffen dürfen dem grösseren Ganzen ohne Mühe ihren Stempel aufdrücken zu können. Im Grunde sind

sie vielleicht gar nicht viel *tschechoslovakischer* als die Slovaken selbst.

Die Uneinigkeiten und Streitigkeiten zwischen Tschechen und Slovaken, die sich bald nach ihrer staatlichen Vereinigung allereinstimmig zeigten, sind, wie es Seton-Watson in seinem Werk „The new Slovakia“ (Prague, 1924) gezeigt hat, zum Teil die Folge von Fehlern und Taktlosigkeiten, die besonders von den Tschechen als der führenden Gruppe, gemacht worden sind. Aber der Grund lag, wie auch Seton-Watson bezeugt, viel tiefer. Es war die Geschichte, welche den zwei ursprünglich sehr eng verwandten Stämmen eine teilweise verschiedene Entwicklung gab, so dass sie bei ihrer endlichen Vereinigung fast in jeder Beziehung: in geistiger, kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht beträchtliche Unterschiede aufzeigten. So war ein Konflikt wohl nicht zu vermeiden. Und auch das durch diesen Konflikt veranlasste slovakische Sonderbewusstsein war eigentlich nur die Wiederauflebung der früheren slovakisch-nationalen Ideologie, die schon gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zur vollen Entfaltung gekommen war. Bis damals hatten die Slovaken, deren Mundart in vielen Hinsichten von der tschechischen abweicht, sich trotzdem in Hauptsache der tschechischen Schriftsprache bedient, was eine gewisse literarische und kulturelle Einheit mit den Tschechen bedeutete. Auch das seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts erwachte Nationalbewusstsein der Slovaken war, wenigstens teilweise, tschechoslovakisch gewesen. Um das Jahr 1845 wurde aber eine neue, eigene slovakische Schriftsprache ins Leben gesetzt und mit ihr auch eine eigene slovakische Nationalidee verkündet. Beide, slovakische Schriftsprache und slovakische Nationalidee sind seither im Leben geblieben, wenn auch das tschechoslovakische Bewusstsein bei den Slovaken nie ganz gestorben ist und bei besonderen Gelegenheiten, wie beim Ende des Weltkrieges, eine kräftige Auflebung erfuhr.

Zum rechten Verständnis der heutigen Zustände, Gefühle und Ideen muss man also in die Vergangenheit zurückgehen. Dabei genügt es nicht die Geburt der slovakischen Nationalidee in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus ihren direkten Ursachen oder Motiven zu begreifen. Ihre Wurzeln reichen ja zum Teil viel tiefer in die vorangegangene Zeit zurück. Man kann die Frage des

tschecho-slovakischen nationalen Zusammenhanges nur dann gut verstehen, wenn man neben der Entwicklung des slovakischen Nationalbewusstseins in seinen Hauptzügen auch die diesem Bewusstsein zu Grunde liegenden und es bedingenden Faktoren geographischer, sprachlicher und geschichtlicher Art in Betracht zieht. Land, Sprache, Abstammung und Geschichte sind ja die wichtigsten Grundlagen aus welchen — in sofern sie ihr wenigstens gemeinschaftlich sind! — eine Menschengruppe sich zu einer Nation mit einem gemeinsamen Nationalbewusstsein entwickeln kann.

Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dar, das slovakische Nationalbewusstsein auf diese Weise in seinen Grundlagen und Formen zu verstehen und so zu der Erhellung der tschechoslovakischen Frage einen Beitrag zu liefern. Das Problem wird hier in Hauptsache von der historischen Seite betrachtet und zwar nicht nur deswegen, weil der Verfasser Historiker ist, sondern auch aus dem objektiven Grund, dass den geschichtlichen Faktoren in der Gestaltung des tschechoslovakischen gegenseitigen Verhältnisses mehr als den sprachlichen eine besondere Bedeutung zukommt, obzwar die letzteren oft in dem heutigen Streit in den Vordergrund gerückt werden. Die geographischen Verhältnisse sind vornehmlich als eine Grundlage der geschichtlichen Entwicklung zu betrachten.

Es versteht sich von selbst, dass bei dem Umfang und der Allgemeinheit unseres Themas eine vollständige Durchforschung aller desbezüglicher Quellen unmöglich war. Unsere Arbeit gründet sich daher in Hauptsache auf der Literatur, wobei die Quellen im allgemeinen nur dann zu Rate gezogen sind, wo dies für eine kritische Beurteilung notwendig war. Allerdings war das, wie man sehen wird, ziemlich oft der Fall. Hinsichtlich des handschriftlichen Materiales war es sogar wegen der zur Zeit herrschenden Zustände im Archiv des slovakischen Museums in Turčianský Svätý Martin nicht immer möglich die nach unserem Massstab gewünschten Stücke in die Hände zu bekommen. Für die sich hieraus ergebenden Mängel wird also im voraus um Entschuldigung gebeten.

Es wird nach dem oben Besagten klar sein, dass der Sachverständige dem faktischen Inhalt nach in unserer Arbeit nicht viel

neues finden wird. Ihr Wert kann, ausser in einer zusammenfassenden, informativen Darstellung für der tschechoslovakischen Sprache Unkundige, nur darin bestehen, dass sie geschrieben ist vom Standpunkt eines weder direkt noch indirekt an der Sache Beteiligten. Bei der Betrachtung eines Problemes wie des unsrigen entkommen weder die Tschechen, noch die Slovaken, noch auch die Angehörigen der indirekt an der tschechoslovakischen Frage interessierten Nationen den Einflüssen ihres nationalen Gesichtspunktes. Von nicht-tschechoslovakischer Seite ist übrigens auch nur wenig über das vorliegende Thema veröffentlicht worden. Denis' von grosser Sachkenntnis zeugende Abhandlung: „La Question d'Autriche; les Slovaques“, wurde zur Kriegszeit geschrieben und betont zu sehr den tschechoslovakischen Einheitsstandpunkt. Seton-Watson's „Racial Problems in Hungary“ behandelt mehr die Lage der Slovaken in Ungarn als ihr Verhältnis zu den Tschechen. Ausserdem ist seit dem Kriege von tschechischer und slovakischer Seite so viel neues über unsere Frage publiziert worden, dass die genannten Werke zum Teil als veraltet zu betrachten sind.

Unsere Arbeit zerfällt in zwei Hauptabteilungen. In den ersten drei Kapiteln werden die geographischen, sprachlichen und geschichtlichen Grundlagen für das Nationalbewusstsein der Slovaken von den ältesten Zeiten an bis auf das Erwachen des modernen Nationalbewusstseins behandelt. In dem vierten bis sechsten Kapitel wird die Entwicklung dieses Nationalbewusstseins bis auf die Zeit der vollständigen ideologischen Ausbildung der slovakischen Nationalidee verfolgt. Das siebente und Schlusskapitel fasst diese Entwicklung kurz zusammen und stellt die durch die weiteren Schicksale der Slovaken bedingten Schwankungen des slovakischen Nationalbewusstseins bis auf die neueste Zeit dar. Das Verhältnis der Slovaken zu den Tschechen ist dabei überall der führende Gesichtspunkt gewesen.

ERSTES KAPITEL.

DAS GEGENSEITIGE VERHÄLTNISS DER TSCHECHOSLOVAKISCHEN LÄNDER.

Wie eng ist der Zusammenhang zwischen einer Nation und dem von ihr bewohnten Land? Gehört zu jeder Nation ein zusammenhängendes, eigenartiges, von den Nachbarländern abgesondertes Gebiet? Kann nur auf einem solchen Gebiet eine Nation sich entwickeln? Ist also das Verhältnis etwa wie es Rudolf Kjellén¹⁾ vom Staat und seinem Gebiet mit bedenklichem Anthropomorphismus darstellt, indem er das Staatsgebiet den Körper des Staates nennt, der wie ein organisches Wesen in sich abgeschlossen und von anderen getrennt ist? Soll auch das Nationsgebiet ein „geographisches Individuum“ sein „durch zwei Bestimmungen zusammengesetzt“: nach aussen hin „natürliche Grenzen“, nach innen Zusammenhang in einem „Naturgebiet“?

Der tschechische Geograph Viktor Dvorský meint, es sei so. Alle europäischen Nationen, sagt er in seiner Abhandlung: „Das Gebiet der tschechischen Nation“²⁾, haben ein eigenes Gebiet, mit besonderen Landschaftsmerkmalen und bestimmt durch charakteristische Oberflächeformen. Umgekehrt gab auch jedes derartige Naturgebiet von selbständigem Charakter nur *einer* Nation das Leben — sei es auch meistens mittels eines territorialen Staates der sprachverwandte Stamme vereinigte — und drückte dieser Nation ihren Stempel auf. Wo jetzt die nationalen (Sprach-)grenzen mit denen der natürlichen geographischen Gebiete nicht zusammenfallen, ist das die Folge fremder Intrusion in das nationale Gebiet. Die wirklichen nationalen Grenzen bleiben aber diejenigen des von der Nation bewohnten Naturgebietes.

Diese — hier nur ganz kurz dargestellten — Prinzipien wendet

¹⁾ Rudolf Kjellén, Der Staat als Lebensform², Leipzig 1917, S. 65.

²⁾ Viktor Dvorský, Území českého národa, Praha 1918, S. 9—13.

Dvorský nun auch an auf das tschechoslovakische Gebiet. Oder muss man glauben, dass die Theorie eine Verallgemeinerung des Falles ist, der praktisch vorlag? Jedenfalls behauptet er, dass das „Gebiet der tschechischen Nation“ (die Slovaken sind bei Dvorský darunter mitbegriffen) sich in jeder Hinsicht als ein eigenartiges und von den Nachbargebieten verschiedenes Ganze ausnimmt, und zwar geologisch, morphologisch, was die Pflanzendecke betrifft, ethnographisch, wirtschaftlich, kulturell¹⁾. Seine Ausführungen im Einzelnen nachzuprüfen ist nicht unsere Sache; sie sind an verschiedenen Stellen wenig überzeugend und die beigefügten Karten, wenn sie auch mit allen Kunstmitteln die Einheitlichkeit betonen, können doch zum Beispiel den geologischen und morphologischen Dualismus der Sudeten- und Karpatenländer nicht verschleiern. Dvorský's Abhandlung trägt die Spuren der Zeit ihres Entstehens: sie wollte eben den tschechoslovakischen nationalen und staatlichen Forderungen am Ende des Krieges eine geographische Stütze bieten.

Aber Dvorský steht in seinen Anschauungen nicht allein. Kein geringerer als Masaryk schreibt in seiner „Weltrevolution“²⁾: „... „unsere Republik ist orographisch und überhaupt geographisch in höherem Masse ein organisches Ganze, als das vormalige Ungarn und Oesterreich; sicher nicht weniger organisch.“ Demgegenüber ist man aber sofort geneigt zu fragen: wie kommt es denn, dass Oesterreich und Ungarn Jahrhunderte lang existiert haben, dass es aber zu einem tschechoslovakischen Staat fast keine Ansätze gegeben hat? Es ist dies zwar ein argumentum e silentio und die Beantwortung dieser Frage liegt nicht nur auf geopolitischem Gebiet. Aber die Tatsache bleibt auffallend, und man hätte beim alten böhmischen Staat doch wenigstens einen vorzugsweise auf die Slowakei gerichteten Expansionsdrang erwartet. Wo aber ein Staat nicht entstehen konnte, war dort das Gebiet in genügendem Masse eigenartig und einheitlich um — wie Dvorský es will — eine Nation hervorzubringen? Denn das ist die Frage, die uns hier beschäftigen muss: hat der geographische Tatbestand der von den Tschechen und Slovaken bewohnten Länder auf die Bildung

¹⁾ a. a. O., S. 14 ff.

²⁾ Světová revoluce, Praha 1925, S. 506.

einer tschechoslovakischen Nation fördernd oder hemmend gewirkt?

Betrachten wir, zur Beantwortung dieser Frage, etwas näher die Lage und Beschaffenheit dieses Gebietes.

Böhmen, Mähren-Schlesien und die Slowakei¹⁾ bilden einen zwar zusammenhängenden aber sehr langgestreckten und wenig kompakten Körper, und dieser Eindruck verschärft sich noch, wenn man statt der politischen Grenzen die ethnographischen zieht, wodurch namentlich die Slowakei an vielen Stellen eine bedeutende Verschmälerung untergeht. Auch bei den heutigen Verhältnissen, wo selbstverständlich die West-Ost-Verbindungen der Tschechoslovakischen Republik so gut wie möglich versorgt worden sind, braucht man von Prag nach den westlichsten Teilen der Slowakei mit den schnellsten Zügen mehr als sieben Stunden, nach Kaschau in der Ostslowakei aber vierzehn. Was für eine Hemmung solche Abstände für die Beziehungen zwischen Tschechen und Slovaken in früheren Zeiten bedeuteten, als der ganze Verkehr der Slowakei auf Budapest konzentriert war, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Allerdings gibt es mehrere andere Nationen, deren Wohngebiet ein langer schmaler Landstreifen ist, z. B. Norwegen, Italien und Chili. Aber denen gegenüber ist das tschechoslovakische Land doch stark im Nachteil, nicht nur weil es keine Meeresgrenze hat, sondern auch weil es durch mehrere Gebirgszüge zerstückelt ist, so dass ihm jeder das Ganze auch nur einigermassen beherrschende Zentralpunkt ganz und gar fehlt. Das Kernland ist ohne Zweifel Böhmen; aber sein Zentrum, die Hauptstadt Prag, beherrscht geopolitisch nicht einmal Mähren, geschweige denn die Slowakei.

Die Nachteile dieses Mangels an Konzentration, verursacht durch die grosse Entfernung der Teile und durch die exzentrische Lage des Hauptlandes, werden auch von Dvorský anerkannt²⁾. Ja, schon im Jahre 1850 hat der grosse tschechische Publizist Karel Havlíček darüber eine treffende Bemerkung gemacht: „Wenn Prag ungefähr an dem Platz in Mähren, wo Ung. Hradisch ist, gelegen wäre, so brauchten wir keine grossen Sorgen zu haben um die schliessliche Vereinigung aller drei Länder unseres Stam-

¹⁾ Karpatho-Russland wollen wir hier ausser Betracht lassen.

²⁾ a. a. O., S. 57 ff.

mes" . . . Aber dann, fügt er hinzu, wäre die Gefahr der gänzlichen Verdeutschung für Böhmen wieder viel grösser gewesen ¹⁾.

Zu der Zerstückelung des Landes und der Exzentrizität seines Kernes kommt nun aber noch hinzu, dass einige seiner Teile mehr den fremden Nachbarländern als den eigenen stammesverwandten Gebieten zugewandt sind. Das gilt am wenigsten dem böhmischen Becken, das, obzwar es nach dem Norden entwässert, doch am meisten gegen Südosten, also gegen Mähren offen liegt. Denn die böhmisch-mährischen Höhen, trotz des Umstandes, dass sie eine der wichtigsten europäischen Wasserscheiden bilden ²⁾, sind weitaus das niedrigste der böhmischen Randgebirge und werden durch verschiedene gute Verbindungswege überquert.

Anders schon ist die Lage Mährens. Zwar ist es, wie gesagt, keineswegs gegen Böhmen verschlossen; es hat aber durch das breite Marchtal und die mährische Pforte auch enge Beziehungen einerseits mit Niederoesterreich, anderseits mit Schlesien. Dagegen ist es durch den Bogen der Weissen und Kleinen Karpathen von der Slowakei getrennt und rein geographisch gesprochen möchte man es also fast eher ein oesterreichisch-schlesisches als ein böhmisch-slovakisches Durchgangsland nennen ³⁾.

Die Scheidewand der Karpathen zwischen der Slowakei und Mähren würde nun aber an sich noch keine so verhängnisvolle Bedeutung haben. Zwar weisen die Weissen Karpathen nur wenig gute Übergänge auf (der Vlarapass ist einer derselben), aber die Trennungskraft der Kleinen Karpathen ist schon viel geringer und bezeichnend ist dabei der Umstand, dass die frühere ungarische Grenze hier nicht dem Gebirge sondern, von den Weissen Karpathen sich abzweigend, dem unteren Lauf der March folgte.

Aber die Weissen- und Kleinen Karpathen sind nicht die einzige Sperre auf dem Wege von Mähren nach dem Osten. Es folgen ihnen noch mehrere, die Längachse der Republik quer durchschneidende Gebirgsketten, und es liegen somit die Täler der unteren Waag, der Neutra und der unteren Gran gegen Süden of-

¹⁾ Karel Havlíček, Politické Spisy, ed. Tobolka, III, 1, S. 181.

²⁾ Vgl. Hugo Hassinger, Die Tschechoslowakei, Wien—Leipzig—München 1925, S. 42—43.

³⁾ Vgl. Hassinger, a. a. O., S. 338.

fen ¹⁾. Zwar haben die Hauptgebirge der Mittelslowakei — Hohe Tatra, Niedrige Tatra und slovakisches (früher ungarisches) Erzgebirge — und demzufolge auch die Täler der oberen Waag und oberen Gran eine Ost-westliche Richtung, aber für die Verbindung mit der Ostslowakei hat nur das Waagtal grosse Bedeutung, und die Eisenbahn dieses Tales — die einzige, welche zur Zeit die Verbindung mit dem Osten unterhält — muss auch hier noch, bei Štrba am Fusse der Hohen Tatra, eine 900 M. hohe Wasserscheide überwinden bevor sie durch das Tal der Hornad nach Kaschau hinuntergehen kann. Hier sind wir dann schon im Stromgebiet der Theiss, deren Nebenflüsse auf slovakischem Boden fast alle wieder in südliche Richtung fließen. Es gravitieren daher sowohl der westliche, grössere Teil der Slowakei, welcher direkt in die Donau entwässert, als der kleinere, östliche, der grösstenteils zum Stromgebiet der Theiss gehört, nach dem Süden, nach der ungarischen Tiefebene. Das ist eine geographische Tatsache, die sich nicht leugnen lässt und die auch von tschechischer Seite anerkannt wird ²⁾. Dazu wird die engere Verbindung mit Ungarn noch befördert durch die Gestalt der Slowakei, deren 500 K.M. lange Südgrenze die Nordwestgrenze gegen Mähren zwei-und-einhalbmal in Länge übertrifft. Überhaupt beträgt die Grenze gegen Mähren, die die Slowakei also mit den tschechischen Ländern verbindet, nur ein Sechstel des ganzen slovakischen Grenzumfangs ³⁾.

Die Betrachtung der geographischen Lage des slovakischen

¹⁾ Wir stimmen also nicht ein mit Ernest Denis, wo er sagt (La Question d'Autriche, les Slovaques, 1918, S. 92): La géographie fermait la Slovaquie vers le sud . . . Le pays s'ouvrait au contraire vers l'ouest". Viel richtiger sind die Bemerkungen Seton Watsons (Scotus Viator, Racial Problems in Hungary 1908, S. 4): . . . the Slovaks . . . were during the Middle Ages effectually shut off from intercourse with their neighbours in the Galician plains, and even with the Czechs of nearer Moravia. (Fussbemerkung:) The Jablunka Pass alone gave access to Moravia; the rivers all flow from north or north east to south . . . etc.

²⁾ Karel Matoušek, Všeobecný zeměpis Slovenska, Praha 1922, S. 55, 91. Ähnlich die Slowaken: Jozef Škultéty, Nehaňte l'ud môj, Turč. Sv. Martin 1928, S. 99 und Anton Štefánik, Slovensko pred prevratom a počas prevratu, 1923, S. 3—4.

³⁾ Matoušek, a. a. O., S. 10.

Landes gibt uns somit keinen Anlass zur Verwunderung darüber, dass dieses Land auf lange Jahrhunderte mit der ungarischen Tiefebene zu einem Staat, dem alten Ungarn, verbunden war. Das frühere Ungarn hatte eben in dem grossen Karpathenbogen eine natürliche und geradezu ideale Grenze ¹⁾. Doch muss man sich davor hüten die geographische Einheitlichkeit des alten ungarischen Staates zu überschätzen. Auch wenn wir Kroatien-Slavonien und Siebenbürgen ausser Betracht lassen, bestand immer ein gewisser Gegensatz zwischen der magyarischen Tiefebene und dem slovakischen Bergland, zwischen „Alföld“ und „Felvidék“. Nach Chaloupecký soll sogar im früheren Mittelalter eine natürliche Grenze diese beiden getrennt haben und zwar ein breiter sumpfiger Saum der Donau entlang bis an die Stelle, wo diese sich entgültig nach dem Süden biegt und von dort an in nordöstlicher Richtung ein breiter tiefer Urwald ²⁾. Sicher ist jedenfalls, dass die nomadischen Magyaren sich hauptsächlich in der Tiefebene ansiedelten und nur dort die anwesenden Slaven assimilierten, und dass auch später die Slovaken sich im grossen und ganzen zu erhalten wussten, als die natürliche Grenze allmählich durch Trockenlegung der Sümpfe und Rodung des Waldes verschwand und magyarische (bezw. kumanische, petschenegische) und deutsche Kolonisten sich auch in den nördlichen Teilen ansiedelten. Sie verdankten das gewiss in nicht geringem Masse dem gebirgigen, schwerzugänglichem Charakter ihres Landes, das auch ohne dies für die nomadischen Magyaren wenig Anziehungskraft hatte. Sehr merkwürdig ist auch, dass die Türken anderthalb Jahrhundert das Alföld besetzt hielten, dass aber der nördliche Gebirgsrand, der sich zum grössten Teil mit der heutigen Slowakei deckte, immer frei geblieben ist. Wenn dann später die Konzentrierung alles Verkehrs auf Budapest die Teile immer näher zu einander brachte, wobei auch die wirtschaftliche Ergänzung des einen Teiles durch den anderen zu der Verwachsung beigetragen hat, so behielt doch das Gebirgs-

¹⁾ Das wird nicht nur von ungarischer Seite behauptet. Auch der Tscheche Matoušek (a. a. O., S. 19) und der Slowake Anton Štefánek (Slovenská a československá otázka, Průdy VI, S. 560) geben es zu. Vgl. auch Scotus Viator, a. a. O., S. 4: The Kingdom of Hungary owes its independence above all else to its geographical situation . . . etc.

²⁾ Václav Chaloupecký, Staré Slovensko, Bratislava 1923, spez. S. 56—70.

land immer noch gewissermassen sein eigenes Wesen und diese Eigenart und Absonderung hat den Slovaken die Selbsterhaltung gegen das Magyarisierungsstreben ermöglicht.

Es kann also von einer Slovakei als geographischer Einheit Böhmen und Mähren, aber auch Ungarn gegenüber die Rede sein. Wenn aber die Slovakei leichter von Ungarn aus zugänglich ist und fester mit ihm verknüpft, so ist umgekehrt der gebirgige Charakter des slovakischen Landes mehr dem böhmischen und mährischen als dem ungarischen ähnlich. Diese Ähnlichkeit ist aber keineswegs vollkommen, denn auch zwischen Böhmen und Mähren einerseits und der Slovakei andererseits gibt es gehörige Unterschiede. Die Slovakei ist von vielen Gebirgsketten zerschnitten und wird ausserdem — wie wir bereits sahen — von einer Wasserscheide in eine grössere westliche und eine kleinere östliche Hälfte zerteilt. Es fehlt ihr daher ein das ganze Land beherrschender Mittelpunkt wie ihn Böhmen in Prag und in geringerem Masse Mähren in Brünn besitzt. Es fehlte ihr deshalb auch längere Zeit die Fähigkeit sich den grossen europäischen Kulturströmungen weit offen zu stellen: ein eigenes Zentrum, das diese Strömungen in sich aufnehmen und über das Land hätte verbreiten können gab es ja nicht; dazu waren die Wege vom Westen durch die Natur, aber auch durch den ungarischen Staat gesperrt; und was aus dem Süden kam, kam in der neuesten Zeit immer in magyarischer Form und war daher den nationstreuen Slovaken verdächtig. So konnte es geschehen, dass der slovakische Bauer und Kleinstädter in seinem breiten, stillen, von schwerbewaldeten Bergen umschlossenen Tal so ziemlich unberührt von der modernen Welt dahinlebte. Zweifellos waren die Natur und die Lage des Landes nicht die einzige Ursache dafür, aber ohne sie wäre ein solcher Zustand doch kaum möglich gewesen. Die Folge war, dass die slovakische Bevölkerung zwar viele schöne alte Sitten, Trachten, Lieder u.s.w. aufbewahrt hat, dafür aber geistig und wirtschaftlich zurückgeblieben ist. Die geistigen Unterschiede zwischen Tschechen und Slovaken werden wir später noch öfters berühren müssen. Die Rückständigkeit der Slovakei auf wirtschaftlichem Gebiete zeigt sich z. B. darin, dass die Bevölkerung nach der Zählung von 1921 vorwiegend (zu 60 %) agrarisch ist, wobei die Ackerfläche nur $\frac{1}{3}$ des Bodens bedeckt, während in Böhmen und Mähren-Schlesien,

wo die Hälfte des Bodens Ackerfläche ist, nicht mehr als 30 % bzw. 35% der Bevölkerung agrarisch tätig ist. Die Sudetenländer haben nämlich eine hochentwickelte Industrie, die der Slowakei grösstenteils fehlt. In den letzten Dezennien der ungarischen Herrschaft gab es Ansätze zu einer industriellen Auflebung, aber die Vereinigung der Slowakei mit den industriell in mancher Hinsicht schon übersättigten tschechischen Ländern war diesem jungen Leben nicht besonders günstig. Und weil auch die Landwirtschaft in der Slowakei verhältnismässig bedeutend geringeren Ertrag aufweist als in den Sudetenländern, so darf es kein Wunder nehmen, dass die Slowakei im ganzen ein viel ärmeres Land ist als jene, und dass diese Armut zu häufiger Emigration getrieben hat und noch treibt ¹⁾.

Die bisherigen Betrachtungen über das tschechoslovakische Land, seine Lage und Beschaffenheit, über die Entfernung seiner Teile, über die Abgeschlossenheit der Slowakei von den Sudetenländern und ihre ziemlich enge Verbindung mit Ungarn, über ihren geographischen Typus, der dem böhmisch-mährischen mehr als dem ungarischen gleicht, aber vom ersteren doch auch bedeutende Unterschiede aufweist — dies alles weckt in uns berechtigten Zweifel an der nationbildenden und einheitsfördernden Wirkung des tschechoslovakischen Landes auf seine Bewohner. Ein Gebiet von welchem Arnold van Gennep sagen kann: „C'est géographiquement le type même du manteau d'Arlequin" ²⁾ wird doch wohl eher differenzieren als unifizieren. Und besonders die Sonderstellung der Slowakei den andern Ländern gegenüber, der geographische Dualismus also des tschechoslovakischen Gebietes, der auch von tschechischer Seite völlig anerkannt wird ³⁾, hat seine Wirkung

¹⁾ Siehe: Hassinger, Die Tschechoslowakei, S. 389—392; Matoušek, a. a. O., S. 127, 140; Anton Štefánek, Československá národní čítanka, S. 134.

²⁾ Arnold van Gennep, *Traité comparatif des nationalités*, Paris 1922, I, S. 174. Bei einer solchen Aussprache von tschechophiler Seite nimmt es kein Wunder, dass das deutsche Urteil über die Einheitlichkeit des tschechoslovakischen Landes im allgemeinen negativ lautet. Siehe neben Hassinger a. a. O., Fritz Machatschek, *Die Tschechoslowakei*, Berlin 1928, und W. E. H. Solger, *Die geographische Struktur des tschechoslovakischen Staates*, Berlin 1926.

³⁾ Matoušek, a. a. O., S. 6, 20. Sogar Dvorský, a. a. O., S. 24—27, sagt, dass in engem Zusammenhang mit dem geologischen Dualismus der böhmi-

nicht verfehlt. Die Entfernung und Absonderung haben die tschechoslovakischen Beziehungen erschwert; die Eigenart des slovakischen Landes hat den slovakischen Volkscharakter gewiss nicht unberührt gelassen; aber vor allem haben die geographischen Verhältnisse die Zugehörigkeit der Slowakei zum ungarischen Staat wenn nicht verursacht, so doch ermöglicht ¹⁾, und damit den beiden verwandten Stämmen, Tschechen und Slowaken, eine in mancher Hinsicht verschiedene Geschichte gegeben ²⁾.

schen Masse und des Karpatensaumlandes sich zwei Stämme entwickelt haben: der tschechische und der slovakische. Vgl. auch Hassinger, a. a. O., S. 92—93, 336 ff.

¹⁾ Vgl. unten S. 30.

²⁾ Ähnlich: Niederle, *Slovanský Svět*, Praha 1909, S. 98.

ZWEITES KAPITEL.

POLITISCHE BEZIEHUNGEN IN FRÜHEREN JAHRHUNDERTEN.

Die Geschichte hat eine doppelte nationbildende Wirkung: erstens eine direkte, objektive, indem sie die Verhältnisse schafft, aus welchen sich das Nationalbewusstsein entwickeln kann; zweitens aber auch eine mittelbare, subjektive, indem sie als Bild der Vergangenheit, als Nationaltradition ihre symbolische Funktion für das Nationalbewusstsein erfüllt¹⁾. So kann man es wenigstens theoretisch unterscheiden. Im ersteren Falle wäre unsere Vorstellung von der Geschichte dann etwa das Resultat strenger wissenschaftlicher Untersuchung; im zweiten Falle ein vom Nationalbewusstsein aus der Fülle des Materiales der Vergangenheit zu ihren Behufen geschaffenes Bild. Allein — in der Wirklichkeit lassen sich solche theoretische Unterscheidungen nicht immer rein durchführen. Der Historiker, der wissenschaftlich-objektiv die Wirkung der Geschichte festzustellen versucht, wird öfters bei der an jeder historischen Arbeit notwendig verbundenen Auswahl und Wertung des Stoffes durch das schon im Bewusstsein (oder vielleicht auch nur im Unterbewusstsein) vorhandene und nach den heutigen Idealen gestaltete Traditionsbild geleitet. Und wenn es verschiedene nationale Ideale gibt, so kommen auch verschiedene „Arten“ der Geschichte heraus: in unserem Falle zum Beispiel entweder eine tschechoslovakische, oder aber eine tschechische und eine slovakische.

Es wäre daher zweifellos naiv, die Frage stellen zu wollen, welche von den beiden Geschichtsauffassungen die richtige sei, die tschechoslovakische oder die nur-slovakische. So einfach liegt die Sache eben nicht. Und wenn wir uns trotzdem die Frage nach der Gemeinschaftlichkeit der tschechischen und slovakischen

¹⁾ Vgl. Daniel Rapant, *Národ a Dejiny, Prúdy VIII*, S. 470 ff.

Vergangenheit vorlegen müssen, so wollen wir gleich vom Anfang Unterschied machen zwischen der politischen und kulturellen Vergangenheit. Zwei Hauptfragen werden uns daher beschäftigen. Erstens, ob es je in früheren Zeiten Ansätze zu, oder Streben nach einem tschechoslovakischen Staate gegeben hat. Und zweitens, bis zu welchem Grade sich, trotz der immer-, oder fast immerdauernden politischen Trennung, eine in sprachlicher, literarischer, religiöser oder sonstiger Hinsicht einheitliche tschechoslovakische Kultur gestaltet hat.

Wir wollen in diesem Kapitel die erste Frage zu beantworten versuchen. Zu diesem Zwecke müssen wir auf die älteste Geschichte der heutigen Tschechen und Slovaken zurückgreifen. Ihre Urväter sind, nachdem die früheren keltischen¹⁾ und germanischen²⁾ Bewohner der Sudeten- und Karpatenländer in dem Strudel der Völkerwanderung verschwunden oder nach andern Ländern abgezogen waren, in Böhmen, Mähren und die Slovakei eingedrungen und haben die damals bewohnbaren Teile dieses Gebietes besiedelt. Wann diese neue slavische Einwanderung geschah ist nicht mit Sicherheit zu sagen; gewöhnlich aber nimmt man an in der zweiten Hälfte des fünften oder in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Zwar gibt es (tschechische) Forscher, welche sie (auf archäologischen Gründen) viel früher — sogar 500 Jahre vor Christus!³⁾ — stellen wollen, aber es könnte sich dabei höchstens um vereinzelte slavische Niederlassungen mitten im keltischen, bzw. germanischen Gebiet handeln, denn die geschriebenen Quellen sprechen für die frühere Zeit nur von Kelten und Germanen⁴⁾. Ja sogar für das sechste Jahrhundert ist die Anwesenheit der Slaven in Böhmen nicht quellenmässig bestätigt. Weil aber im siebenten Jahrhundert der fränkische Kaufmann Samo die Slaven oder Wenden zum Aufstand gegen ihre avarischen Unterdrücker führte und nach siegreichem Erfolg sein Reich unter ihnen gründete — wobei Böhmen, wie man gewöhnlich annimmt⁵⁾,

¹⁾ z. B. die Boji und Cotini.

²⁾ z. B. die Markomannen und Quaden.

³⁾ Niederle, *Slovanský svět*, S. 71—72. Ders., *Slovanské starožitnosti III*, S. 182—183.

⁴⁾ Novotný, *České dějiny I*, 1, S. 187 ff.

⁵⁾ Šafařík, *Slovanské starožitnosti, Oddíl dějepisný, okres druhý*,

den Kern bildete — so müssen die böhmischen Slaven schon vor der Avarenherrschaft, also vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts in ihrer neuen Heimat gewesen sein. Denn eine Einwanderung während dieser Herrschaft ist doch wohl kaum denkbar, es sei denn, dass man annimmt dass die Slaven in Böhmen von den Avaren dort angesiedelt wurden ¹⁾. Dann hätten sie aber aus dem Südosten kommen müssen, während philologische und archäologische Argumente zugunsten einer Herkunft aus dem Norden sprechen ²⁾. Für Böhmen — und vielleicht auch für den grössten Teil Mährens — dürfen wir also mit ziemlich grosser Wahrscheinlichkeit die slavische Einwanderung spätestens in das sechste Jahrhundert stellen. Gilt dasselbe nun aber auch für die Slowakei? Es besteht kein einziges Argument dagegen, andererseits haben wir auch keine einzige Andeutung, welche dafür sprechen würde. Ja, wenn wir wüssten, oder mit einigem Rechte vermuten könnten, dass die Besiedelung der Slowakei vom Westen, also von Mähren her geschehen wäre, wie es Chaloupecký behauptet ³⁾! Dann wäre die „slovakische“ Einwanderung als ein Teil der „tschechischen“ zu betrachten und könnten wir sie mit gutem Gewissen in dieselbe Zeit stellen. Aber Chaloupecký's Behauptung ist aus der Luft gegriffen; nach andern Forschern ist es sogar wahr-

(Praha 1863) S. 435 stellt die Gründe dar, warum das in der einzigen verlässlichen Quelle, dem fränkischen Chronisten Fredegar, nicht näher ange deutete Reich Samos in Böhmen lokalisiert werden muss. Was dagegen in neuerer Zeit von B. Bretholz (Geschichte Böhmens und Mährens I, S. 34 ff.) angeführt wird auf Grund einer mehr als zweihundert Jahre späteren Quelle (die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*, Mon. Germ., S. S. XI) ist wenig stichhaltig. Bretholz bestreitet nicht einmal die Gründe, die von Goll in *MI Ö G XI* (1890), S. 442—446 beigebracht worden sind zur Entkraftung des Zeugnisses der *Conversio . . . Carantanorum*, welche Samos Reich in Kärnten lokalisiert. Auch die Argumente Škultéty's (Nehaňte l'ud mōj, T. Sv. Martin 1928, S. 27—28) zugunsten der Lokalisierung von Samos Reich in Kärnten oder in den Alpenländern überhaupt, sind schwach. Die traditionelle Auffassung findet man bei Palacký, *Dějiny národa českého I*, S. 95; Novotný, *České dějiny I*, 1, S. 215—217; Bachmann, *Gesch. Böhmens I* (1899), S. 85 ff.

¹⁾ Das behauptet Bachmann, *Geschichte Böhmens I*, S. 61.

²⁾ Novotný, a. a. O. I, 1, S. 200 und 203—204; Niederle, *Slovanské starožitnosti III*, S. 182—183.

³⁾ Chaloupecký, *Staré Slovensko*, S. 24—25.

scheinlicher, dass die (später so genannten) Slovaken aus dem Norden, über die Beskiden- und Karpatenpässe in die Slowakei gedrungen sind und von dort aus auch den südlichen Teil Mährens, wo bekanntlich noch jetzt die Bevölkerung den Namen Slovaken trägt, kolonisiert haben ¹⁾.

Und auch die Nachrichten über das Reich Samos lassen keine einzige Folgerung auf die Slovaken zu. Ausser dem oben besagten wissen wir von diesem ephemeren Staatsgebilde nicht viel mehr als dass es von etwa 623 bis etwa 658 bestanden hat ²⁾, dass sein Fürst sich gegen den fränkischen König Dagobert zu handhaben wusste, dass das Reich aber nach seinem Tode auseinanderfiel. Und wenn schon die Lokalisierung seines Kernlandes nicht ganz sicher ist, um so weniger die Ausdehnung dieses Reiches, bezw. seine Ausbreitung über die Slowakei. Fredegar meldet darüber nichts; was die neueren Geschichtsschreiber davon sagen ist blosser Vermutung ³⁾. In Samos Schöpfung einen Prototypus des tschechoslovakischen Staates zu sehen, wäre erst recht eine kühne Spekulation! Bis zum neunten Jahrhundert wissen wir über die Slovaken nichts positives; daher auch nichts über ein eventuelles gemeinschaftliches Auftreten mit den Tschechen bei der Besiedelung oder bei der ersten primitiven Staatsbildung.

Aber im neunten Jahrhundert geht ein helleres Licht über die Geschichte dieser Länder auf. Da sehen wir das wichtigste Ereignis der früheren slowakischen, tschechoslovakischen und slavischen Geschichte überhaupt: das Grossmährische Reich. Es ist dies eigentlich ein mährisch-slovakischer Staat, denn der erste Mährerfürst von dem wir wissen, Mojmir, hat in den Jahren zwischen 833

¹⁾ Niederle, *Slovanské starožitnosti III*, S. 205 (Ganz mit Unrecht verweist Chaloupecký auf diese Stelle). Siehe auch V. Hrubý in *Č M M* 51, S. 255.

²⁾ Novotný, *České dějiny I*, 1, S. 211—214.

³⁾ Palacký (*Dějiny nár. č. I*,³ S. 95) spricht von einer Ausbreitung gegen Osten bis an die Tatra; Chaloupecký (*Staré Slovensko*, S. 25) meint, die Slowakei hätte ohne Zweifel teilgenommen an dem Aufstand unter Samo, wenn auch in den Nachrichten darüber nichts positives zu lesen ist; Krofta (*Čtení o ústavních dějinách slovenských*, S. 9) bezweifelt dagegen sehr die Zugehörigkeit Mährens zum Reiche Samos, geschweige denn die der Slowakei.

und 836 seine Macht über die Westslovakei ausgebreitet indem er Privina, den Fürsten von Neutra (Nitra) aus seinem Lande vertrieb¹⁾. Weitere Expansion findet dann vorläufig nicht statt, bis auf die Zeit Svatopluku (also nach 870). Wichtig ist aber in der erstfolgenden Zeit die Einführung des Christentums und im Zusammenhang damit das Verhältnis zum römisch-germanischen Abendlande und zum byzantinischen Osten. Zwar ist dies eigentlich ein Stück Kulturgeschichte, es hängt aber so eng mit der politischen Geschichte zusammen, dass wir es in diesem Zusammenhang nicht umgehen können.

Das Christentum kam zuerst vom Westen. Mit der politischen Expansion des fränkischen Reiches ging auch hier an der Donau die Verbreitung des Christentums zusammen. In der nach der Vernichtung der Avarenherrschaft von Karl dem Grossen gegründeten pannonischen Mark wurde das Evangelium von Salzburg aus, dem Hauptsitz der Mission in diesem Gebiete, den Donauslaven gepredigt. Bald kamen die deutschen Missionare auch in das nördlich der Donau gelegene slavische Gebiet hinüber. Von Privina wissen wir dass er, obzwar er selber Heide war, im Jahre 830 in Neutra eine christliche Kirche gründete, welche vom Salzburger Bischof selber eingeweiht wurde. Auch Mojmir hat die Verkündigung des Christentums in seinem Reiche begünstigt und sein Nachfolger Rastislav (846—870) war schon selber Christ²⁾. Dieser hat sich aber vom abendländischen Christentum abgewandt.

Er fürchtete nämlich, wie es scheint, den durch die deutsche Mission in seinem Lande zunehmenden deutschen Einfluss. Und weil auch die der slavischen Sprache unkundigen und zudem häufig als Feinde betrachteten deutschen Missionare keinen genügenden Erfolg hatten³⁾, richtete er sich mit der Bitte an den Papst, er möge ihm slavische Prediger in sein Reich schicken. Rom hatte aber für dieses Ersuchen kein Verständnis, und darauf wendete sich Rastislav an den Kaiser des Oströmischen Reiches Michael III⁴⁾. Dieser sandte im Jahre 864 die beiden Brüder aus Thessalonike, die „Slavenapostel“ Cyrillus und Methodius.

¹⁾ Novotný, České dějiny I, 1, S. 292—'3.

²⁾ Novotný, a. a. O., S. 316.

³⁾ Novotný, a. a. O., S. 312—'13.

⁴⁾ ibid. S. 320—'21.

Ihre Bedeutung für die altkirchenslavische Sprache ist bekannt und braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Uns interessiert vor allem der Erfolg ihrer Arbeit im Grossmährischen Reiche. Der war gewiss nicht unbedeutend. Drei Jahre predigten sie in der slavischen Sprache, die sie auch statt der lateinischen beim Gottesdienst einführten. Dann reisten sie nach Rom um die Genehmigung des Papstes auf die slavische Liturgie zu erbitten. Dort in Italien starb Cyrillus, Methodius aber kehrte als Erzbischof von Pannonien in das slavische Land zurück, wo er weitere fünfzehn Jahre an seiner grossen Aufgabe arbeitete. Nicht ein abendländisch-lateinisches, sondern ein orientalisches-slavisches Christentum schien daher die künftige Religion der Grossmährer und Donauslaven, wenn auch aus dem Verhalten der Slavenapostel und des Rastislav hervorgeht, dass ihnen eine prinzipielle anti-römische Tendenz fern lag¹⁾ — wie ja überhaupt die Spaltung zwischen der römischen und griechischen Kirche noch nicht vollkommen war. Bei der endgültigen Trennung aber hätten sich die Grossmährer und Donauslaven nicht unwahrscheinlich dem Morgenlande, also dem byzantinischen Kulturkreis, angeschlossen. So war wenigstens die Aussicht.

Wir wissen, dass es nicht geschehen ist. Die tieferen Ursachen dafür wollen wir hier ruhen lassen. Der direkte Anlass zu der Rückkehr nach dem Abendlande war das Auftreten Svatopluku. Er war der Neffe Rastislavs und in den letzten Jahren seiner Regierung Teilfürst — wahrscheinlich über die Slovakei²⁾. Im Jahre 870, als Rastislav gegen das deutsche Reich Krieg führte, verbündete sich Svatopluk mit den Feinden seines Oheims, gab ihm in ihre Macht und wurde selber Herr des Grossmährischen Reiches. Er hat sich nun auf die Dauer mit dem Methodius verfeindet. Dieser wurde wiederholt von der deutschen Geistlichkeit belästigt und wegen der slavischen Liturgie und angeblicher (griechisch-orthodoxen) Ketzereien in Rom angeklagt. Dort war die Stimmung dem Methodius nicht mehr so günstig wie vorher. Es kam sogar das Verbot der slavischen Messe. Und als sich dann schliesslich die deutschen Priester (insbesondere Wiching, der Bischof von Neutra) um

¹⁾ Novotný, a. a. O. S. 316 ff.

²⁾ Novotný, a. a. O., S. 343; Chaloupecký, Staré Slovensko, S. 26.

Svatopluks Gunst bewarben und sich gegenüber seinen Ausschweifungen nachsichtig zeigten, während der strenge Methodius sie scharf verurteilte, wurde der Bruch vollkommen. Methodius tat Svato­pluk und Wicing in den Bann, starb aber bald darauf (885); seine Jünger wurden von Svato­pluk aus dem Lande vertrieben und flüchteten nach Bulgarien. Die lateinische Kirche wurde wieder die herrschende, wenn sich auch hier und da die slavische Liturgie noch längere Zeit zu erhalten wusste. Ob es nun ausschliesslich persönliche Motive waren, welche Svato­pluk zu diesem Schritt trieben¹⁾, oder ob auch politische Erwägungen mit im Spiel waren²⁾ mag dahingestellt bleiben. Die Hauptsache ist, dass alle „tschechoslovakischen“ Slaven auf immer dem abendländischen Christentum angegliedert wurden. Die überragende Bedeutung dieser Tatsache für das Verhältnis der zwei Hauptstämme braucht wohl kaum betont zu werden. Denn, setzen wir mal den Fall, die Slovaken und Mährer wären bei der orthodoxen Kirche geblieben, so wäre es doch sehr zweifelhaft gewesen, ob auch die Tschechen sich dieser Kirche angeschlossen hätten. Zwar ist der Tschechenfürst Bořivoj wahrscheinlich von Methodius getauft worden³⁾ und hat sich die slavische Liturgie auch in Böhmen verbreitet, aber dieses Land war dem deutschen, das heisst dem abendländischen Einfluss viel mehr ausgesetzt als die Slovakei, wie auch später seine politische Unterwerfung unter das deutsche Reich — im Gegensatz zu der Slovakei! — beweist. Und so wäre nebst der politischen auch eine religiöse Spaltung zwischen den Tschechen und Slovaken ganz gut denkbar gewesen. Sie ist aber nicht eingetreten. Das Schicksal der Serbokroaten ist den Tschechoslovaken erspart geblieben.

Die Regierung Svato­pluks ist noch in anderer Hinsicht wichtig. Unter ihm stieg das bescheidene mährisch-slovakische Reich des Moj­mír und Rastislav rasch zu einer slavischen Grossmacht empor. Der Anschluss an die römische Kirche bedeutete nämlich für Svato­pluk noch keineswegs eine demütige Unterwerfung unter die deutsche Oberhoheit. Er hat sie zwar theoretisch anerkannt, in Wirklichkeit aber sich ganz unabhängig benommen und, teils sogar auf Kosten

¹⁾ Vgl. Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reiches III, S. 257.

²⁾ wie es Novotný (a. a. O., S. 364 ff.) will.

³⁾ Novotný, a. a. O., S. 380 ff.; Dümmler, a. a. O. III, S. 339.

der deutschen Macht, grosse Gebiete erobert. Böhmen hat sich seiner Herrschaft unterworfen — ob freiwillig oder durch Gewalt ist ungewiss —; die Sorben bis an die Saale und Oder wurden ihm untertänig und gegen die heidnischen Polen an der Weichsel kämpfte er erfolgreich¹⁾. Im Süden breitete er seine Macht nach einem glücklichen Krieg gegen Arnulf von Kärnten über die pannonischen Slaven aus; im Südosten grenzte sein Gebiet an dasjenige der damals in der Theissebene herrschenden Bulgaren²⁾. Ein riesenhaftes Gebilde also, aber schnell und wild emporgeschossen wie das bei halbbarbarischen Völkern so oft zu geschehen pflegt. Es ruhte wie es scheint hauptsächlich auf der persönlichen Kraft seines Herrschers, denn nach dessen Tod in 894 stellte sich bald der Zerfall ein. Böhmen entzog sich sofort dem Gehorsam und stellte sich wieder unter den deutschen König Arnulf. Dadurch musste auch das sorbische Gebiet aufgegeben werden, während anderseits Pannonien verloren ging. Der Sohn und Nachfolger Svato­pluks, Moj­mír II, wehrte sich eine Zeit lang erfolgreich gegen den deutschen Feind; seine Macht wurde aber geschwächt durch Streitigkeiten mit seinem Bruder Svato­pluk, der einen Teil des Landes — vielleicht wieder die Slovakei — inne hatte und sich sogar zeitweilig — nach dem Beispiel seines gleichnamigen Vaters — mit dem Feinde verbündete, in der Hoffnung seinem Bruder die Herrschaft zu entreissen. Das war doppelt gefährlich, weil ein neuer Feind hinzugekommen war, der dem Reiche verhängnisvoll wurde: die Magyaren. Schon während der letzten Jahren Svato­pluks waren sie vereinzelt aus dem Südosten in die Donauebene gedrun­gen; die Hauptmasse kam bald nach seinem Tode³⁾. Gegen sie führte Moj­mír II einen verzweifelten Kampf, bis er schliesslich unterlag. Wann und wo das geschah, ist unbekannt. Wahrscheinlich war es um das Jahr 906; in 908 existiert das Grossmährische Reich nicht mehr⁴⁾.

¹⁾ Novotný, a. a. O., S. 378—'79.

²⁾ Die Grenzen im Süden und Südosten sind ganz unsicher. Vgl., ausser Novotný und Dümmler a. a. O., Huber in M I Ö G II, S. 372—'74.

³⁾ Novotný a. a. O., S. 433 f.; Dümmler a. a. O. III, S. 534.

⁴⁾ Nicht gelöst — aber in unserem Zusammenhang untergeordneten Ranges — ist die Frage, ob Arnulf die Magyaren gegen das mährische Reich herbeigerufen hat, oder nur, als sie schon gekommen waren, von ihrer

In neuerer Zeit sind über dieses Reich kühne Spekulationen gemacht worden. Der grosse tschechische Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts, Palacký, sah in ihm einen Staat, der eine grosse Zukunft versprach: bei günstigen Bedingungen hätte sich, „nicht ohne die Wirkung des byzantinischen Geistes“, aus diesem Kern ein grosses osteuropäisches slavisches Reich entwickeln können wie das fränkische in Westeuropa, ein Reich, das seine christliche Kultur über die ihm angehörigen Slaven hätte verbreiten und der osteuropäischen Geschichte des letzten Jahrtausends ein ganz anderes Gepräge hätte geben können. Aber die hereindringenden Magyaren hätten diese entkeimende Pflanze, bevor sie zur vollen Blüte gekommen war, zerstört und vernichtet ¹⁾.

Abgesehen davon, dass derartige hypothetische Betrachtungen über historische Möglichkeiten immer Gefahr laufen sich in sterile Phantasiebilder zu verlieren, gibt uns die Geschichte des Grossmährischen Reiches genügenden Anlass, derartige Potenzen in ihm vorzusetzen, wie es Palacký tat? Waren Mähren und die Slovakei wirklich nahe daran, das politische und kulturelle Zentrum des Slaventums zu werden? Es ist kaum denkbar. Die Riesenexpansion des Reiches fing doch erst bei Svatopluk an und hörte nach seinem Tode sofort wieder auf. Die Blütezeit war daher viel kürzer als diejenige des fränkischen Reiches Karls des Grossen, welches von Palacký mit Unrecht den Slaven als Ideal vor Augen gesetzt wird. Wenn schon dieses Reich auf der persönlichen Kraft seines Herrschers beruhte und als ein schwächerer kam auseinanderfiel — wie viel leichter konnte das dem Grossmährischen Reiche geschehen, dessen Existenzbedingungen viel ungünstiger waren. Denn es ist un wahr, dass ein blosser Zufall, nämlich die Magyareninvasion den Zerfall des Reiches verursacht hätte: die Loslösung Böhmens und der Elbeslaven, welche sofort nach dem Tode Svatopluks erfolgte, wurde doch keineswegs von den Magyaren herbeigeführt. Und schliesslich sollte man diesen Magyareneinfall doch

Hilfe dankbaren Gebrauch gemacht hat. Siehe darüber: Palacký, *Dějiny národa českého* usw. (3e Aufl. 1876) I, 1, S. 162; Dümmler a. a. O. III, S. 442—'43; Novotný a. a. O. I, S. 410.

¹⁾ Palacký, *Dějiny národa českého* usw., I, 1, S. 225—'26. Ähnlich, wenn auch nicht so verwegen, äussert sich E. Denis in *Lavisse-Rambaud, Histoire générale* I, S. 712.

auch nicht als einen unerwarteten Zufall betrachten: er war eben eine Episode der immer wiederkehrenden asiatischen Angriffe auf Europa, denen die Slaven durch ihre geographische Lage am meisten ausgesetzt waren. Ausserdem wurden sie an der anderen Seite von den nach Osten drängenden Deutschen in die Enge getrieben. Ihre Lage war daher äusserst ungünstig: was für eine reelle Basis haben dann aber noch die Hypothesen über die fabelhaften Entwicklungsmöglichkeiten eines slavischen Grossstaates? Zumal wenn, nach fast einstimmigem Geständnis der kompetenten (auch slavischen!) Beurteiler ¹⁾ die Slaven sich auch damals nicht durch starkes Zusammenhalten ausgezeichnet haben. Die Neigung zum Auseinandergehen in eine westliche und eine südöstliche Hälfte war ja schon vor dem Auftreten der Magyaren da: hatte nicht Svatopluk die Jünger des Methodius nach Bulgarien vertrieben und sich definitiv dem Abendlande angeschlossen? ²⁾ Das Bild eines hoffnungsvoll aufblühenden aber vorzeitig von den Magyarenhorden zertretenen, allslavischen Reiches unter slovakischer Führung — so wie es auch in neuerer Zeit noch häufig von slovakischen Nationalisten geträumt wird — gehört also ins Reich der unhistorischen Phantasien. Nicht einmal das grosse Gut der nationalslavischen Kirchenkultur, das das mährische Reich den Slaven als Erbschaft hinterlassen hat, wurde allslavischer Gemeinbesitz. Um so geringer war die *politische* Bedeutung dieses Staates als allslavisches Reich.

Hatte er aber vielleicht eine solche Bedeutung für die „tschechoslovakische“ Gruppe unter den Slaven? War er also etwa der Prototypus eines tschechoslovakischen Nationalstaates? Auch das lässt sich kaum behaupten. Der Anschluss Böhmens an das Reich war nur lose und vorübergehend, dauerte nur von 880—894, also nicht einmal volle fünfzehn Jahre ³⁾. Dazu gehörten in dieser Zeit ausser Böhmen noch verschiedene andere slavische Länder zu dem Reiche; von einem spezifisch böhmisch-mährisch-slovakischen

¹⁾ Palacký, a. a. O.; Denis, a. a. O. I, S. 703, u. v. a.

²⁾ Vgl. Novotný, a. a. O., I, 1, S. 435—436. Auch Seton-Watson, *Racial problems in Hungary*, S. 18, urteilt skeptisch über die Anschauungen Palacký's.

³⁾ Novotný, a. a. O., I, 1, S. 380 ff.

Staat darf also nicht die Rede sein ¹⁾. Das Grossmährische Reich war, geopolitisch gesprochen, ein mährisch-slovakischer Staat, der nach einer kurzen Ausdehnungsperiode zerfiel und unterging. In wiefern die heutigen Slovaken das Recht haben auch in ethnographisch-nationaler Hinsicht von einem spezifisch slovakischen Staat zu sprechen, darüber werden wir später handeln, wenn wir die Stammesart der alten „Slovaken“ im allgemeinen in Betracht nehmen werden.

Nach dem Untergang des Grossmährischen Reiches wurde der politische Schwerpunkt der tschechoslovakischen Länder auf immer nach dem Westen, nach Böhmen, verlegt. Das über den mittelböhmischen Tschechenstamm regierende Fürstengeschlecht der Přemysliden breitete allmählich seine Macht über die übrigen slavischen Stämme Böhmens aus, welche später auch den Namen des führenden Volkes annahmen. Von den Fürsten des zehnten Jahrhunderts ragt hervor der heilige Wenzel (920—929), der mit mönchischem Eifer die Christianisierung seines Volkes vollenden wollte und in gutem Freundschaftsverhältnis zu seinem Lehnherren, dem deutschen König Heinrich I stand. Sein tragischer Tod im jugendlichen Alter — er wurde 929 von einer feindlichen Partei an deren Spitze sich sein eigener Bruder Boleslav gestellt hatte ermordet — hat ihm für die Nachwelt die Aureole des Märtyrers gegeben: noch heutzutage wird er als tschechischer Schutzpatron verehrt.

Unter seinen Nachfolgern Boleslav I (929—967) und Boleslav II (967—999) wuchs die tschechische Macht schon über Böhmen hinaus. Der Umfang dieser Expansion ist aber nicht genau bekannt. Zwar wissen wir bestimmt, dass Oberschlesien und das Krakauer Gebiet Böhmen unterworfen waren; ob aber auch Mähren und die Slowakei zum Reich der Boleslaven gehörten ist eine vielumstrittene Frage. Indem die ungarische Historiographie allgemein schon für das zehnte Jahrhundert die Untertänigkeit „Oberungarns“ unter der Magyarenherrschaft behauptet und B. Bretholz die Angehörigkeit Mährens zu Böhmen für diese Zeit abstreitet ²⁾ (demzufolge

¹⁾ Škultéty, Slovenské Pohl'ady 41, S. 642—'43.

²⁾ B. Bretholz, Mähren und das Reich Herzog Boleslavs II von Böhmen, A Ö G 82, S. 139—180.

diejenige der Slowakei natürlich von selbst ausgeschlossen wäre), sind die tschechischen Geschichtsforscher im allgemeinen der umgekehrten Meinung und halten an der Ausbreitung des böhmischen Reiches Boleslavs II wenigstens über Mähren, manchmal aber auch über die damalige Slowakei, fest. Schon Palacký ¹⁾ nahm als Südostgrenzen Donau, Matra und Tatra an; Novotný ²⁾ versucht die Beweisführung des Bretholz zu entkräften; Pekař, der früher der Angehörigkeit Mährens zu Böhmen sehr skeptisch gegenüberstand ³⁾, hat sich neuerdings ⁴⁾ durch die Argumente Chaloupecký's ⁵⁾ überzeugen lassen. Letzterer hat aber lebhaften Widerspruch gefunden nicht nur bei den ungarischen oder ungarisch orientierten Geschichtsschreibern ⁶⁾, sondern auch — wenigstens was die Slowakei anbetrifft — bei seinem tschechischen Kollegen V. Hrubý ⁷⁾.

Es ist unmöglich im Rahmen dieser Arbeit die vorliegende Kontroverse eingehend zu erörtern und die einzelnen Argumente auf ihren Wert zu prüfen. Die Sache scheint übrigens auch nicht übermässig wichtig und hauptsächlich formeller Art. Denn auch bei böhmischer Oberherrschaft sind Mähren und die Slowakei, besonders in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, von magyarischen Streifzügen keineswegs freigeblieben. Und wenn wir schon magyarische Herrschaft voraussetzen müssten, würde das bei dem noch halbnomadischen Zustande des magyarischen Volkes viel mehr bedeuten als Plünderung und Tribut?

Gesetzt aber den Fall, die tschechischen Geschichtsschreiber hätten völlig Recht, würde uns dann das Reich der Herzoge Boleslav als ein tschechoslovakischer Staat erscheinen? Wir meinen keineswegs, denn Oberschlesien und das Krakauer Gebiet gehörten doch jedenfalls auch zu dem Reiche! Man könnte viel eher von einem Westslavischen Reiche unter tschechischer Leitung sprechen,

¹⁾ Děj. nár. č. I³, 1, S. 252—'53.

²⁾ České dějiny I, 1, S. 563 ff.

³⁾ Č Č H X, S. 45—58.

⁴⁾ Č Č H XXXI, S. 593—603.

⁵⁾ Staré Slovensko, besonders S. 28 ff.

⁶⁾ z. B. A. Brückner, Ungarische Jahrbücher VI, S. 460—462.

⁷⁾ in Č M M LI, S. 254 ff.; vgl. auch Chaloupecký, Č Č H XXXII und XXXIII.

das in gewissem Sinne in dem Reiche des polnischen Fürsten Boleslav Chrobry, der in dem ersten Viertel des elften Jahrhunderts ausser Polen und Schlesien auch Mähren beherrschte, und sogar Böhmen auf kurze Zeit eroberte, seine Fortsetzung fand.

Diese und derartige Staatsformationen zeigen zur Genüge, dass es in dieser Zeit differenzierte staatsbildende Nationen noch nicht gab. Die Nationen sind viel mehr erst von den Staaten geschaffen worden. Dabei aber beweisen die Staatsbildungen des neunten bis elften Jahrhunderts, dass auch die sogenannten natürlichen Grenzen bei der Ausdehnung des Staatsgebietes eine geringe Rolle spielten; denn fortwährend greifen die Herrscher dieser Zeit über die natürlichen Grenzen ihres Kernlandes hinaus. Sie hatten dafür ein klassisches Beispiel in den Römerzügen der deutschen Kaiser.

Erwägungen wie diese machen uns schon im voraus ein wenig skeptisch, wenn wir in Chaloupecký's Staré Slovensko neben der speziellen Argumentation zugunsten des Anschlusses der Slowakei an Mähren und Böhmen im zehnten Jahrhundert, als Hauptthese die geographische Individualität der Slowakei, mit Abschluss gegen Ungarn und Neigung zum Nordwesten behauptet finden. Das will nicht sagen, dass wir die von Chaloupecký bewiesene, schon oben ¹⁾ erwähnte, Tatsache leugnen wollen, dass es im frühen Mittelalter zwischen der Slowakei und dem Alföld eine natürliche Grenze gab und zwar die Donau mit dem sumpfigen Landstreifen ihren Ufern entlang und im Osten und Südosten der grosse mittel-slovakische Bergwald. Sogar die Befestigung dieser Grenze hat Chaloupecký nachgewiesen ²⁾ und damit den Beweis geliefert, dass sie einmal als strategische, somit auch als politische Grenze Dienst getan hat, und wenn schon, dann natürlich vor dem elften Jahrhundert. So weit können wir Chaloupecký beipflichten, wenn auch dieses: „vor dem elften Jahrhundert“ nicht notwendig bedeuten muss: „im zehnten Jahrhundert,“ und also aus dieser Grenzbefestigung nicht notwendig hervorgehen muss, dass hier im zehnten Jahrhundert, wenigstens in der zweiten Hälfte, die tschechisch-

¹⁾ S. 12.

²⁾ Staré Slovensko, S. 95 ff., bes. S. 98. Über das Grenzsicherungssystem des alten Ungarns, die sogenannte Clausa, vgl. im allgemeinen J. Székfi, Der Staat Ungarn, Berlin 1918, S. 30 ff.

ungarische Grenze lief, wie Kadlec konkludiert hat ¹⁾. Diese südliche und südöstliche Grenzbefestigung könnte ja doch auch auf das neunte Jahrhundert, also auf das Grossmährische Reich, zurückgehen.

Ganz bestimmt nicht bewiesen ist aber nach unserer Meinung die Behauptung Chaloupecký's ²⁾, dass infolge der angedeuteten geographischen Verhältnisse die Slowakei in dieser Zeit enger mit Mähren als mit Ungarn verbunden war. Dann müsste ja der Nordwestgrenze gegen Mähren als natürlicher Grenze eine viel geringere Bedeutung zukommen als der Süd- und Südostgrenze. Wenn man aber die Stellen nachschlägt, wo Chaloupecký diese Nordwestgrenze beschreibt ³⁾, so findet man überall dasselbe Bild: einen breiten Streifen Urwald und sumpfige Wüste zwischen der March und den Kleinen (weiter nördlich den Weissen) Karpaten ⁴⁾. Nirgends zeigt es sich, dass dieser Grenzsaum eine geringere Scheidungskraft gehabt hätte als derjenige der Donau. Die Zahl der Zugangswege von Mähren aus in die Slowakei war sogar um einen weniger als diejenige von Ungarn aus ⁵⁾. An einer Stelle seines Buches ⁶⁾ behauptet Chaloupecký sogar selber, dass das Donaugrenzgebiet ein gleich wichtiges strategisches und natürliches Hindernis war wie die Grenzwälder im Westen, Norden und Osten. Also nicht wichtiger als der Grenzwald des Westens! Ja, es gab sogar eine Stelle, wo nach Chaloupecký das slovakische Gebiet die Donau überschritt: bei Gran, an einem der wichtigsten Zugangswege nach Ungarn gelegen. Die Diözese des späteren, von Stefan dem Heiligen gegründeten Erzbistums Gran deckte sich nach Chaloupecký in ihren Grenzen ziemlich genau mit der „alten Slowakei“. Daher hätte Gran auch wohl früher zum „slovakischen

¹⁾ Kadlec, Prúdy IX, S. 15 ff.

²⁾ Staré Slovensko, S. 18 und passim.

³⁾ ibid. S. 34, 66, 76, 84.

⁴⁾ Vgl. auch die Beschreibung Šustas: unten, S. 34.

⁵⁾ Staré Slovensko, Kap. VI (S. 76—116) und S. 299; vgl. auch die am Ende zugefügten Karten. Wir zählen zu den Wegen nach Ungarn nicht nur die drei oder vier Übergänge über die Donau (Staré Slovensko, S. 108 und 239), sondern auch die zwei östlicheren Zugangswege, nämlich via Szob die Donau entlang und diejenige entlang der Eipel. Sie führten doch auch in das ungarische Gebiet.

⁶⁾ Staré Slovensko, S. 69.

Land" gehört ¹⁾. Das bedeutet aber eine gewisse Gravitation nach dem Süden, nach Ungarn. Worauf stützt sich dann aber noch die Behauptung, dass die alte Slovakei mehr zu Mähren als zu Pannonien gehörte?

Wenn wir nun aber annehmen müssen, dass die Grenzen das slovakische Land so ziemlich gleich nach dem Nordwesten und nach dem Südosten abschlossen ²⁾, so bedeutet das auch, dass die ungarische Auffassung, nach welcher „Grossungarn" schon vom Anfang ab eine ideale geographische Einheit bildete, unrichtig sein muss. In dieser Hinsicht hat Chaloupecký völlig recht, wenn er behauptet, diese Einheit sei erst später, nach dem Anschluss der Slovakei an Ungarn, durch Trockenlegung der Sümpfe und Rodung des Waldes, entstanden ³⁾. Dass aber in diesem Anschluss von geographischem Standpunkte aus etwas unnatürliches gelegen wäre, wie Chaloupecký es darstellt ⁴⁾, darin können wir ihm, nach dem oben besagten, nicht beistimmen, weil wir weder die vorzugsweise Neigung der Slovakei nach Mähren, noch die übergrosse Bedeutung der sogenannten natürlichen Grenzen für diese Zeit anerkennen ⁵⁾.

Es bleibt jetzt noch die Frage, wann die Slovakei definitiv unter Ungarn kam. Darüber gehen — wie wir schon wissen — die Meinungen auseinander. Chaloupecký, der die Unterwerfung am spätesten stellt, meint, diese sei zwischen 1025 und 1039 geschehen. In 1039 starb nämlich Stefan der Heilige von Ungarn, unter dessen Regierung die Eroberung der Slovakei bestimmt stattgefunden hat ⁶⁾. Vor 1025 (dem Todesjahr Boleslavs Chrobry) gehörte aber, nach Chaloupecký, die Slovakei mit Mähren noch zum polnischen Reiche, das sich bis an die Donaugrenzen ausgedehnt haben

¹⁾ Staré Slovensko, S. 116 ff., bes. S. 120. Vgl. auch Chaloupecký, Bratislava I, S. 318—320.

²⁾ In ähnlichem Sinne Chaloupecký selber: Staré Slovensko, S. 125.

³⁾ Vgl. oben, S. 12.

⁴⁾ Staré Slovensko, S. 165—166.

⁵⁾ Gegen die Überschätzung der natürlichen Grenzen, auch für die früheren Zeiten, hat nachdrücklich gewarnt Arnold van Gennep, *Traité comparatif des nationalités*, I, S. 151 ff.

⁶⁾ Staré Slovensko, S. 34.

soll¹⁾. Dieses wird aber von anderen Seiten bestritten ²⁾, und sogar wenn wir es annehmen, und dazu an der tschechischen Auffassung über den politischen Zustand der Slovakei im zehnten Jahrhundert festhalten würden, auch dann ist eine ungarische Oberherrschaft über die Slovakei vor dem Jahre 1025 noch ganz gut denkbar. Verschiedene Tatsachen sprechen nämlich dafür, dass Stefan der Heilige um das Jahr 1000 die Slovakei wenigstens zeitweilig beherrscht hat; auch Chaloupecký leugnet diese Möglichkeit nicht. ³⁾

Wie dem aber auch sei, ob die Slovakei nun dauernd oder gelegentlich schon früher ungarisch gewesen ist, unbedingt fest steht die Tatsache, dass sie seit dem Jahre 1030 ungefähr zum Königreich Ungarn gehörte. Ganz stabilisiert war dieser neue Zustand im Anfang zwar noch nicht. Es sind noch verschiedene Male von böhmischer Seite Versuche gemacht worden, die Slovakei zu erobern. Und innerhalb des Königreichs Ungarn hat das Zusammenwachsen der Slovakei mit dem Tieflande in geographischer und politischer Hinsicht wohl auch erst allmählich stattgefunden. Das eine sowie das andere müssen wir noch etwas näher betrachten.

Unter den böhmischen Fürsten, welche ihre Hand nach der Slovakei ausgestreckt haben, tritt zunächst hervor Herzog Břetislav (1034—1055), der nach dem Tode des polnischen Boleslavs die böhmische Grossmacht wieder herzustellen erstrebte. Nach der Zurückerobertung Mährens (von den Polen) hat er mehrmals Kriegszüge in die Slovakei unternommen. Zwar niemals selbständig, sondern immer in Verbindung mit den Expeditionen der deutschen Kaiser (Konrad II und Heinrich III) gegen Ungarn, wo Tronstrreitigkeiten die Gelegenheit zum Eingreifen boten. Trotzdem ist es sehr wahrscheinlich, dass Břetislav sich als Ziel seines Unternehmens die Eroberung der Slovakei gestellt hatte, denn während der gewöhnliche Weg der deutschen Heere nach Ungarn südlich

¹⁾ Staré Slovensko, S. 30.

²⁾ Brückner, *Ung. Jahrbücher* VI, S. 460—'62; Hrubý, *Č M M* LI, S. 254 ff.

³⁾ Vgl. Chaloupecký, *Č Č H* XXXII, S. 393 ff. Auch die Tradition, dass der heilige Stefan im Jahre 1000 oder 1001 in Gran zum König gekrönt worden ist, könnte darauf hinweisen: (Vgl. Fessler-Klein, *Geschichte von Ungarn*, I (1867), S. 110, und Akos von Timon, *Ungarische Verfassungsgeschichte*, S. 106).

der Donau ging, war er immer bestrebt die Slovakei zu besetzen und einmal hat er auch den deutschen Kaiser in dieses Land geführt (1042)¹⁾. Nach der Vermutung Chaloupecký's hätte er auch Pressburg (älteste Form: Brezalauspurc) gestiftet und dieser Stadt seinen Namen gegeben²⁾.

Dennoch würde man sich irren, wenn man aus diesem Streben Břetislavs herauslesen wollte, dass er die Slovakei als das gerade fehlende Glied des böhmisch-mährischen Staates beehrte. Denn wir sehen ihn auch anderswo bestrebt seine Macht zu vergrössern, und zwar — wie die böhmischen Herzoge des zehnten Jahrhunderts — in östlicher Richtung, auf Kosten Polens. Dort hat er — dieses Mal auf eigene Faust! — Krakau und sogar Gnesen erobert und gab diese Eroberungen erst zurück, als ihn Kaiser Heinrich III mit Gewalt dazu zwang (1040—'41). Das Expansionsstreben Břetislavs ist daher allgemein, nicht speziell auf die Slovakei gerichtet. Er wendet sich dorthin, wo der geringste Widerstand ist; das bedeutet in der Zeit der mächtigen Kaiser natürlich nach dem Osten und Südosten. Besondere geopolitische oder ethnographische Momente zugunsten der Slovakei treten nicht deutlich an den Tag.

Dasselbe lässt sich behaupten von dem Eroberungsstreben des zwei Jahrhunderte später lebenden böhmischen Königs Přemysl Ottokar II (1253—1278). Sein Ziel war, wie es Chaloupecký neuerdings³⁾ dargetan hat, in erster Linie die Eroberung und Sicherstellung der Länder der Babenbergischen Erbschaft (Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain). Diesem Ziele diente auch seine ungarische Politik, die auf die Eroberung wenigstens der nördlichen und westlichen Teile Ungarns, also der Slovakei und Pannoniens, ausging. Ottokar wollte dadurch seinem langgestreckten böhmisch-oesterreichischen Gebiet eine breitere geographische und politische Basis geben. Das Bemeistern der Slovakei, das dem tschechischen König auch zeitweilig gelang, war also kein Selbstzweck. Von einem tschechoslovakischen nationalstaatlichen Stre-

¹⁾ Staré Slovensko, S. 38.

²⁾ *ibid.*, S. 256; Chaloupecký, k Nejstarším dějinám Bratislavy, Sborník Fil. Fak. Univ. Komenského v Bratislavě, 1922. Diese Meinung wird aber von vielen anderen bestritten.

³⁾ Vgl. seinen Artikel: Uherská politika Přemysla Otakara II, in Pekařův Sborník Od Právěku k Dnešku I (v Praze MCMXXX), S. 130—188, bes. S. 161—162.

ben darf hier daher nicht die Rede sein; auch der damals aufgetauchte Gedanke der Wiederaufrichtung des Grossmährischen Reiches Svatopluku gibt uns kein Recht dieses Streben vorauszusetzen. Wie aber Denis¹⁾ vom Reiche Ottokars als von einer „réunion sous une dynastie nationale d'une groupe compacte des tribus slaves“ sprechen kann, ist rätselhaft. Die eroberten Gebiete waren doch grösstenteils deutsch! Mehr als dynastisches Machtsstreben lag bei Ottokar nicht vor; auf die Slovakei hat sich auch dieses nur beiläufig gerichtet.

Eine merkwürdige Episode in der Geschichte Böhmens, Ungarns und auch Polens bildet die Regierung Wenzels II (1278—1305). Nach dem tragischen Tode seines Vaters folgte während seiner Minderjährigkeit eine Zeit grosser Verwirrung, welche erst ein Ende nahm, als er selber das Regiment zu führen begann. Schon bald darauf nahm er die Eroberungspolitik seines Vaters wieder auf, bemächtigte sich des grössten Teiles des vormaligen Königreichs Sachsen, bemeisterte das Krakauer Gebiet und in 1300 sogar Grosspolen, wo er zum König gekrönt wurde. Bald darauf, in 1301, starb das ungarische Königshaus der Arpaden aus. Eine mächtige Partei im Lande, geleitet von dem Magnaten Matthias Čák von Trenčín aus der Slovakei, bot die Krone Wenzel III, dem jugendlichen Sohne Wenzels II, an. Der Vater akzeptierte sie für sein Kind, obwohl es ein gewagtes und kostspieliges Abenteuer war. Denn der junge Wenzel fand in Ungarn die Feindschaft der angiovinischen Partei, welche für die Königskandidatur Karl Roberts von Neapel geeifert hatte, und vom Papste und von König Albrecht unterstützt wurde; aber auch der wohlgesinnte Teil des ungarischen Adels war nur durch enorme Geschenke zu gewinnen. Was hat Wenzel II denn dazu bewogen sich dennoch in dieses Abenteuer zu werfen? Nach der Vermutung Šustas²⁾ nicht nur die Verlockung der Macht im allgemeinen, sondern auch besonders das Streben den polnischen, speziell den Krakauer Besitz zu sichern. „Die ungarisch-polnischen Beziehungen, insbesondere die wirtschaftlichen, waren in dieser Zeit viel reger, als die Beziehungen, welche sich zwischen Ungarn und den böhmischen Ländern ent-

¹⁾ La Question d'Autriche, Les Slovaques, S. 52.

²⁾ Josef Šusta, Dvě knihy českých dějin, I, S. 338 ff.

wickelt hatten. Für diese waren die Weissen Karpaten von Ostrau bis zu Skalice ein mächtiges Hindernis und die sumpfige Gegend an der mittleren March war seit langem durch räuberische Grenzstreifzüge berüchtigt. Demgegenüber führte ein wichtiger Handelsweg von der Mündung der Weichsel nach Krakau und weiter direkt nach Buda, und der Handel zwischen Westeuropa und Ungarn ging meistens auf diesem Wege, keineswegs auf dem Donauwege oder über Böhmen. Wer das Krakauer Gebiet fest beherrschen wollte und genötigt war die Angriffe der ruthenischen und tatarischen Nachbarn abzuschlagen, für den hatte die Herrschaft in Ungarn wirklich wesentlichen Wert. Denn jede Bewegung gegen die böhmische Regierung in Klempolen konnte gerade hier am leichtesten eine Stütze finden und die spätere Zeit zeigte wirklich, dass Vladislav Lokýtek die Rückeroberung des Krakauer Gebietes mit ungarischer Hilfe begann¹⁾.

Von einer besonderen Rücksicht auf die Slovakei zur Erklärung der Politik Wenzels II finden wir aber bei Šusta keine Spur. Dagegen nennt J. B. Novák²⁾ die Slovakei den Schlüssel der böhmischen Politik dieser Jahre. Man wollte, nach Novák, in Prag wenigstens die Slovakei besetzen, wenn schon ganz Ungarn nicht möglich war, denn dieser Besitz sei die grössten Opfer wert. Die Zustände in der Slovakei warfen diesen Gedanken gleichsam von selbst auf. Matthias Čák hatte sich dort eine ziemlich unabhängige Position erworben und dieser feudale Herr war die mächtigste Stütze für die böhmische Kandidatur. So erklärt Novák auch die reiche Beschenkung Čáks mit Gütern und Privilegien durch Wenzel III. Das war keine Nachgiebigkeit, sondern gute Politik: man konnte ja vermuten, dass ganz Ungarn nicht dauernd zu behalten war, also wollte man wenigstens die Slovakei, und zwar als Bastion zur Verteidigung des Krakauer Gebietes. Dasselbe zu demselben Zwecke hätten — meint Novák — schon die Herzöge Boleslav und Břetislav gewollt.

Belege für seine Behauptung, dass die Slovakei und nicht ganz Ungarn das Hauptziel Wenzels II war, bringt Novák nicht bei. Warum denn Wenzel III doch König des ganzen Ungarn werden

¹⁾ Šusta, a. a. O., I, S. 341.

²⁾ J. B. Novák, Slovenská čítanka (II), S. 108 ff.

musste, bleibt hier unerklärt. Aber stellen wir uns einmal einen Augenblick ganz auf Nováks Standpunkt: weshalb wäre denn die Slovakei von den böhmischen Fürsten begehrt worden? Nicht um ihrer selbst Willen, sondern doch nur als Mittel zur Befestigung der Herrschaft über Krakau! Dieses Gebiet war also auch für Novák die Hauptfigur des Spieles; die Slovakei diente nur zur Deckung. Dabei war noch die Art und Weise, in der Wenzel dieses Land zu gewinnen dachte, sehr unzweckmässig, denn Matthias Čák, ein egoistischer Opportunist, wurde bald von der tschechischen Partei abtrünnig, weil er einer selbständigen Herrschaft den Vorzug gab. Die Politik Wenzels wäre nach der Darstellung Nováks doch nicht weniger abenteuerlich gewesen, als wenn man annimmt, dass das ganze Ungarn Ziel seines Strebens war.

Wie dem auch sein möge, der junge Wenzel III hat es jedenfalls nach dem Abfall seines vornehmsten Anhängers in Ungarn nicht lange mehr ausgehalten. In 1305, als sein Vater starb und er in Böhmen und Polen die Erbschaft antreten musste, hat er die ungarische Krone niedergelegt, um sich ganz der Verteidigung des polnischen Besitzes widmen zu können. Jedoch wurde er schon im nächsten Jahre ermordet und damit starb in Böhmen das nationale Königshaus der Přemysliden aus.

Das bald (1310) an die Regierung gekommene Geschlecht der Luxemburger hatte seine dynastischen Interessen zunächst anderswo als in Ungarn: Schlesien wurde dauernd erworben gegen Verzicht auf Polen; die Lausitzen und Brandenburg kamen auch in Luxemburgische Hände; ein Versuch Tirol zu gewinnen scheiterte. Erst Sigmund, der zweite Sohn Kaiser Karls IV wendete seinen Blick wieder nach Ungarn, wo er bekanntlich durch seine Heirat mit Maria, der Tochter des in 1382 gestorbenen Ludwig I aus dem Hause Anjou, die Königskrone erwarb. Als er dann in 1419 seinem Bruder Wenzel in Böhmen nachfolgte waren die böhmische und ungarische Kronen in einer Personalunion vereinigt. Zwar noch nicht dauernd, denn beide Länder haben im fünfzehnten Jahrhundert ihre nationalen Könige gekannt: Georg von Podiebrad in Böhmen und Matthias Corvinus in Ungarn. Seitdem aber der nach Podiebrads Tod in Böhmen gewählte König Vladislav II Jagello in 1490 auch dem Matthias in Ungarn nachfolgte, ist die böhmisch-ungarische Personalunion bis auf 1918 nicht mehr unterbrochen worden.

Seit 1526 war das Geschlecht Habsburg der Träger beider Kronen. Ein böhmisches Streben nach der Slovakei ist nun fortan von selbst ausgeschlossen.

Fassen wir hier das Ergebnis unserer Untersuchung nach den Ansätzen zu einem „tschechoslovakischen“ Staate zusammen. Es lautet: im neunten Jahrhundert war Böhmen auf kurze Zeit mit Mähren und der Slovakei im Grossmährischen Reich vereinigt — aber es gehörten auch noch andere Gebiete zu diesem Staate. Ob im zehnten Jahrhundert Mähren unter der Herrschaft der böhmischen Herzöge gestanden hat, ist fraglich; ebenfalls ist es unsicher, ob die Slovakei casu quo das Los Mährens geteilt hat. Seit ungefähr 1030 ist die Slovakei ungarisch und Mähren gehört zu Böhmen; die Grenze bilden nach einigen kleinen Schwankungen die Weissen Karpaten und die untere March. Versuche böhmischer Fürste die Slovakei zu erobern hat es einige Male gegeben; Břetislav hat danach getrachtet, auch Ottokar II und vielleicht Wenzel II. Hauptziel des böhmischen Expansionsstrebens waren aber immer andere Gebiete: meistens Polen, oder auch die oesterreichischen Länder. Nirgends zeigt es sich, dass man den Besitz der Slovakei als eines normaliter zu Mähren gehörenden Landes erstrebte. Ethnographisch-nationale Momente kamen ja in dieser Zeit dynastischer Politik kaum in Betracht; geopolitische sprachen nicht deutlich für Anschluss der Slovakei an Mähren.

So wurde und blieb das slovakische Land ein Teil des Königreichs Ungarn. Alföld und Felvidék waren aber nicht sofort zu einem unteilbaren Ganzen zusammengewachsen. Wir wissen, dass die natürliche Grenze zwischen beiden erst allmählich verschwand. Aber auch staatsrechtlich befand sich die Slovakei anfänglich in einer gewissen Sonderlage. Sie bildete — wie so viele Grenzländer im Mittelalter — ein Teilfürstentum für Söhne oder Brüder des Königs. Dass ein derartiges Teilfürstentum oder besser Herzogtum (ducatus sagen die Quellen) im elften Jahrhundert in Ungarn bestanden hat, bestreitet niemand; die meisten ungarischen Geschichtsschreiber suchen es aber anderswo, nämlich in Siebenbürgen. Chaloupecký¹⁾ behauptet jedoch unter Anführung sehr triftiger Gründen, dass die Slovakei — das ist in Hauptsache die

¹⁾ Staré Slovensko, S. 40 ff.

heutige Westslovakei — und das obere Theissgebiet dieses Herzogtum bildeten. Der ungarische Historiker Pauler¹⁾ war übrigens schon früher dieser Meinung zugetan. Eine abweichende innere Entwicklung des Landes hat aber diese Sonderposition, wenigstens in unserem Fall, nicht hervorgebracht. Dafür hatte sie auch eine zu kurze Dauer: schon unter Ladislaus I (1077—'95) wurde das neu eroberte Kroatien das gewöhnliche Teilfürstentum²⁾. Dass die Slovakei ihre „politische Individualität“ bis auf die Zeit des Matthias Čák von Trenčín behalten hätte, ist slovakische patriotische Erfindung³⁾. Sie unterschied sich in staatsrechtlicher Hinsicht seit dem zwölften Jahrhundert in nichts mehr von dem übrigen Ungarn. Sie war also politisch viel enger mit Ungarn verbunden als Mähren mit Böhmen. „Mähren hatte in der früheren Zeit seine eigenen Herrscher, zwar meistens der Souveränität der böhmischen Fürsten unterworfen, aber trotzdem ziemlich selbständig regierend. Und auch in der Zeit, als dort kein besonderer Markgraf mehr regierte, hatte Mähren seine eigenen höchsten Ämter und Gerichte, seine eigenen Landtage und Gesetze, sein eigenes Verfassungsrecht“⁴⁾. Nichts von alledem in der Slovakei! Kein eigener Regent, kein eigener Landtag, keine eigenen Ämter, Gerichte, Gesetze, geschweige denn ein eigenes Verfassungsrecht. In allem war die Slovakei ein Stück Ungarn ohne weiteres; auch die Komitats- und Lokalverwaltung war derjenigen des übrigen Ungarns ganz ähnlich. Was bedeutet da noch die kurze Herrschaft des Matthias von Trenčín, der bis zu seinem Tode in 1321 seine Macht — auch dem neuen König Karl Robert von Anjou gegenüber — behauptete? Sein „Reich“ war dasjenige eines feudalen Opponenten; es hatte nichts nationales an sich⁵⁾ und verschwand mit seinem Tod.

¹⁾ Pauler Gyula, A magyar nemzet története az Árpád-házi királyok alatt, I (1893), S. 125 und 547.

²⁾ Chaloupecký, a. a. O., S. 48.

³⁾ Es war die Meinung des slovakischen Geschichtsschreibers Sasinek (vgl. Chaloupecký, a. a. O., S. 42). Man findet sie auch noch in dem sonst sehr gediegenen Werk des unlängst gestorbenen slovakischen Literaturhistorikers Jaroslav Vlček: Dejiny literatúry slovenskej²⁾, S. 4.

⁴⁾ Krofta, Čtení o ústavních dějinách slovenských, S. 5.

⁵⁾ Ähnlich Krofta, a. a. O., S. 43; Seton-Watson, Racial Problems in Hungary, S. 23; Julius Botto, Slováci, S. 16.

Auch das mehr als hundert Jahre spätere Auftreten des Hussitenanführers Jan Jiskra von Brandys in der Slovakei, das wir in anderem Zusammenhang noch näher werden betrachten müssen, hatte keine dauernden politischen Folgen. Die politische Geschichte der Slovakei seit dem elften Jahrhundert ist ein Stück ungarische Geschichte.

DRITTES KAPITEL.

STAMMVERWANDTSCHAFT UND KULTURZUSAMMENHANG BIS ZUM ENDE DES ACHTZEHNTE JAHRHUNDERTS.

Wir kommen jetzt zu der zweiten im Anfang des vorigen Kapitels gestellten Frage: in wiefern sich im Laufe der Jahrhunderte ein tschechoslovakischer Kulturzusammenhang gebildet hat. Und da wollen wir schon von vorne herein feststellen, dass die Antwort auf diese Frage nicht so negativ lauten wird, als es bei der Betrachtung des staatlichen Zusammenhanges der Fall war. Denn vom fünfzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert hat es eine den Tschechen und Slovaken gemeinsame Kultursprache und Literatur gegeben, indem nämlich die tschechische Schriftsprache sich auch unter die Slovaken verbreitet hatte. Diese Sprach- und Literaturgemeinschaft konnte aber in unserem Falle, wo ein gemeinsamer Staat, wenigstens seit dem elften Jahrhundert, nicht existiert hat, nicht in erster Linie durch politische Einflüsse verursacht sein, wie das anderswo so oft der Fall gewesen ist ¹⁾. Die assimilierende Wirkung des Staates, der öfters sogar fremdsprachigen Gebieten den Stempel der Kultur seines Kernlandes aufgedrückt hat, war hier abwesend. Daher wäre die Literaturgemeinschaft wohl ausgeschlossen gewesen, wenn nicht ein ziemlich enger Stamm- und Sprachverwandtschaftsgrad zwischen den Tschechen und Slovaken existiert hätte.

Diese Sprach- und Stammverwandtschaft bildet also die Grundlage, auf welcher sich eine — allerdings nicht vollständige! — tschechoslovakische Kulturgemeinschaft entwickelt hat. Eine sachliche Betrachtung ihrer Bedeutung, ihrer nationbildenden Wirkung, ist aber, wenigstens von Seiten der Beteiligten, ausserordentlich schwer. Denn mehr noch als die Geschichte haben Stamm und

¹⁾ Vgl. Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, Sechste Aufl. 1922, S. 3.

Sprache eine symbolische Funktion im Gefühlsleben der Nation. Wo Fürst und Staat nicht Nationalfürst und Nationalstaat sind, dort wendet sich der Nationalkultus zu dem sichtbarsten Zeichen der nationalen Eigenart: zu der Sprache, welche in diesem Falle zugleich Kennzeichen der Abstammung ist. Und in unserem Falle, wo es eben verschiedene Nationalideen gibt: eine tschechoslovakische und eine slovakische, da gibt es auch verschiedene Betrachtungen des tschecho-slovakischen Sprachverhältnisses: die einen reden von *einer* tschechoslovakischen Sprache; die anderen wollen nur von zwei Sprachen, der tschechischen und der slovakischen etwas wissen. Dass dies überhaupt möglich ist kommt daher, weil tatsächlich das Sprachverhältnis auf den ersten Blick nicht ganz klar ist.

Für die richtige Betrachtung der kulturellen Vergangenheit der Slovaken ist es aber notwendig, dass wir uns über den tschechoslovakischen Sprach- und Stammverwandschaftsgrad eine deutliche, wissenschaftlich begründete Vorstellung machen. Wir wollen dabei vom heutigen Zustand ausgehen und uns nachher zu der Vergangenheit wenden. Es ist aber nicht ratsam die Frage in der Weise wie es oft geschieht zu formulieren, nämlich ob dieslovakische Mundart eine eigene Sprache oder nur ein Dialekt des Tschechischen sei. Nicht nur wegen der symbolischen Bedeutung, die die Worte: Sprache und Dialekt in dieser Kontroverse angenommen haben, sondern viel mehr weil sie gar keines scharf umrissenen Begriffe sind. Ihre relative Bedeutung haben J. Zubatý ¹⁾ und N. van Wijk ²⁾, gerade in Bezug auf unseren Fall, nachdrücklich betont.

Fragen wir also lieber ganz allgemein nach dem Sprachverwandschaftsgrad zwischen dem Tschechischen und Slovakischen. Wir können dabei sofort feststellen, dass beide zu der westslavischen Sprachengruppe gehören. Zwar ist auch das geleugnet worden — wir werden später darauf zurückkommen — aber heute zweifelt niemand mehr daran. Ist nun aber die tschecho-slovakische Sprachverwandschaft so eng, dass man in der westslavischen

¹⁾ Jozef Zubatý, Slovenčina a čeština, Sborník Matice Slovenskej I, č. 3—4, S. 33 ff.

²⁾ N. van Wijk, Čechies-Slovaaks-Čechoslovaaks, Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, afdeling Letterkunde, Deel 65, Serie A No. 8, (Amsterdam 1928), S. 3.

Gruppe von *einem* tschechoslovakischen Sprachgebiet neben dem polnischen und sorbischen sprechen kann? Oder darf das Slovakische eine ebenbürtige Stelle neben dem Tschechischen, Polnischen und Sorbischen beanspruchen? Hierauf muss, nach der Aussprache der führenden slavischen Philologen die Antwort lauten: wir müssen *ein* tschechoslovakisches Sprachgebiet annehmen. Zwar hat vor etwa dreissig Jahren der russische Gelehrte Florinskij das Gegenteil behauptet, aber seine Meinung ist schon längst widerlegt worden ¹⁾. Er gründete sie auf den Unterschied zwischen den beiden Schriftsprachen, der tschechischen und der auf dem mittelslovakischen Dialekt basierten slovakischen. Die Rolle Mährens als Übergangsbereich und überhaupt die Gleichmässigkeit der Übergänge vom (Prager) Tschechischen bis zum Mittelslovakischen werden von ihm vernachlässigt. Beide sind aber durch die Forschungen der letzten Zeit je länger je mehr ans Licht getreten. Dagegen schreibt er den Übergängen des Slovakischen zu den anderen slavischen Sprachen eine zu grosse Bedeutung zu. Er meint, das Slovakische zeige sich dadurch, in Übereinstimmung mit seiner geographischen Lage, als eine gewissermassen zentral-slavische Sprache, die dem Tschechischen nicht enger als den anderen slavischen Sprachen verwandt ist. Diese Übergänge bestehen zwar, haben aber nicht die Bedeutung, die Florinskij ihnen zuschreibt. Rein linguistische Erwägungen, sagt Jagić ²⁾, „berechtigen die Wissenschaft das Slovakische als den einen Flügel neben dem Čechischen als den andern Flügel anzusehen, und das Ganze als eine Einheit innerhalb der slavischen Sprachengruppe zu betrachten“. Auch nach N. van Wijk ³⁾ darf man „ohne Weiteres von einem čechoslovakischen Sprachgebiet oder von einer čsl. Dialektgruppe reden, allerdings mit dem Vorbehalt, der für die meisten dicht bevölkerten Gegenden gilt, dass diese Gruppe den Nachbarsprachen gegenüber kein vollständig geschlossenes Gebiet war oder ist“.

Dieser Meinung der führenden Philologen — auch der nicht-tschechischen — darf sich der nicht-Philologe ohne Bedenken

¹⁾ Vgl. Pastrnek, Listy Filologické XXV (1898), S. 215—238, und N. van Wijk, a. a. O., S. 3—4.

²⁾ Archiv für slavische Philologie XX, S. 39.

³⁾ a. a. O., S. 22.

anschiessen, um so mehr, weil er sie in der Praxis bestätigt findet. Wenn sich ein Tscheche und ein Slovake begegnen, so sprechen sie meistens jeder seine eigene Mundart und verstehen einander ganz gut. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, der in einigen Jahren die tschechische Sprache erlernt hatte, brauchte nachher kaum drei Wochen um slovakisch lesen und verstehen zu können. Auf dem deutschen und sogar auf dem kleinen niederländischen Sprachgebiet gibt es gewiss grössere Dialektunterschiede, als auf dem tschechoslovakischen, wobei aber zu bedenken ist, dass die slavischen Sprachen einander überhaupt näher stehen als die germanischen oder romanischen, so dass ein Dialektunterschied bei jenen eine verhältnismässig grössere Bedeutung hat als bei diesen.

Die Konstatierung, dass es innerhalb der westslavischen Sprachengruppe ein tschechoslovakisches Gebiet gibt, gilt zunächst für das Heute. Es ist damit noch nicht gesagt worden, dass die Verhältnisse immer so waren. Es liesse sich doch denken, dass, trotz der politischen Scheidung, der tschechische Kultureinfluss auf die Slovaken durch Immigration und andere Ursachen so gross gewesen wäre, dass die Sprache der letzteren im Laufe der Zeiten gewissermassen tschechisiert worden wäre, während ihr ursprünglicher Charakter anders war ¹⁾. Tatsächlich ist eine derartige Ansicht verfochten worden, und zwar von S. Czambel ²⁾, einem Slovaken in ungarischem Staatsdienst. Er stellte in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts die These auf, dass die Slovaken der Abstammung nach Südslaven seien, welche von den Magyaren um das Jahr 900 von ihren Stammesgenossen getrennt und in die nördlichen Karpaten zurückgedrängt wurden. Zwar hätten sie später — im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert — die tschechische Schriftsprache angenommen und es wäre dadurch auch die Umgangssprache der slovakischen Bürger gewissermassen tschechisiert worden, aber das sei gleichsam nur eine aufgelegte Schminke gewesen, welche den ursprünglichen Charakter verbarg.

¹⁾ Wie ja auch die ursprünglich friesischen Bewohner der niederländischen Provinz Groningen heute einen sächsischen Dialekt sprechen.

²⁾ Vgl. seine Schriften: *A cseh-tót nemzetegység multja, jelene és jövője*, T. Sv. Martin 1902 (Eine tschechische Übersetzung von Ed. Guller erschien in Prag im Jahre 1904), und: *Slováci a ich reč*, Budapest 1903.

Eine gründliche Untersuchung der von der Tschechisierung am wenigsten berührten Volkssprache würde, meinte er, ohne Zweifel herausbringen, dass die tschecho-slovakische Sprachähnlichkeit nicht existiere, und dass das Slovakische im Grunde noch jetzt zu der südslavischen Gruppe gehöre. Czambel hat diesen Beweis aber nicht gebracht. Er konstatierte in einigen Punkten Übereinstimmung des Slovakischen mit den südslavischen Sprachen, aber es ist höchst unwahrscheinlich, dass er, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, eine genügende Zahl überzeugender Belege für seine These gefunden hätte. Das Ergebnis der späteren Forschungen hat seine Hypothese keineswegs bestätigt und sie gilt heute in wissenschaftlichen Kreisen — auch bei den Slovaken — als abgetan ¹⁾.

Wenig besser steht es um eine andere, der Czambelschen verwandte, aber viel ältere Theorie, nach der die alten Slovaken des Grossmährischen Reiches keine eigentlichen Südslaven gewesen seien, sondern zu den Slovenen, einem besonderen Zweig des Slavenstammes, gehört hätten. Diese Slovenen bewohnten nach dieser Auffassung die Donauebene, werden daher auch als Donau- oder pannonische Slaven angedeutet. Sie seien die eigentlichen Urslaven gewesen, deren direkte Nachkommen also die Slovaken seien ²⁾. Aus ihrer Mundart sei auch von den in Pannonien arbeitenden Slavenaposteln die altkirchenslavische Schriftsprache gebildet worden.

Diese Auffassung war im neunzehnten Jahrhundert ziemlich verbreitet ³⁾. Die slovakischen Nationalisten haben sie, wie wir später sehen werden, dankbar aufgegriffen, weil sie in ihr eine Stütze für den von ihnen behaupteten urslavischen und selbständigen Charakter des slovakischen Stammes fanden. Die ungarischen Gelehrten schmiedeten aber aus ihr gerade eine Waffe gegen die heutigen Slovaken, indem sie behaupteten ⁴⁾, dass der

¹⁾ Vgl. Niederle, *Slovanské Starožitnosti* III, S. 183, und Škultéty, *Slovanské Pohl'ady*, XXIII (1903), S. 517 und XXVIII (1908), S. 380 ff.

²⁾ So zum Beispiel P. J. Šafařík, *Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten*, Ofen 1826, S. 370.

³⁾ Vgl. Niederle, a. a. O. II, II (1910), S. 357 und 360.

⁴⁾ Vgl. zum Beispiel Hunfalvy-Schwicker, *Ethnographie von Ungarn*, S. 301—302. In neuester Zeit wiederholt von Karácsonyi, vgl. Chaloupecký, *Staré Slovensko*, S. 8—9 und S. 265.

alte Slovenenstamm nach der Ankunft der Magyaren zum grössten Teil mit diesen verschmolzen sei, die heutigen Slovaken aber mehrenteils von tschechischen Immigranten aus späterer Zeit abstammten, also jüngere Rechte in Ungarn hätten als die Magyaren.

Gegen den slovenischen Charakter der alten Slovaken hat sich nun aber vor allem der ehemalige Grossmeister der slavischen Philologie, Jagić, gekehrt. In seiner Entstehungsgeschichte der kirchenslavischen Sprache¹⁾, wo er bekanntlich für das Kirchen-slavische die pannonische Theorie zugunsten der bulgarischen verwirft, hat er auch²⁾ den „slovenischen“ Charakter Altmährens, d. h. Mährens und der Slowakei, bestritten. Es ist nach ihm aus philologischen Gründen unmöglich die heutigen slovakischen Dialekte in der Slowakei und in Südmähren als tschechisiertes Slovenisch zu betrachten. „In Altmähren, selbst wenn seine Grenzen bis an die Donau gereicht haben, muss im 9. Jahrhundert ein Dialekt gesprochen worden sein, der mit dem heutigen Slovakischen (in Mähren und Oberungarn) in wesentlichen Zügen identisch war“. Dass die Slovaken noch heute ihren Dialekt „slovenský“ nennen, wie die Bewohner Slavoniens noch im 16. Jahrhundert taten, beweist auch nichts für die Identität beider Sprachen. Denn diese Benennung ist auch in ganz anderen slavischen Gegenden üblich.

Überhaupt ist das Wort Slovenen, Slověné, schliesslich doch nur eine Variation für Slaven im allgemeinen, und auch andere als Donauslaven sind so genannt worden bevor sie ihren individuellen Stammesnamen bekamen³⁾. Ein besonderer Stamm der Slovenen oder Donauslaven hat wohl nicht existiert. Jedenfalls sind sie nicht die Urslaven gewesen, denn die Urheimat der Slaven wird ja heute nicht im Donaugebiet, sondern in der Ebene zwischen der Weichsel und Dnjepr gesucht⁴⁾. Die das alte Donaugebiet bewohnenden Slaven gehörten wahrscheinlich zwei Gruppen an: den Südslaven und den Westslaven. Letztere, die Vorfahren der heutigen Slovaken, wohnten mehrenteils nördlich der Donau. Es

¹⁾ Berlin 1913.

²⁾ S. 18—19.

³⁾ Vgl. Niederle, a. a. O., II (1906), S. 475—476; III (1919), S. 206—207; Flajšhans, *Náš jazyk mateřský*, Praha 1924, S. 4—5; Weingart, *Slovanská vzájemnost* (Bratislava 1926), S. 20.

⁴⁾ Niederle, a. a. O. I, 1, S. 30; Novotný, *České dějiny* I, 1, S. 176—177.

ist möglich, dass sich unter ihnen südslavische Elemente befanden, zurückgebliebene Reste aus der Zeit der slavischen Völkerwanderung, als die Südslaven über die Karpatenpässe in das Donau- und Balkangebiet zogen. Das könnte wenigstens zum Teil die Südslavismen im Slovakischen erklären. Auch ist es möglich, dass ein Teil der pannonischen (Süd-)Slaven in 894 vor den Magyaren in die Slowakei geflüchtet und dort in die Bevölkerung aufgegangen ist¹⁾. Aber im ganzen war die alte Slowakei in historischer Zeit westslavisch. Dafür spricht auch der Umstand, dass die slovakischen Ortsnamen den tschechischen nahe verwandt sind²⁾; eine slovenische, d. h. nicht-westslavische Besiedelung während einiger Jahrhunderte hätte hier doch ihre Spuren hinterlassen müssen. Endlich sind die von den ungarischen Gelehrten angenommene Vernichtung, bezw. Magyarisierung der slovenischen Bevölkerung nördlich der Donau nach der magyarischen Eroberung, und die in späteren Zeiten erfolgte tschechische Kolonisation in grossem Umfange, unbewiesene Behauptungen³⁾.

Die heutigen Slovaken dürfen also ruhig die Grossmährer des neunten Jahrhunderts als ihre Vorfahren betrachten. Wie war nun aber das ethnographisch-sprachliche Verhältnis dieser Vorfahren zu den damaligen Tschechen? Standen sie einander näher oder ferner als heute? Allgemein nimmt man an: näher⁴⁾. Die ältesten bekannten tschechischen Texte zeigen eine viel grössere Ähnlichkeit mit dem heutigen Slovakischen als das moderne Tschechische. Daraus ist ersichtlich, dass sich das Tschechische im Laufe der Zeit am meisten geändert hat, während das Slovakische den älteren Formen mehr treu geblieben ist. Beide sind also wohl aus einem gemeinschaftlichen Kern hervorgegangen⁵⁾. Doch muss, nach der bisher am meisten verbreiteten Ansicht, schon früh eine Differentiation, ein gewisser Dualismus innerhalb der tschechoslovakischen

¹⁾ Vgl. Niederle, a. a. O. II, II, S. 357—358; III, S. 183—184.

²⁾ Chaloupecký, *Staré Slovensko*, S. 270 ff. Vgl. Kadlec, *Prúdy* IX, S. 88—89.

³⁾ *Staré Slovensko*, S. 9 und 265. Vgl. auch Križko, *Stredoveké národnostné pomery na Slovensku*, *Sborník mus. spoločnosti*, II (1897), S. 153 ff.

⁴⁾ Auch Škultéty ist dieser Ansicht: *Osud Slovenska a slovenskej reči po zaniknutí Veľkej Moravy*, *Slovenské Pohl'ady* 38, č. 2, S. 68.

⁵⁾ Zubatý, a. a. O., S. 35.

Gruppe eingetreten sein. Nach Niederle¹⁾ soll diese Differentiation schon im ortschechischen Zentrum angefangen haben und soll sie starker geworden sein, seitdem die Slovaken durch die Karpaten nicht nur von den Tschechen sondern auch von dem Teil ihres eigenen Blutes in Südmähren abgeschieden waren. „Der Unterschied ist bestimmt tiefer und älter als bei den anderen tschechischen Stämmen, denn er zeigt sich nicht nur in einem bedeutenderen Masse sprachlicher Abweichungen, sondern auch in vielen anderen Seiten des Wesens; besonders möchte ich weisen auf die psychologische Verschiedenheit, auf die Unterschiede in Temperament und körperlichem Typus, wenn auch diese Sachen wissenschaftlich noch erst untersucht und beglaubigt werden müssen. Das slovakische Lied und die slovakische Melodie sind in einem ganz anderen Inneren begründet, als die tschechischen. Und auch dies fällt ins Gewicht, dass die Slovaken, als einziger von den übrigen tschechischen Stämmen, den allnationalen (d. i. allslavischen) Namen Slované behalten haben, sei es auch in geänderter Form (nämlich Slováci), während die übrigen Stämme in Böhmen und Mähren ihn schon vor dem zehnten Jahrhundert verloren hatten“²⁾.

In Übereinstimmung mit dieser Ansicht Niederle's nach der also schon früh ein gewisser Stammesunterschied zwischen Slovaken und Tschechen ersichtlich ist, wird nun auch der Bevölkerung des Kerngebietes des Grossmährischen Reiches ein in ethnographischer Hinsicht slovakischer Charakter zugeschrieben. Zubatý³⁾ meint sogar, dass, wenn das Reich des Svatopluk nicht vernichtet worden wäre, ein tschechoslovakisches oder westslavisches Reich mit dem Schwerpunkt in der Slowakei hätte entstehen können, und dass die Tschechen dann heutzutage Slovakisch geschrieben und (als gebildete Sprache) gesprochen hätten. Auch Škultéty⁴⁾ ist von der „Slovacität“ des Grossmährischen Reiches überzeugt und beruft sich dabei auf die oben zitierte Aussprache von Jagić.

Dagegen wendet sich nun aber Travníček⁵⁾ mit der Behauptung,

¹⁾ a. a. O., II, II, S. 358.

²⁾ Niederle, a. a. O., III (1919), S. 206—207.

³⁾ a. a. O., S. 36—37.

⁴⁾ Sto dvadsaťpäť rokov zo slovenského života (T. Sv. Martin 1920), S. 69—70 und Slovenské Pohl'ady 38, č. 2., S. 68.

⁵⁾ O t. zv. slovacitě Velké Moravy, Průdy VI (1922), S. 261 ff.

dass Škultéty Jagić falsch interpretiert; dass dieser nur sagen wollte dass die Slovakei nicht slovenisch, sondern westslavisch war, und dass von einer „Slovacität“ im neunten Jahrhundert kaum die Rede sein kann, weil die wichtigsten slovakischen Abweichungen erst aus dem zwölften Jahrhundert stammen. Die tschechoslovakische Sprache war im neunten Jahrhundert ganz einheitlich, es waren in ihr keine Dialektunterschiede, wenigstens keine solchen, welche man heute unter den Namen „Slovacität“ zusammenfassen könnte.

Es wird wohl immer sehr schwer sein etwas positives und einwandfreies über das tschecho-slovakische Sprachverhältnis des neunten Jahrhunderts zu behaupten. Denn Quellen mit denen man sich dokumentieren könnte gibt es nicht, es sei denn, dass man als solche betrachten will das a in dem Namen des Mährerfürsten Rastislav (die tschechische Form wäre Rostislav)¹⁾, oder das ej, das in der Bibelübersetzung der Slavenapostel vorkommt und wahrscheinlich von ihrem slovakischen Helfer Gorazd introduziert worden ist (ej in der Bedeutung: ja; noch heute sagen die Slovaken: hej.)²⁾.

Die Frage, ob man von einer besonderen slovakischen Sprachvarietät, von einem besonderen slovakischen Stamme also, sprechen darf, gilt aber nicht nur für das neunte Jahrhundert. Chaloupecký hat sie auch gestellt für die nächsten Jahrhunderte — das zehnte bis zwölfte — und hat sie entschieden verneint³⁾. Er hat den alten „Slovaken“ also jede Stammeseigenart abgesprochen und sie mit den Tschechen identifiziert. Diese Meinung hängt mit seinen geographischen und politischen Ansichten über die „Alte Slovakei“ eng zusammen. So wie sie für ihn geographisch zu Mähren und Böhmen neigte, politisch bis in das elfte Jahrhundert zum böhmischen Reiche gehörte, so war sie auch ethnographisch mit dem Westen identisch⁴⁾. Aber diese Alte Slovakei hatte nicht den Umfang der heutigen: im Osten dehnte sie sich⁵⁾ nur bis an den

¹⁾ Škultéty, Nehaňte l'ud mój, S. 3—4.

²⁾ V. Pogorělov, O národnosti apoštolov Slaviansva, Bratislava I, S. 183 ff; Škultéty, a. a. O., S. 15—17.

³⁾ in seinem grossen und gediegenen Werke: Staré Slovensko, Bratislava 1923.

⁴⁾ Chaloupecký, Staré Slovensko, S. 265 ff, bes. S. 273.

⁵⁾ Vgl. oben, S. 12 und 28.

grossen Wald, der das ganze mittelslovakische Gebirgsland bedeckte, aus. Dieser Wald war unbewohnt, die bevölkerten Teile der alten Slowakei waren nur die unteren Täler der Waag, Gran und Eipel und die anschliessende Ebene bis zur Donau. Die Bevölkerung dieser Gebiete war nun also, nach Chaloupecký, tschechisch. Erst als seit dem dreizehnten Jahrhundert die Kolonisation des mittelslovakischen Vacuums anging und die vom Westen kommenden Tschechen sich mit den vom Osten kommenden Ruthenen und Polen vermischten, entstanden neue Sprachvarietäten: die slovakischen Dialekte. Sie sind aber Mischungsarten, ein slovakisches Volk als ursprüngliche ethnische Einheit hat nicht existiert ¹⁾.

Es lässt sich denken, wie diese Vorstellung die Slovaken angemutet hat. Wenn sie schon nicht mehr glaubten, dass sie die direkten Nachkommen der Urslaven waren, deren Wiege am Fusse der Tatra gestanden hätte — diese Art ihnen (wie sie meinten) ihre Vergangenheit zu rauben war ihnen doch zu arg. Es sind bittere Worte gewechselt worden zwischen Chaloupecký und dem wissenschaftlichen Vorkämpfer der Slovaken: Škultéty. Die Sache hat aber auch für uns grosses Gewicht. Wenn schon nicht das Recht der heutigen Slovaken ihre eigene Kultur zu gestalten mit der Ursprünglichkeit ihres Stammes steht oder fällt — das zu meinen ist eine heillose Begriffsverwirrung —, so würde doch Chaloupecký's Hypothese, wenn sie begründet wäre, die slovakische Frage, auch der neueren Zeit, in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen. Wir wollen sie daher noch etwas näher betrachten und dabei nach einander seine zwei Hauptthesen behandeln: erstens, dass die Alte (West-)Slowakei in ethnographischer Hinsicht tschechisch war und zweitens, dass erst im dreizehnten Jahrhundert und später in der Mittelslowakei, die bis dahin unbewohnt war, durch Kolonisation und Mischung verschiedener slavischer Bestandteile die spezifischen Slovaken entstanden sind.

Auf welche Gründe baut Chaloupecký seine Behauptung von dem tschechischen Charakter der Westslowakei? In erster Linie ²⁾ auf einige Stellen ungarischer Chronisten und Schriftsteller des Mittelalters und der Neuzeit, welche die Bewohner des Westslo-

¹⁾ Staré Slovensko, S. 284.

²⁾ Staré Slovensko, S. 267—268.

vakischen Gebietes mit den Namen Bohemi, Sclavi et Bohemi, oder Bohemi et Sclavi bezeichnen. Am wichtigsten ist dabei der sogenannte Anonymus, der unbekannte Annalist etwa aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, dessen Beschreibung der Eroberung Ungarns durch die Magyaren zwar nicht als verlässliche Quelle benützt werden darf, aber doch bei kritischem Gebrauch wertvolle Resultate abwerfen kann ¹⁾. Nach Chaloupecký ²⁾ ist seine Beschreibung der Zustände Ungarns bei der Ankunft der Magyaren eine Projektierung in die Vergangenheit der Verhältnisse, die er in seiner eigenen Zeit vorfand. So beschreibt er die Slaven der Theissebene als „Sclavi et Bulgari“ (Chaloupecký interpretiert: bulgarische Slaven ³⁾), diejenigen bei Raab als „gentes Slavorum et Pannoniorum“ (nach Chaloupecký: pannonische Slaven), während er die Bewohner des zwischen der Donau, March, Waag und Gran gelegenen Gebietes wiederholt andeutet als: Sclavi et Bohemi ⁴⁾. Daraus schliesst Chaloupecký ⁵⁾, dass es „böhmische Slaven“, das heisst Tschechen waren.

Dagegen sind nun aber zwei Einwände zu machen. Erstens, dass Chaloupecký die Worte des Anonymus übersetzt, alsob sie lauteten: Sclavi Bohemi“ und das „et“ einfach eliminiert. Pavel Bujnák ⁶⁾ stimmt darin nicht mit ihm überein und interpretiert: Slovaken und Tschechen, wobei denn die letzteren seit der, auch von Bujnák angenommenen, böhmischen Okkupation der Slowakei im zehnten Jahrhundert dort ansässig gewesen wären. Die anderen derartigen Ausdrücke des Anonymus will Bujnák in ähnlicher Weise übersetzen ⁷⁾. Nach seiner Auffassung würde Anonymus

¹⁾ Vgl. Kaindl, Studien zu den ungarischen Geschichtsquellen, IX (Wien 1900), S. 32.

²⁾ Staré Slovensko, S. 266.

³⁾ ebendasselbst.

⁴⁾ Magistri P. Belae regis notarii (= der sogen. Anonymus) Gesta Hungarorum, ed. Florianus, cap. XXXV—XXXVII.

⁵⁾ Staré Slovensko, S. 267.

⁶⁾ P. Bujnák, Československá sjednotenost v minulosti, Čsl. národní čítanka, S. 127—134.

⁷⁾ Niederle, Slovanské Starožitnosti, III, S. 212, übersetzt das Sclavi et Bohemi des Anonymus in derselben Weise wie Bujnák. Auch Kadlec, Průdy IX, S. 85—86, trägt Bedenken gegen die Interpretierung Chaloupecký's.

also genauen Unterschied zwischen Tschechen und Slovaken gemacht haben, was auf eine deutlich erkennbare Verschiedenheit hinweisen würde.

Gesetzt aber Chaloupecký's Deutung sei die richtige, ist dann auch seine Folgerung notwendig, dass der Charakter der alten Slovaken vollständig tschechisch gewesen sei? Wir meinen keineswegs, denn das *Sclavi et Bohemi* des Anonymus (oder derartige Ausdrücke der anderen Chronisten) könnte doch auch ganz gut so erklärt werden, dass er die Slovaken, für die es einen besonderen Stammesnamen noch nicht gab ¹⁾, um sie von den übrigen ungarischen Slaven zu unterscheiden mit dem Namen des ihnen am nächsten verwandten Volkes — die Tschechen — andeutete, um so eher, weil dies eine bekannte, politisch selbständige Nation war. Für das ethnographische Verhältnis zwischen beiden beweist dies nur, dass es so eng war, dass Identifikation durch Fremde möglich war, nicht aber, dass die Identität in Wirklichkeit auch bestand. Dialektunterschiede in einer fremden Sprache erkennt man ja nicht so leicht ²⁾.

Chaloupecký gibt noch andere Beispiele für den Gebrauch der Namen „Boemi“ und dergleichen für die Bewohner des slovakischen Landes. Weil sie aber die neuere Zeit betreffen, wollen wir sie auch später in einem anderen Zusammenhang behandeln.

Was er sonst noch an Belegen für seine These beibringt, ist entweder blosser Vermutung ³⁾ oder es beweist höchstens den tschechischen Kultureinfluss in der Slowakei oder den westslavischen, den Tschechen verwandten Charakter der Slovaken, keineswegs aber ihr vollständig tschechisches Wesen.

Tschechischen Kultureinfluss findet Chaloupecký ⁴⁾ besonders in der kirchlichen Organisation der Slowakei. Sie wurde geschaffen im Anschluss an die staatliche Verwaltungsorganisation der Komi-

¹⁾ Ihr slavischer Name war in dieser Zeit noch das allgemeine *Slovéné*, das ja früher auch für die Tschechen gebraucht wurde (vgl. oben, S. 46). Das lateinische Äquivalent dafür ist *Sclavi*.

²⁾ Vgl. V. Hrubý, ČMM 51, S. 272 ff.

³⁾ z. B. dass die im *Registrum Varadiense* genannten *hospites Boemorum* in Borsod zum Teil auch Slovaken gewesen seien; vgl. *Staré Slovensko*, S. 269.

⁴⁾ *Staré Slovensko*, S. 269, 195 ff. und 214 ff.

tate, welche nach der traditionellen Auffassung Stefan dem Heiligen zugeschrieben wird. Für diese politische Organisation war ohne Zweifel die fränkisch-deutsche Verfassung massgebend; dabei haben aber auch slavische Einflüsse mitgewirkt, wie die den Slaven entnommene Terminologie beweist; „die Abgrenzung der Komitate nach Burgen kann sicherlich auf slavischen Einfluss zurückgeführt werden; da diese Art die Verwaltungseinheiten zu bilden eben bei den slavischen Völkern allgemein gebräuchlich war“ ¹⁾. Chaloupecký vermutet, dass es speziell die böhmische Verfassung war, die der ungarischen als Beispiel diente und zwar so, dass sie im zehnten Jahrhundert in die (damals zu Böhmen gehörende) Slowakei eingeführt und von dort aus im elften Jahrhundert weiter nach Ungarn verpflanzt worden ist ²⁾. Dasselbe sei der Fall gewesen mit der kirchlichen Organisation, welche sich, wie gesagt, ursprünglich der politischen anschloss, indem jede Burg seine Pfarre hatte, die den übrigen Kirchen und Kapellen des der Burg angehörenden Gebietes übergeordnet war. Dass hier wirklich Zusammenhang mit Böhmen war, beweist das Wort „*kostel*“ (= Kirche, nämlich das Gebäude), das, von *castellum* abgeleitet, nur in Böhmen, Mähren, Schlesien, der Slowakei und Polen gebräuchlich ist ³⁾. Das war gerade der Wirkungskreis des Heiligen Adelbert und seiner Jünger, die am Ende des zehnten und in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts von Böhmen aus das Christentum in Polen und Ungarn verbreiteten.

Die Vermutung Chaloupecký's über die Filiation der böhmischen und ungarischen Komitatsverfassung wollen wir dahingestellt sein lassen. Der tschechische Einfluss bei der Christianisierung Ungarns und der Organisation der ungarischen Kirche steht aber fest ⁴⁾, wenn auch daraus die von Chaloupecký ⁵⁾ abgeleitete und früher besprochene Zugehörigkeit der Slowakei zu Böhmen bis ins elfte

¹⁾ Akos von Timon, *Ungarische Verfassungs- und Rechtsgeschichte*², S. 208.

²⁾ *Staré Slovensko*, S. 217.

³⁾ *ibidem*, S. 196—197.

⁴⁾ Vgl. Chaloupecký, *Sborník Fil. Fak. Univ. Kom. I*, S. 226—'27; ders., *Bratislava I*, S. 210—228. Kaindl, *Beiträge zur älteren ungarischen Geschichte* (Wien 1893), S. 23—24, vernachlässigt diesen Einfluss.

⁵⁾ *Staré Slovensko*, S. 30—31.

Jahrhundert nicht notwendig hervorgeht¹⁾. Noch weniger aber beweist dieser Einfluss die ethnographische Einheitlichkeit der Slovaken und Tschechen. „Kostely“ gab es ja doch auch im Krakauer Gebiet!

Als letztes Argument für diese Einheitlichkeit wird von Chaloupecký die Übereinstimmung der Persons- und Ortsnamen der alten Slovakei mit denen Böhmens und Mährens angeführt²⁾. Ob dadurch aber mehr als Sprachähnlichkeit bewiesen werden kann, ist doch sehr fraglich. Denn das ungarische Urkundenmaterial, dem Chaloupecký hauptsächlich seine — gewiss zahlreiche — Beispiele aus der Slovakei entnimmt, ist sehr unzuverlässig, weil nach seinem eigenen Geständnis der Einfluss des magyarischen oder deutschen Elementes auf den Kanzleien überwiegend war, so dass die slavischen Namen in magyarisierter oder wenigstens verstümmelter Form erscheinen³⁾. Übrigens will Chaloupecký es den Philologen überlassen aus den topographischen und anderen Analogien die definitiven Schlüsse zu ziehen.

Fassen wir jetzt unseres Urteil über die erste Hauptthese Chaloupecký's zusammen. Das von ihm beigebrachte Material beweist zwar die enge Sprach- und Stammverwandtschaft der Bewohner der Alten Slovakei mit denjenigen Böhmens und Mährens, nicht aber die „absolute Einheitlichkeit“⁴⁾. Die auch später noch in den Quellen angetroffene Benennung: böhmische Slaven (oder aequivalente Ausdrücke) beweist dies nicht; dieser Name war, wie wir unten sehen werden, keineswegs allgemein gebräuchlich. Auch die sonstigen Belege beweisen nicht die behauptete Identität. Es ist überhaupt fraglich, ob sie mit historischen Mitteln zu beweisen ist. Und solange die führenden Philologen und Archäologen an einen gewissen Dualismus festhalten, tut der Historiker am besten sich dabei anzuschliessen.

Wir kommen jetzt zu der zweiten These Chaloupecký's, die Entstehung der mittelslovakischen Bevölkerung betreffend. War die Mittelslovakei bis zum dreizehnten Jahrhundert unbewohnt?

¹⁾ Vgl. Hrubý, Č M M 51, S. 254 ff.

²⁾ Staré Slovensko, S. 270—273.

³⁾ *ibid.*, S. 253—'54.

⁴⁾ *ibid.*, S. 273.

Dass das Karpatische Gebirgsland von der Tatra bis zur Matra und von der oberen Waag bis zur Hornad im frühen Mittelalter ein grosser Wald war, daran lässt sich wohl nicht zweifeln. Die von Chaloupecký angeführten Quellen sprechen eine deutliche Sprache¹⁾. Lebten aber in diesem Wald keine Menschen? In vorhistorischen Zeiten gewiss, und zwar nicht nur in den abgelegenen Tälern, sondern sogar auf den Höhen. Das beweisen die archäologischen Funde, von denen die ältesten aus der letzten Zeit des Neolithicum stammen²⁾. Chaloupecký legt aber darauf kein Gewicht, weil diese vorhistorischen Menschen in ganz anderen wirtschaftlichen Verhältnissen lebten als die späteren Slaven, keinen Ackerbau trieben, sondern Jäger oder Nomaden waren, die in den Wäldern oder auf den Bergwiesen in genügendem Masse Nahrung für sich und ihre Herden fanden. Ausserdem sei die Kontinuität der Besiedelung der Mittelslovakei von den vorhistorischen Zeiten bis zum dreizehnten Jahrhundert nicht bewiesen, auch nicht, wenn wir annehmen, dass die keltischen Cotini, von denen Tacitus³⁾ spricht, in dem mittelslovakischen Gebirge lokalisiert werden müssen (was aber, meint Chaloupecký, gar nicht sicher ist)⁴⁾. Denn zwischen der Zeit der Cotini und dem dreizehnten Jahrhundert (die Zeit aus welcher die ersten Nachrichten über die Besiedelung der Mittelslovakei stammen) liege doch ein ganzes Jahrtausend!

Die Frage, ob die Cotini (welche nach Tacitus' Angabe in den Wäldern und auf den Bergen lebten und Eisen aus dem Boden gewannen) am Fusse des ungarischen (heute: slovakischen) Erzgebirges, also in den oberen Tälern der Gran und Eipel gewohnt haben, wo noch heute eine nicht unbedeutende Eisenindustrie sich befindet — diese Frage wollen wir dahingestellt sein lassen. Meistens wird sie bejahend beantwortet⁵⁾, aber auch wenn man

¹⁾ Staré Slovensko S. 20, 55—66, 69. Vgl. auch Domanovszky, Die Geschichte Ungarns (München 1923), S. 47—48.

²⁾ Chaloupecký, Staré Slovensko, S. 16.

³⁾ Tacitus, Germ., c. 43.

⁴⁾ Staré Slovensko, S. 16, 21.

⁵⁾ Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, II (Berlin 1887), S. 324 ff., S. 334 f.; Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, i. v.

das Wohngebiet der Cotini anderswo suchen will ¹⁾, so ist dadurch nach unserer Meinung die Unbewohntheit der Mittelslovakie von prähistorischen Zeiten an bis ins dreizehnte Jahrhundert noch nicht bewiesen. Für die Zeit bis zum neunten Jahrhundert haben wir auch für die Westslovakie keine positiven Nachrichten und doch wird ihre Bewohntheit allgemein vorausgesetzt; erst für die spätere Zeit wird also der Mangel an Berichten über die Mittelslovakie auffallend.

Es darf nun gewiss nicht unterschätzt werden, dass alle Quellen nachrichten aus dem neunten bis zwölften Jahrhundert sich ausschliesslich auf die Westslovakie beziehen, sei es nun dass sie kirchliche Anstalten, Verwaltung, Güter und Einnahmen oder dann die alten Burgen und die politische Verwaltung betreffen ²⁾. Es beweist dies jedenfalls, dass die Westslovakie weitaus das wichtigste Gebiet war, und dass das politische und kirchliche Leben auf sie konzentriert war. Dass aber in der Mittelslovakie gar keine Menschen gelebt hätten ³⁾ scheint mir doch ein zu weitgehender Schluss aus diesem *argumentum e silentio* ⁴⁾. Es mag wahr sein, dass die aus der Ebene gekommenen alten Slaven hauptsächlich Ackerbau trieben ⁵⁾, nichts aber beweist, dass es unter ihnen nicht auch Jäger und Hirte gegeben hätte, welche sich in den Wäldern und auf den Bergen hätten ernähren können. Selbstverständlich muss ihre Verbreitung ziemlich sporadisch gewesen sein; der Mangel an Nachrichten lässt wohl keine andere Annahme zu. Sogar Chaloupecký muss aber für einzelne Gebiete der Mittel-

¹⁾ Bohuslav Horák (Gallové v českých zemích, Spisy Filosofické Fakulty Masarykovy Univ., č. 6 (Brno 1923), S. 18 ff) sucht es im mittleren Waagtal; das Eisen hätten sie dann aus den Kleinen Karpaten geholt, wo sich auch Eisenerz befindet. Dr. Ed. Suess (bei Müllenhof, S. 334—'35) hat aber schon darauf hingewiesen, dass es sich hier um Eisenerz handelt, welches in einer Beschaffenheit auftritt, die ein grösseres Mass technischer Hilfsmittel bei Gewinnung und Verhüttung voraussetzt. Hingegen liegt das Erz in der Mittelslovakie leicht verfolgbar zu Tage und kann mit geringen Mitteln gewonnen werden. Auf dieses Argument geht Horák überhaupt nicht ein.

²⁾ Chaloupecký, Staré Slovensko, S. 15, 53—54.

³⁾ *ibid.*, S. 16; Ebenso J. Szekfű, Der Staat Ungarn, Berlin 1918, S. 33.

⁴⁾ Ähnlich: K. Kadlec, Průdy IX, S. 18.

⁵⁾ Staré Slovensko, S. 166.

slovakie eine Besiedelung vor dem dreizehnten Jahrhundert annehmen, und zwar für die ethnographisch wichtigen Gegenden Gemer ¹⁾ und Turec ²⁾. Beide waren an wichtigen Verbindungswegen gelegen: Gemer an dem Weg, der durch die Täler der Eipel und Slaná (Sajó) führte und die Westslovakie mit dem oberen Theissgebiet verband ³⁾, ein Weg also, dem besonders im elften Jahrhundert, als die Westslovakie wahrscheinlich mit dem oberen Theissgebiet in einem Herzogtum vereinigt war ⁴⁾, eine bedeutende Funktion zufiel; Turec an dem Wege, der von Neutra über Turec, Orava (Arva) nach Krakau führte ⁵⁾. Ganz menschenleer ist also der mittelslovakische Urwald vor dem dreizehnten Jahrhundert nicht gewesen.

Trotzdem ist es unstreitig, dass seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts eine grosse Umänderung in dem Bevölkerungszustand der Mittelslovakie begann. Grosse Teile dieser früher nicht- oder nur sparsam bewohnten Wald- und Gebirgsgegend wurden allmählich kolonisiert und urbar gemacht. Diese Erscheinung steht bekanntlich in der damaligen Geschichte Mittel- und Osteuropas nicht vereinzelt da. Es ist nicht unsere Aufgabe die Ursachen und den Verlauf dieser neuen Bewegung auseinanderzusetzen. Dass dabei der wirtschaftliche Aufstieg der Bevölkerung und der dadurch entstandene Bodenmangel, wie auch die wohlbegründete Hoffnung auf Gold- und Silbergewinnung eine Rolle spielten ist gewiss. In wiefern die Kolonisation gefördert worden ist durch die Überzeugung, dass Wald und Sumpf als Grenzsicherung seit dem Anschluss der Slovakie an Ungarn ihre Bedeutung verloren hatten, wie Chaloupecký annimmt ⁶⁾, wollen wir dahingestellt sein lassen.

So entstanden zahlreiche neue königliche und adelige Burgen, wurden Kolonisten verschiedener Nationalität — Slaven, Deutsche, Magyaren — in den Tälern angesiedelt, wurden viele Städte, besonders bei den Edelmetallfundstätten gestiftet, wie die Berg-

¹⁾ Staré Slovensko, S. 100, 143—144.

²⁾ *ibidem*, S. 90 ff., 150 ff.

³⁾ *ibidem*, S. 59.

⁴⁾ Vgl. oben, S. 36—37.

⁵⁾ Staré Slovensko, S. 89 ff.

⁶⁾ *ibidem*, S. 126.

städte Kremnitz, Neusohl (Baňská Bystrica), Schemnitz (Baňská Štavnica), weiter Rosenberg, die Zipser Städte usw.¹⁾. Alle diese, wie auch die anderswo in der Slowakei gegründeten Städte waren deutsch. Darin, und überhaupt in ihrer ganzen Art ist die Kolonisation der Slowakei der gleichzeitigen böhmischen ähnlich. Für die Bergstädte trifft das besonders zu: „fast sehen wir ein geographisches Spiegelbild des böhmischen Bergwesens auf ungarischer Erde“²⁾. Schemnitz bekam sein Stadtrecht nach dem Muster von Iglau, Kremnitz nach demjenigen von Kuttenberg. Hier sehen wir also einen wichtigen Kulturzusammenhang Böhmens und der Slowakei, wenn auch die „Kulturträger“ Deutsche sind. Denn gerade der Umstand, dass die Städtekultur in beiden Ländern (und auch in Mähren) deutsch war und noch lange Zeit blieb, gab ihnen ein in gewisser Hinsicht einheitliches Gepräge³⁾. Dabei soll aber nicht vergessen werden, dass auch im sonstigen Ungarn die Städtegründungen deutsch waren.

Ausser der deutschen Kolonisation gab es nun wie wir schon andeuteten, noch die magyarische und die slavische. Erstere richtete sich hauptsächlich auf das sumpfige Donaugebiet, auf den Süden der Mittel- und Ostslowakei und auf die Zips. Uns interessiert aber am meisten die slavische. Was für Slaven waren es, die in der Mittelslowakei angesiedelt wurden? Darüber gibt das von Chaloupecký beigebrachte Quellenmaterial wenig Aufschluss. Es wird darin nur im allgemeinen über „Sclavi“ oder „Thouty“ gesprochen⁴⁾. Für die slavische Kolonisation der westlichen Teile der Mittelslowakei liegt es aber wohl auf der Hand anzunehmen, dass es Westslaven waren⁵⁾. Im mittleren Waagegebiet war Sillein (Žilina) die Stadt von der aus sich die Kolonisation verbreitete. Die Tatsache, dass diese Stadt ihr Recht aus Teschen hatte, und dass dieses Teschener Stadtrecht sich von

¹⁾ ibidem, S. 172 ff.

²⁾ Adolf Zycha, Das böhmische Bergrecht des Mittelalters auf Grundlage des Bergrechts von Iglau, I, S. 79.

³⁾ Chaloupecký, Československé dějiny, Č Č H XXVIII (1922), S. 15 f.

⁴⁾ Chaloupecký, Staré Slovensko, S. 277 ff. Thout ist das neumagyarische Tót = Slowake. Es bedeutete früher auch Slovene und überhaupt Slave.

⁵⁾ Staré Slovensko, S. 279.

hier aus weiter über das Waagegebiet und Turec verbreitete, weist darauf, dass hier wohl Kolonisation — auch slavische — aus Schlesien stattgefunden hat¹⁾. Für die östlicheren Teile der Mittelslowakei behauptet Chaloupecký, dass das Kolonisationsmaterial auch aus den nordöstlichen slavischen Ländern, also aus Polen und den kleinrussischen Gebieten entnommen worden ist. Zwar hatten hier die Deutschen die führende Rolle, aber sie waren selber nicht zahlreich genug um das grosse Gebiet auszufüllen und haben daher auch Slaven herangezogen. Und hier sprechen die Quellen nicht nur von „Sclavi“ im allgemeinen, sondern es gibt auch Andeutungen über ihre Herkunft, und zwar werden Polen und Ruthenen genannt²⁾.

Soweit reicht das historische Quellenmaterial. Nun aber macht Chaloupecký einen gefährlichen Sprung in die Sprachwissenschaft. Der mittelslovakische Dialekt, der wie wir schon sahen Übergänge nach allen slavischen Sprachen aufweist, wurde im neunzehnten Jahrhundert von den romantischen slowakischen Nationalisten als die Urmutter aller slavischen Sprachen betrachtet. Chaloupecký dreht die These um: nicht sie hat die slavischen Sprachen, sondern diese haben sie geschaffen, und zwar durch die Mischung der verschiedenen in der Mittelslowakei angesiedelten slavischen Völker. Auch das „Sclavi“, womit die Quellen die Slowaken der Mittelslowakei andeuten, will er so erklären: indem sie sonst die slavischen Stämme ganz gut mit ihren besonderen Namen zu nennen wissen, konnten sie sich für das Gemisch in der Mittelslowakei nur des allgemeinen Ausdruckes bedienen³⁾!

Mir scheint diese ganze Argumentation auf unsoliden Grund gebaut. Die Immigration der verschiedenen slavischen Elemente, deren gegenseitiges Stärkeverhältnis — wie Chaloupecký zugibt — ganz unsicher ist, beweist höchstens die Wahrscheinlichkeit anderer slavischer Einflüsse auf das Mittel- und Ostslowakische⁴⁾, keineswegs aber, dass diese Dialekte ihrem Wesen nach Mischungsarten sind. Darüber könnte nur der Philologe nach allseitiger Unter-

¹⁾ ibidem.

²⁾ ibidem, S. 279—281.

³⁾ ibidem, S. 282—283.

⁴⁾ Das Ostslowakische hat bedeutende „Polonismen“; vgl. N. van Wijk, a. a. O., S. 10 ff.

suchung der betreffenden Dialekte entscheiden ¹⁾. Auch der Ausdruck „Sclavi“ beweist nach unserer Meinung nichts. Ihr Gebrauch ist in den Quellen gar nicht konsequent für die Mittelslovaken durchgeführt, ebensowenig wie Boemi für die Westslovaken. Spricht doch schon Anonymus, der von Chaloupecký vorzugsweise angeführt wird, von „Boemi et omnes nytrienses sclavi“ ²⁾. Wie könnte es aber nach Chaloupecký's Auffassung im neutraer Gebiet „sclavi“ geben? Die Benennung der Slovaken in früheren Zeiten ist, wie wir später sehen werden, zu sehr schwankend, als dass man aus vereinzelt Beispielen eine Folgerung machen dürfte. Die Benennungen: Sclavi, Slovĕné, später Slováci (das lange Zeit auch eine allgemeine Bedeutung beibehalten hat) beweisen nur, dass die Slovaken den allgemeinen Namen „Slaven“ nicht, wie die Tschechen, Polen u.s.w. gegen einem individuellen Stammesnamen eingetauscht haben. Über das ethnographische Wesen der Slovaken besagt das aber nichts.

Wir können also den Auffassungen Chaloupecký's nicht beistimmen. In Abwartung weiterer sprachlichen Untersuchungen

¹⁾ In neuester Zeit ist von polnischer Seite (Z. Stieber in *Lud Slowiański* I, 2 (1930), S. 212—244) behauptet worden, dass die Kolonisation der Mittelslovakie in bedeutendem Masse vom Süden aus geschehen sei, und zwar von der Gegend an der unteren Gran und Eipel (Komitate Tekov und Hont). Die Bewohner dieses Gebietes seien Nachkommen der sogenannten pannonischen Slaven gewesen, deren Sprache schon mehr einen südslavischen Charakter getragen hätte. Daraus würden sich die Südslavismen in der mittelslovakischen Sprache erklären. Neben diesen Südslaven hätten aber nach Stieber auch Westslaven (Tschechen, Westslovaken, Polen) und in geringerem Masse auch Russen an der Besiedelung der Mittelslovakie mitgetan. Hinsichtlich der Ostlovakie vermutet Stieber, dass ihre Bewohner ursprünglich polnisch gesprochen hätten. Letztere Meinung ist aber keine communis opinio der Gelehrten: van Wijk (*Slavia* IX, I, S. 1—18) lehnt sie ab und behauptet die alte Zugehörigkeit des Ostslavischen zum Tschechoslovakischen. Er vermutet aber eine sehr alte Kontinuität und Beeinflussung des Ostslavischen durch das Polnische und zwar schon vor dem dreizehnten Jahrhundert. Das letztere ist natürlich in Streit mit Chaloupecký's Theorie, welche die Mischung des Slavischen (Tschechischen) mit anderen slavischen Sprachen erst im dreizehnten Jahrhundert anfangen lässt. (*Staré Slovensko* 284). Das letzte Wort über diese Sachen ist also noch nicht gesprochen!

²⁾ *Magistri P. Belae regis notarii Gesta Hungarorum*, ed. Florianus, cap. XXXVII.

wollen wir an der Auffassung festhalten, dass die Bewohner der alten Slovakei, trotz enger Verwandtschaft mit den Tschechen, eine gewisse Individualität hatten, also einen eigenen Stamm bildeten ¹⁾; dass diese alten Slovaken zwar vor dem dreizehnten Jahrhundert hauptsächlich in der Westlovakie lebten, vereinzelt aber doch wohl auch in der Mittelslovakie; dass die Kolonisation dieses Gebietes ihre Zahl hier verstärkt haben muss, andererseits aber wohl auch andere slavische Elemente ²⁾ herbeigeführt hat, in welchem Masse, ist aber unsicher. In der Ostlovakie hat sich dann das slovakische Sprachgebiet auf Kosten des ruthenischen weiter nach Osten ausgebreitet ³⁾.

In der weiteren Entwicklung des tschecho-slovakischen Sprach- und Kulturverhältnisses zeigt sich ein merkwürdiger Kontrast: die sprachlichen Differenzen werden grösser, der Kulturzusammenhang aber trotzdem enger. Das Tschechische erlitt im späteren Mittelalter nicht unbedeutende Änderungen und entfernte sich dadurch allmählich von dem Slavischen, das den archaischen Formen treuer blieb; demgegenüber stand aber, dass sich die tschechische Schriftsprache in der Slovakei verbreitete. Sie hatte diese expansive Kraft, obzwar sie gerade von Hus auf Grund des Prager Dialektes modernisiert worden war und daher ihre Ähnlichkeit mit der slovakischen Mundart einigermaßen eingebusst hatte. Der stark nationalgesinnte Hus wollte dadurch dem tschechischen Volk das geschriebene Wort näher bringen; den Slovaken

¹⁾ Die möglicherweise selbständige Besiedelung ihres Landes, unabhängig von den Tschechen, würde damit übereinstimmen. Vgl. oben, S. 18—19.

²⁾ Ob dabei viele Tschechen waren ist ungewiss. Pavel Križko, *Stredoveké národnostné pomery na Slovensku*, *Sborník museálnej slovenskej spoločnosti*, roč. III (1897) S. 153 ff. meint, die Tschechen seien hauptsächlich nach dem von den Mongolen verwüsteten Alföld gegangen.

³⁾ *Niederle, Slovanský Svět*, S. 72; *Slov. Starožitnosti* III, S. 207. — Es versteht sich jetzt von selbst, dass wir dem Gebrauch des Namens „Tschechen“ für die alten Slovaken — wie es von Chaloupecký geschieht — nicht beistimmen. Denn historisch ist dieser Name kaum berechtigt, und wenn man die ethnographisch-sprachliche Verwandtschaft ausdrücken will, so ist es besser den Namen „Tschechoslovaken“ zu benutzen, weil das blosse „Tschechen“ doch meistens nur den böhmisch-mährischen Teil der tschechoslovakischen Gruppe andeutet und daher bei den Slovaken den Eindruck weckt, dass sie nur als Anhang dieses Teiles betrachtet werden.

aber stand diese neue Schreibart ferner als die frühere. Wie erklärt es sich nun, dass sie trotzdem bei ihnen Eingang gefunden hat? Zwei Umstände kommen dafür in Betracht: die kulturelle Bedeutung Prags seit dem vierzehnten Jahrhundert, und zweitens, die zeitweilige Herrschaft der hussitischen Soldateska in der Slowakei im fünfzehnten Jahrhundert.

Unter der Regierung Karls IV war Prag zu der kulturellen Hauptstadt Mitteleuropas emporgestiegen. Fremde, meist romanische Künstler schmückten die Residenz des Königs aus und bauten ihm seine Burg Karlstein; Geschichtsschreibung und Literatur — auch die tschechische — fanden in ihm einen Pfleger und Beförderer; die Gründung der Prager Universität gab der Stadt eine wissenschaftliche Bedeutung, die keine andere in Deutschland oder ostwärts bisher erreicht hatte. Nicht nur aus den Ländern der böhmischen Krone, sondern auch aus Deutschland, Polen und Ungarn zog sie die Studenten an sich. Und unter den „Ungarn“ waren gewiss auch Slovaken¹⁾.

Wieviele ihrer gewesen sind, ist nicht möglich genau zu bestimmen, weil die Universitätsmatrikeln zum Teil verloren gegangen sind. Dabei sind die Slovaken natürlich nicht als solche angedeutet; man kann also ihre Nationalität nur aus dem Namen und dem Heimatsort vermuten. Varsik²⁾ schätzt auf diese Weise ihre Zahl in den noch bestehenden Matrikeln von der Gründung der Universität bis 1420 auf 25 bis 30; die ganze Anzahl hätte dann wohl viermal soviel betragen. Was wissen wir aber über die Eindrücke dieser Studenten in Prag und über ihren Einfluss nachher in der Heimat? Nichts. Es ist also blosser Vermutung, wenn Varsik annimmt, dass sie getroffen wurden von der Liebe der Tschechen zu ihrer Muttersprache (welche sich in dieser Zeit stets mehr offenbarte, zum Beispiel in der Nationalisierung der Universität), und dass sie nach der Rückkehr in ihre slowakische Heimat in derselben

¹⁾ An der Prager Universität gab es bekanntlich vier „nationes“; unter derjenigen der „Bohemi“ gehörten auch die „Moravi, Ungari atque Slavi“. Varsik vermutet, dass mit diesem „Slavi“ gemeint sind die Slaven in Ungarn (weil die Polen einer anderen natio angehören) und zwar speziell die Slovaken. (Br. Varsik, Slováci na pražskej universite do konca stredoveku, Sborník Fil. Fak. Univ. Komenského v Bratislave, Ročn. IV, č. 45, S. 525—556.)

²⁾ a. a. O.

Richtung arbeiteten und die tschechische Schriftsprache, welche schon grammatikalisch ausgebildet war, verbreiteten. Es ist dies ganz gut möglich, sogar wahrscheinlich; ob aber der Einfluss dieser immerhin doch nicht zahlreichen Gruppe junger Leute hinreichend war, das Tschechische im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen und das slowakische Element in den Städten so zu verstärken, wie das im fünfzehnten Jahrhundert in der Slowakei geschah — das ist doch sehr fraglich. Hier muss doch auch an den Einfluss der tschechischen Hussiten gedacht werden¹⁾.

In ihren Berührungen mit der Slowakei können wir zwei Episoden unterscheiden. Zuerst im Rahmen der Hussitenkriege eine Reihe von Expeditionen unter Žižka und den Prokopien, meistens in die Westslowakei, einmal auch über Polen in die Zips. Zweck dieser Kriegszüge war die Bekämpfung des Königs Sigmund und sonst — furagieren. Bald nach dem Ende der Hussitenkriege bemeisterte sich der Slowakei der Condottiere Jan Jiskra von Brandys mit seinen grösstenteils hussitischen Hauptmännern und Söldnern. Er stand im Dienste der Königin Elisabeth, Witwe des eben gestorbenen Albrechts von Habsburg, für die er die Rechte ihres posthumen Sohnes Ladislaus auf den ungarischen Thron gegen den von den Ungarn gewählten polnischen König Vladislav verteidigte. Auch als dieser gestorben und Ladislaus König geworden war, behauptete er seine Position gegen den Reichsverweser Johann Hunyady und später gegen dessen Sohn König Matthias (Corvinus), versöhnte sich aber schliesslich mit letzterem (1462). Er beherrschte hauptsächlich die Ost- und Mittelslowakei; im Westen waltete ein anderer, später mit Jiskra befreundeter Heerführer, Pankrác. In der letzten Zeit standen neben Jiskra die sogenannten „bratřici“ (Brüder), militäre Genossenschaften, welche Teile des slowakischen Landes beherrschten und in 1462 zum Teil in den Dienst des Königs Matthias übergingen.

Das ist — ganz kurz dargestellt — die äussere Geschichte der Hussitenherrschaft über die Slowakei. Fragen wir jetzt nach ihren

¹⁾ Neben Varsik schreibt auch Škultéty (Ján Jiskra a český jazyk na Slovensku, Slovenské Pohl'ady, XXI (1901), S. 336—349) die Verbreitung des Tschechischen in der Slowakei hauptsächlich dem Einfluss der Prager Universität zu, wenn auch beide Verstärkung und Beschleunigung durch die Hussitenherrschaft möglich achten.

Zielen und Folgen. Das Ziel der Kriegszüge der ersten Episode haben wir schon erwähnt: es war rein strategisch. Diese Expeditionen sind denen, welche in die sonstige Umgebung Böhmens unternommen wurden, ihrem Wesen nach ähnlich. Von einer besonderen Absicht die Slowakei dauernd zu erobern, sei es zu Bekehrungszwecken oder auf Grund der nationalen Verwandtschaft, ist nichts bekannt¹⁾. Aber auch dem Jiskra lagen religiöse oder nationale Absichten fern. Er war selber katholisch und, wenn auch seine Treue zu der Elisabeth unverdächtig ist, im Grunde ein Opportunist. Und die „bratřci?“. Ihr Kern war tschechisch, alttaboritisch, aber das Ganze war aus dem Gesindel verschiedener Nationen zusammengesetzt und verheerte das Land wie ein räuberischer Soldatenhaufe der damaligen Zeit²⁾. Ihr Führer Peter Aksamita war ein Hauptmann, der seine Dienste verkaufte und nicht immer treu blieb³⁾.

Es ist daher auch kein Wunder, dass die Nachrichten über die Verbreitung des hussitischen Glaubens in der Slowakei äusserst sparsam sind. Zwar gibt es in vielen Lutherischen Gemeinden eine Tradition, welche die Reformation mit dem Hussitismus verbindet; in den Archiven ist aber von einem derartigen religiösen Einfluss bisher keine Spur gefunden worden.⁴⁾ Auch die Kelche, die sich an verschiedenen Kirchen und Burgen besonders im Süden der Mittelslowakei befinden, beweisen deren hussitische Herkunft nicht; von vielen Kirchen ist nachgewiesen worden, dass sie aus anderer Zeit stammen⁵⁾. Die Anwesenheit der Kelche liesse sich daraus erklären, dass die hussitischen Soldaten diese Gebäude

¹⁾ Es ist unbegreiflich, wie F. M. Bartoš (Čechové na Slovensku v Husitském věku, Slovenská čítanka, II vyd., S. 114—125) das umgekehrte behaupten und Žižka den grossen Vereiniger der (tschechoslovakischen) Nation nennen kann. Palacký, den niemand wegen anti-hussitischer Tendenz in Verdacht haben kann, weiss von so etwas nichts. (Dějiny národa českého, 3e ed., III, II, S. 190 f.)

²⁾ Palacký, a. a. O., IV, I, S. 452—456.

³⁾ Ottův Velký Slovník Naučný, in voce.

⁴⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 444—445.

⁵⁾ M. Mišík, Husiti na Slovensku, Baňská Bystrica 1928, S. 127 f.; Škultéty, a. a. O., Slovenské Pohl'ady XXI (1901), S. 336 ff.; derselbe, Nehaňte l'ud mój, S. 46, und die dort angeführte Literatur.

(auch die Kirchen!) zeitweilig als Festung benutzt haben¹⁾.

Positive Nachrichten über die Verbreitung des Hussitismus in der Slowakei gibt es — wie gesagt — nur wenige²⁾. Sie betreffen hauptsächlich die Zips³⁾, also eine in nationaler Hinsicht wenig slovakische Gegend. Auch die sechzig Hussiten in Pressburg, von denen schon in 1428 die Rede ist⁴⁾, sind vielleicht keine Slowaken gewesen. Und sonst wissen wir über die religiöse Haltung des slovakischen Volkes wenig. Dass der Landadel sich zum Teil bei Jiskra anschloss, lässt sich sehr gut aus Gewinnsucht erklären: er hoffte auf das kirchliche Gut⁵⁾. Die Städte die sich Jiskra unterwarfen, haben das wohl aus Furcht vor der Plünderung getan⁶⁾. Die bratřci haben gewiss auf ihren über das Land zerstreuten Festungen ihre hussitischen Gottesdienste abgehalten. Dass sie aber bei der von ihnen drangsalierten Bevölkerung viele Proselyten gemacht hätten, ist nach dem oben gesagten unwahrscheinlich⁷⁾.

Wenn wir also den religiösen Einfluss der Hussiten auf die Slowaken gering achten, so ist damit aber der national-sprachliche nicht geleugnet. In den oberungarischen Städten war stellenweise schon früher ein Streit des deutschen und des slovakischen Ele-

¹⁾ Mišík, a. a. O., S. 119 ff., 146 ff.

²⁾ Eine Übersicht findet man bei Josef Macúrek, Husitství v rumunských zemích, Č M M, LI (1927), S. 36, Fussbemerkung. Macúrek ist aber geneigt ihre Bedeutung zu überschätzen; vgl. darüber R. Holinka, Bratislava II, č. 3, S. 437—438. Vgl. ferner Chaloupecký, Č Č H XXVIII, S. 21—22.

³⁾ Vgl. ausser Macúrek, a. a. O.: Tóth Szabó Pál, A cseh huszita mozgalma és uralom története Magyarországon, Budapest 1917, S. 150; Wagner (Carolus), Analecta Scepusii (Viennae 1774), p. 29.

⁴⁾ Macúrek, a. a. O.; Tóth Szabó, a. a. O., S. 90.

⁵⁾ Mišík, a. a. O., S. 68 f.

⁶⁾ ibidem S. 84; S. 130 ff. gibt Mišík eine andere Erklärung; von Neigung zum Hussitismus ist aber auch da nicht die Rede.

⁷⁾ Die Verbreitung des Hussitismus unter den Slowaken wird von den Evangelischen häufig angenommen. Vgl. Bartoš, a. a. O., Julius Botto, Ján Jiskra na Slovensku, Slovenské Pohl'ady, XXI (1901), S. 281—300; Ján Slávik, Dejiny zvolenského evanjelického A. V. Bratrstva a Seniorátu, I (Baňská Štiavnica, 1921), S. 11—12 (obgleich er ihr räuberisches Wesen stark betont); Rudolf Urbánek, České dějiny, III, 1, Věk Poděbradský, S. 61—62. Stark bezweifelt wird sie von katholischer Seite (u. a. Mišík a. a. O.) und auch — obzwar nicht so stark — von Chaloupecký. Č Č H XXVIII 1922), S. 444—445.

menten geführt worden: in 1381 bekam Sillein ein Privilegium, wodurch der Streit um die Besetzung des Stadtrates in diesem Sinne beigelegt wurde, dass „nach altem Brauche“ stets die Hälfte der Schöffen Deutsche, die andere Hälfte Slovaken sein mussten¹⁾. Es ist nun ganz gut denkbar, dass die slovakischen Stadtbürger, wenn sie auch Jiskra und seinen Banden nicht von Herzen ergeben waren, trotzdem von den durch diese geschaffenen günstigen Verhältnissen ihren deutschen Mitbürgern gegenüber profitierten. Der Deutschenhass der tschechischen Hussiten ist ja überbekannt. So finden wir, dass zum Beispiel in Sillein und Trenčín die Stadtbücher seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts auf tschechisch geschrieben werden²⁾.

Verstärkung des slavischen Elementes in der Slowakei könnte auch noch auf andere Weise durch die Hussiten stattgefunden haben, indem sie sich nämlich nach dem Ende der Jiskra-Episode dauernd in der Slowakei ansiedelten. Diese tschechische Kolonisation ist aber stark übertrieben worden, einerseits von Czambel und den ungarischen Historikern, die sie als Komplement zu ihren Thesen über die südslavische, bzw. slovenische Herkunft der alten Slovaken brauchten, andererseits von tschechoslovakischer Seite, und zwar von denen, welche einen starken Einfluss des Hussitismus überhaupt annehmen³⁾. Schriftliche Dokumentation für eine zahlreiche tschechische Kolonisation gibt es nicht; die sonstige, den Orts- und Personennamen, Volkstrachten usw. entnommene Argumentation (auch die „hussitischen“ Kirchen erweisen dabei ihre Dienste) ist zu unsicher, um weitgehende Schlüsse zu gestatten. Dass Kriegsleute aus dem Heere Jiskras in der Slowakei zurückgeblieben ist also sehr gut möglich; wie viele ihrer waren und wie rasch sie in die Bevölkerung aufgingen ist ungewiss.

Welche Rolle spielten die tschechischen Offiziere und Soldaten bei der Verbreitung der tschechischen Schriftsprache in der Slowakei? Davon wissen wir nicht viel mehr als von dem Einfluss der slovakischen Studenten in dieser Hinsicht. Man kann, wenn

¹⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 20—21.

²⁾ ibidem, S. 22; Krofta, a. a. O., S. 24—25. Auch von Mišík, a. a. O., S. 154 ff. wird der nationale Einfluss der Hussiten anerkannt.

³⁾ zum Beispiel Botto, Slovenské Pohl'ady, XXI (1901), S. 295 ff.

man will, beide geringschätzen und sich dabei was die Studenten anbetrifft berufen auf ihre geringe Zahl¹⁾ und was die Kriegsleute angeht auf die verhältnismässig kurze Zeit ihres Aufenthaltes in der Slowakei und auf ihr unfreundschaftliches Verhältnis zu der Bevölkerung²⁾. Aber schliesslich hat sich das Tschechische doch verbreitet: man findet es in den Urkunden, in der städtischen Verwaltung und in der Kirche³⁾. Und wenn unter den Schreibern auch Tschechen gewesen sind, das Tschechische ist später nicht verschwunden. Wir finden es zurück im sechzehnten Jahrhundert und es ist geblieben bis ins neunzehnte. Die kulturelle Bedeutung Prags und die militärische Expansion der Hussiten haben ihm das Überschreiten der politischen Grenze ermöglicht. Dass es bei den Slovaken Eingang fand wundert uns nicht, denn sogar bis an den ungarischen Hof⁴⁾ und in Polen⁵⁾ hat sich die tschechische Sprache im fünfzehnten Jahrhundert einen Weg gebahnt. Und wenn sie auch den Slovaken etwas fremder war als früher, sie stand ihnen doch nahe genug, um als die literarische Form der eigenen Sprache betrachtet werden zu können⁶⁾.

Vom fünfzehnten Jahrhundert bis ins neunzehnte — also vierhundert Jahre — sind die Slovaken durch das wichtige Bindeglied einer gemeinsamen Schriftsprache mit den Tschechen verbunden gewesen. Das ist die Frucht der Geschichte dieser Zeit. An der grossen tschechischen religiösen Bewegung des fünfzehnten Jahrhunderts haben sie aber, nach unserer Meinung, nur einen geringen Anteil gehabt. Erst im sechzehnten Jahrhundert dringt die Reformation bei ihnen durch. Dann bekommt auch das Tschechische als protestantische Kirchensprache eine noch grössere Bedeutung.

Die Reformation kam ziemlich früh in die Slowakei. Der Luthe-

¹⁾ Mišík, a. a. O., S. 56 ff.

²⁾ Škultéty, Slovenské Pohl'ady, XXI (1901), S. 336 ff.

³⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 22; Viček, Dejiny literatúry slovenskej, S. 7.

⁴⁾ In den Urkunden der ungarischen Könige tritt das Tschechische früher auf als das Magyarische, zum Beispiel unter den Regierungen des Sigmund, des Matthias Corvinus und der Jagellonen: Krofta, a. a. O., S. 40 ff.

⁵⁾ Weingart, Slovanská vzájemnost, S. 93.

⁶⁾ Vgl. Milan Hodža, Československý Rozkol, T. Sv. Martin 1920, S. 50—51.

ranismus fand bald zahlreiche Anhänger in den deutschen Städten Oberungarns und verbreitete sich von dortaus unter die slovakische Bevölkerung. Wir haben schon gesehen, dass die Tradition hierbei an den Hussitismus anknüpfen will. So wie die radikaleren tschechischen Utraquisten sich rasch die neue Lehre aneigneten, so hätten das auch die slovakischen Hussiten getan. Dafür gibt es aber, wie wir schon wissen, keine Belege. In einem Falle (Nové Mesto nad Váhom — Neustädtl an der Waag) ist sogar gezeigt worden, dass die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges zwischen Hussitismus und Reformation auf einem Irrtum beruht ¹⁾.

Der slovakische Protestantismus ist also wohl im wesentlichen deutscher Herkunft ²⁾. Trotzdem zeigt die slovakische evangelische Kirche eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit der tschechischen. Und zwar nicht nur darin, dass ihre Sprache tschechisch ist, und dass sie ihre Bibelübersetzung, Kirchenlieder, liturgische und polemische Literatur der böhmisch-mährischen protestantischen Kirche entnahm ³⁾. Das Tschechische war ja schon die literarische Sprache der Slovaken, und was man in ihr fertig vorfand, brauchte man selber nicht mehr zu machen. Auffallender ist, dass die slovakische evangelische Kirche hier und da in dogmatischer und liturgischer Hinsicht kompromissartige Züge aufweist, welche von dem orthodoxen deutschen Lutheranismus abweichen und mit gewissen Strömungen in Böhmen Übereinstimmung zeigen ⁴⁾. Und ferner gab es schon im sechzehnten Jahrhundert einen regen geistigen Verkehr zwischen den tschechischen und den slovakischen evangelischen Kirchen. Slovakische Studenten kamen zum Unterricht nach Böhmen und blieben dort manchmal als Pfarrer oder sonstwie tätig; tschechische Pfarrer dienten häufig in der slovakischen Kirche schon vor der grossen Emigration nach dem Jahre 1620 ⁵⁾. Die Verbindung zwischen den tschechischen und slovakischen Kirchen war so eng, wie sie bei der bestehenden politischen Grenze

¹⁾ Varsik, Prvá evanjelická cirkev na Slovensku?, Bratislava II, Č. 1—2, S. 70—73.

²⁾ Vgl. Krofta, Čtení o ústavních dějinách slovenských, S. 55.

³⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 25.

⁴⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 446 ff.; vgl. Slávik, a. a. O. I, S. 13—14.

⁵⁾ Chaloupecký, a. a. O. S. 25 und S. 446 ff.; Slávik, a. a. O., passim.

nur sein konnte. Und das Tschechische wurde als geweihte Kirchensprache den evangelischen Slovaken ein teurerer Besitz. Wir finden es sogar von protestantischen ungarischen Magnaten gebraucht ¹⁾, und an seiner grammatikalischen Ausbildung haben Slovaken einen bedeutenden Anteil gehabt ²⁾.

Das siebzehnte Jahrhundert bringt zunächst eine Verstärkung des Protestantismus und des tschechischen Einflusses in der Slowakei. Der glückliche Ausgang des von Stephan Bocskay geführten Aufstandes, woran sich auch die deutschen Städte und der Adel Oberungarns beteiligten, gewährte den ungarischen Protestanten bei dem Frieden von Wien (1606) Freiheit der Religionsübung und der kirchlichen Organisation. Zwanzig Jahre später konnten die tschechischen Protestanten (Evangelische und mährische Brüder), welche bald nach der Schlacht auf dem Weissen Berge (1620) aus ihrer Heimat verjagt wurden, auch in der Slowakei eine Zufluchtsstätte finden. Zunächst bedeutete das ein Aufblühen der tschechischen Kultur in der Slowakei: man braucht nur zu denken an Georg Tranovský, von Schlesien in die Slowakei gekommen, dessen geistiges Liederbuch: Cithara Sanctorum (1636) ihm die Bedeutung eines slovakischen Paul Gerhardt gab; oder an die vierjährige Tätigkeit des Comenius in Ungarn, wo er, am Hofe der Rákóczis, seinen „Orbis pictus“ schrieb. Aber bald fängt auch hier besonders unter Leopold I die Gegenreformation ihre Tätigkeit an. Und wenn sie auch nie so radikal durchgewirkt hat wie in den böhmischen Ländern, das Leben der Evangelischen war zeitweilig schwer genug, und auch hier hat es Verfolgung und Verbannung um des Glaubens willen gegeben.

Unter diesen Umständen war eine blühende nationale Kultur nicht möglich. In Böhmen und Mähren war das nationale Leben fast gänzlich zu Tode gedrückt; was noch lebte wagte es nicht sich zu zeigen. Dorther konnte also den Slovaken keine Lebenskraft zufließen. Aus eigener Kraft aber konnte die tschechische Kultur in der Slowakei nicht blühen, nicht nur weil die Zeitverhältnisse sich ungünstig gestalteten, sondern auch weil sie dort keine boden-

¹⁾ z. B. in der Familie Thurzó; vgl. Frant. Hrubý, Slovensko protireformační, Slovenská čítanka II vyd., S. 147—148.

²⁾ z. B. durch die treffliche Grammatik der tschechischen Sprache (aus dem Jahre 1603) von Benedikti Nudožerinus.

ständige Pflanze war. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass ihre Überbringung in die Slowakei etwas unnatürliches gewesen wäre. Dann würde es viele derartige unnatürliche Verhältnisse in Europa geben! Aber was würde aus der französischen Kultur werden wenn man sie zweihundert Jahre lang auf die Languedoc oder die Provence beschränken könnte?

Die tschechische Schriftsprache hat sich in der Slowakei vielleicht nur wegen ihres geweihten Charakters als evangelische Kirchensprache rein erhalten können. In die katholische Literatur dringen wenigstens schon bald Slovakismen ein ¹⁾. Die Evangelischen aber pflegten und bewahrten das von den Vätern ererbte Gut bis in die Zeit der nationalen Wiedergeburt. Und wir werden sehen, wie es bei ihnen schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Äusserungen der Liebe zu der Muttersprache gab, welche in der darauf folgenden nationalen Auflebung ihre Fortsetzung fanden. Eine sich neu belebende tschechische Kultur konnte bei den evangelischen Slowaken einen Anhaltspunkt finden um das zerschlagene tschechoslovakische Band wieder anzuknüpfen ²⁾.

Hier liegt also ein überaus wichtiger, sei es während der letzten hundertfünfzig Jahre auch nur ein potentieller Kulturzusammenhang vor. Aber eins dürfen wir dabei nicht vergessen: die Träger dieser Kultur, die evangelischen Pfarrer und Lehrer, bilden nicht die einzige führende Schicht der Slowaken. Sie waren nur eine Minderheit; neben ihnen gab es noch die katholische Geistlichkeit, die Bürgerschaft der Städte und schliesslich die zahlreiche, politisch und sozial sehr bedeutende Klasse des Landadels. Sollte sich je eine tschechoslovakische Kultur entwickeln, so musste sie in der Slowakei auch diese Kreise — wenigstens ihre Mehrzahl — unter ihren Bann bringen, denn sonst würde ihre Herrschaft dort auf zu schmaler Basis ruhen. Wie gestalteten sich nun diese Gruppen in der Zeit, wo die Grundlagen für die spätere Nationalentwicklung gelegt wurden?

Fassen wir zur Beantwortung dieser Frage zuerst die allgemeine Lage der Slowakei seit dem Mittelalter ins Auge. Sie gehörte einem anderen Staatsgebilde an, als die stammverwandten tschechischen

¹⁾ J. Vlček, Dejiny literatury slovenskej, II vyd. (1923), S. 27 f.

²⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 26, 29.

Länder, aber die ungarische Krone war seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dauernd mit der böhmischen in einer Personalunion verbunden. Seit 1526 waren es die Habsburger, die beide Kronen trugen. Diese Vereinigung unter einem Herrscher bekam für das tschecho-slovakische Verhältnis noch grössere Bedeutung, als bald nach dem genannten Jahre die Türken den grössten Teil Ungarns eroberten, so dass das habsburgische Ungarn, abgesehen von dem langen schmalen Streifen im Westen, im wesentlichen aus der Slowakei bestand. Während die ungarische Tiefebene mehr als anderthalb Jahrhundert vom Westen abgeschnitten war, stand das slovakische Gebiet unter derselben Regierung als die böhmischen Länder. Die staatsrechtliche Selbständigkeit dieses „Rumpfungarns“ erlitt zwar keine wesentliche Änderung; das gemeinsame Schicksal mit Böhmen schuf aber in mancher Hinsicht eine Analogie der Verhältnisse, welche sich bisweilen in einer Zusammenarbeit der Stände äusserte. Beide Länder trugen die Last des Türkenkrieges, wenn sie auch auf der oberungarischen Bevölkerung viel schwerer drückte; in beiden Ländern waltete das absolutistische, bald auch katholisierende System der Habsburger, wenn es auch Böhmen verhängnisvoller wurde als Ungarn.

Es herrschte also eine gewisse Gleichförmigkeit der Verhältnisse, eine gewisse Interessengemeinschaft der beiden Länder und Bevölkerungen. Aber diese war, möchte man sagen, doch mehr äusserlich, als dass sie auf innerer Verwandtschaft oder Zusammengehörigkeitsgefühl beruhte. Nicht um den slovakischen Teil ihrer Nation zu verteidigen, unterstützten die böhmischen und mährischen Stände mit Geld und Soldaten den Kampf gegen die Türken, sondern im Interesse der eigenen Sicherheit und der Dynastie ¹⁾. Nicht aus Ursache der Sprach- und Nationalverwandtschaft unterhielten die oberungarischen (also in ihrer nationalen Zusammensetzung der Mehrzahl nach slovakischen) Stände um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts enge Beziehungen mit denjenigen der böhmischen Länder, sondern weil sie ähnlichen religiösen und politischen Zielen nachstrebten ²⁾.

Auch das Wirken der Gegenreformation in der Slowakei, obzwar

¹⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 24.

²⁾ Krofta, Čtení o ústavních dějinách slovenských, S. 54.

es analog und sogar im Zusammenhang mit der katholischen Aktion in Böhmen geschah, vermochte kein neues Band um die beiden Stämme zu schlingen, das die vor 1620 bestehende Verbindung der Evangelischen hätte ersetzen können. Zwar ist der Zusammenhang hier merkwürdig genug: die für die Slovaken bestimmte polemische und apologetische Literatur wurde nicht der in nächster Nähe entstandenen magyarischen nachgebildet, sondern der entfernteren tschechischen. Tschechische katholische Schriften wurden sogar von den Jesuiten in Tyrnau (Trnava), wo auch der magyarische Erzbischof Pazmány arbeitete, neu aufgelegt für den slovakischen Gebrauch¹⁾. Das beweist gewiss, dass die tschechoslovakische literarische Einheit noch immer fort dauerte. Aber mehr als äusserlichen Wert hatte dieser Zusammenhang nicht. Denn der Geist der Gegenreformation war universell, nicht national. Die Nationalsprache war ihr nur Mittel zum Zweck, und weil das Tschechische einmal die literarische Sprache der Slovaken war und in dieser Sprache katholische Streit- und Propagandaschriften existierten, war es bequem diese zu benutzen. Ein inneres Band zu der tschechischen Sprache gab es aber bei der katholischen Geistlichkeit nicht oder fast nicht; es ist ihr nur um den Einfluss auf das Volk zu tun: daher auch das schon erwähnte Eindringen der Slovakismen in die katholische Literatur, eine Erscheinung, welche in südslavischen Gegenden ihre Analogie hat²⁾. Die katholische Geistlichkeit war keine Trägerin der tschechoslovakischen Kultureinheit.

Wie stand es nun in dieser Hinsicht mit den Stadtbürgern und dem Adel? In den Städten haben wir im fünfzehnten Jahrhundert stellenweise eine Auflebung des slovakischen Elementes gesehen. Doch hielten die Deutschen krampfhaft an ihren in der Kolonisationszeit erworbenen Privilegien fest. In vielen Städten waren Nichtdeutsche vom Bürgerrecht ausgeschlossen, durften sie keinen Betrieb ausüben, ja es kam sogar vor, dass ihr Zeugnis vor dem Gericht gegen einen Deutschen ungültig war³⁾. Dieser Zustand

¹⁾ Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 27; Vlček, Dejiny literatúry slovenskej², S. 26.

²⁾ Vgl. Weingart, Slovanská vzájemnosť, S. 121.

³⁾ Darüber: Križko, Sborník museálnej slovenskej spoločnosti, Roč. II (1897), S. 153—177, und Ján Slávik, Slovenské „povstanie“ v Krupine roku 1614 etc., Slovenské Pohl'ady XXIX (1909), S. 1—9.

wurde seit dem sechzehnten Jahrhundert unhaltbar: neuen Zufluss deutscher Kolonisten gab es nicht mehr; dagegen flüchteten sich viele Magyaren aus dem Alföld in Oberungarn, und auch die slovakische Landbevölkerung an der Türkengrenze suchte oft Beschützung hinter den Stadtmauern¹⁾. Weil sich die Deutschen aber oft weigerten sie aufzunehmen oder ihnen Rechte zu gewähren, wurden sie dazu vom Reichstag in 1608 gezwungen. Seitdem geht das deutsche Element in den Städten zurück. Neusohl (Baňská Bystrica) ist zum Beispiel im achtzehnten Jahrhundert schon eine der Mehrzahl nach slovakische Stadt²⁾. Aber nicht nur das slovakische, sondern auch das magyarische Element hatte Gelegenheit in den Städten festen Fuss zu gewinnen. Und wenn es auch im Anfang mit den Slovaken gegen die Deutschen kämpfte, später, nach dem Eintreten der magyarischen Nationalbewegung änderte sich das im Nachteil der Slovaken. Da wurden — wie wir sehen werden — viele Städte, auch mitten im slovakischen Gebiet, magyarisiert. Wir erwähnen dies schon jetzt, weil es sonst den Anschein haben würde, dass die Verhältnisse in den slovakischen Städten eine für das slavische Element günstigere Entwicklung versprachen als diejenigen Mährens, wo die Städte grösstenteils deutsch blieben bis in die neueste Zeit, oder gar diejenigen Böhmens, wo das Deutschtum, das im tschechischen Sprachgebiet in der Hussitenzeit fast völlig verschwunden war, nach der Schlacht am Weissen Berge wieder bedeutende Fortschritte machte. Man kann natürlich nicht mit Sicherheit sagen, was geschehen wäre, wenn die Magyarisation nicht eingetreten wäre. Soviel steht fest, dass die slovakischen Stadtbürger dem späteren Magyarisierungsstreben keinen genügenden Widerstand bieten konnten. Ob sie dazu im Stande gewesen wären, wenn eine kräftige tschechische Kultur sie getragen hätte, ist fraglich. Aber auch nach ihrer Wiederauflebung im neunzehnten Jahrhundert war die tschechische Kultur einer derartigen Aufgabe nicht gewachsen.

Weitaus wichtiger als die Städte war in national-politischer und sozialer Hinsicht der zahlreiche ungarische Adel. Seine Bedeutung

¹⁾ Slávik, a. a. O.; Denis, Les Slovaques, S. 124—125.

²⁾ Daniel Rapant, K počiatkom maďarizácie, I (Bratislava 1927), S. 52—63.

im ungarischen Ständestaat des späteren Mittelalters und auch der Neuzeit ist in ihrer Allgemeinheit bekannt; wir wollen sie noch etwas näher erörtern. Das Bollwerk der adligen Macht waren die Komitate. Besonders seit der goldenen Bulle Königs Andreas II (1222) tritt an die Stelle der königlichen, militärischen Gerichts- und Finanzverwaltung eine adlige. „Die königliche Administration niederer Instanz verschwindet und das Land wird von den Versammlungen (Kongregationen) der adligen Komitate verwaltet. Die Komitatsorgane werden mit der einzigen Ausnahme des Obergespanns von den Versammlungen des Adels gewählt, sie repräsentieren den in den Komitaten organisierten Stand der Adligen“ ¹⁾. Eine derartige Machtstellung hat der böhmische Adel nicht gehabt ²⁾. Und das Merkwürdige ist, dass sie seit dem Eintritt der habsburgischen Herrschaft gar nicht schwächer, sondern viel mehr noch stärker wurde. Dies gilt nicht für das eigentliche zentrale Organ des Ständetums, für den ungarischen Reichstag, wo neben den Magnaten und der hohen Geistlichkeit auch der niedere Adel anfangs persönlich, später durch Abgeordnete der einzelnen Komitate vertreten war. Dieser Reichstag, der in zwei Tafeln verteilt war, konnte dem Wiener Zentralisierungsstreben keinen genügenden Widerstand leisten ³⁾. Aber tiefer als in die Landesregierung drang die habsburgische Machtentfaltung nicht durch. Die verwirrten Zustände infolge der Türkenkriege mögen davon wohl die Ursache gewesen sein. Die adlige Macht konnte sich in den Komitaten völlig behaupten, wurde sogar in verschiedenen Hinsichten noch verstärkt ⁴⁾. Dieser Zustand blieb auch, als im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nach der Verjagung der Türken und der Unterdrückung der ungarischen Aufstände, die königliche Macht sich in der zentralen Regierung noch ausbreitete auf Kosten des Ständetums (besonders bei der Pragmatischen Sanktion des Jahres 1723) ⁵⁾. In den Komitaten wurden auch von jetzt an sämtliche Beamten, mit Ausnahme des Obergespanns, von der Adelskongregation gewählt und waren nur ihrer Verantwortung schuldig. Wie

¹⁾ Szekfű, Der Staat Ungarn, S. 51—52.

²⁾ Krofta, a. a. O., S. 30.

³⁾ Szekfű, a. a. O., S. 90.

⁴⁾ Krofta, a. a. O., S. 49 ff.

⁵⁾ Krofta, a. a. O., S. 61 ff.

wichtig das war tritt sofort an den Tag, wenn man bedenkt, dass die Gesetze und Massregeln des Königs und der Regierung von den Komitaten ausgeführt werden mussten und manchmal einfach aufgeschoben wurden. Maria Theresia hat den vergeblichen Versuch gemacht, die Obergespanne zur ordentlichen Ausführung der Gesetze zu bringen: königliche Beamte wie die Kreishauptmänner in Böhmen wurden sie nicht. Die radikale Massnahme Josephs II, der die Komitatsverfassung einfach vernichtete und an ihrer Stelle eine zentralistische Distriktsverwaltung einführte, hielt — wie so viele seiner Massregeln — nach seinem Tode nicht stand. Der alte Zustand wurde 1790 wieder hergestellt und blieb bis in das Jahr 1848 ¹⁾.

Die überaus wichtige politische Bedeutung des ungarischen Adels geht hieraus genügend hervor. Ja, man kann sagen, dass er der einzige politisch berechtigte Stand Ungarns war, weil die höhere Geistlichkeit doch auch aus ihm hervorging und die Position der Städte im Reichstag unbedeutend war. Scharf ist das im Anfang der Neuzeit formuliert worden von dem ungarischen Rechtsgelehrten und Verfechter der ständischen Rechte Verböczy. Er versteht unter dem Ausdruck „populus“ (hungaricus) nur den Adel; der Rest der Bevölkerung ist ihm rechtloser Plebs ²⁾. Und diese adlige politische Nation ist ihm der eigentliche Träger der Staatsgewalt: von dieser Nation „erhält der König zur Ausübung der Staatsgewalt das Symbol und die Quelle allen Rechtes, die heilige Krone“ ³⁾. Natürlich spricht in dieser Formulierung die ständische Auffassung, nicht die königliche, aber sie beweist, wie stolz das Standesbewusstsein dieses ungarischen Adels war. Bis ins neunzehnte Jahrhundert lebt der Begriff des *populus hungaricus* oder der *gens, natio hungarica* ungeschwächt weiter ⁴⁾. Dieser Nation anzugehören war besonders der Stolz des zahlreichen kleinen

¹⁾ Krofta, a. a. O., S. 62—64.

²⁾ Karel Kadlec, *Verböczyovo Tripartitum etc.*, Rozpravy Č. Akad. císaře Fr. Jos. pro vědy, slovesnost a umění, S. 117.

³⁾ Szekfű, a. a. O., S. 60.

⁴⁾ Rapant, a. a. O., S. 65 f.; die Unterscheidung zwischen *populus* und *plebs* wird ähnlich wie von Verböczy im achtzehnten Jahrhundert gemacht von Matthias Bél, *Compendium Hungariae Geographicum*, Editio tertia, Posonii et Cassoviae 1777, p. 25.

Landadels, dessen wirtschaftliche Position sich manchmal kaum von derjenigen der armen Bauern unterschied. Im „Ungarischen Simplicissimus“¹⁾ wird erzählt, wie die Kinder eines derartigen Düngekarrenden „Edelmannes“ im Komitat Liptov am Fusse der Tatra von ihren Eltern nur reden wollten in den Ausdrücken: Herr Vater und Frau Mutter! Derselbe kleinbäuerische Junker wusste aber beim Abendessen ein höflicher Gastherr zu sein, der sogar lateinisch sprach! Das ist typisch für diese Klasse! Und wenn sie auch ihre politische Bedeutung eingebüsst hat (wenigstens in der Slowakei), ihre Sitten sind noch immer nicht ganz gestorben. Auch in manchem Slovaken steckt noch etwas von dem armen, aber unbesorgten „zeman“, der trinken und heiter sein konnte wie kein zweiter, und der seine Gäste festlich und reichhaltig zu bewirten wusste, auch wenn er nichts im Hause hatte (der Dorfsjude gab schon Kredit!)²⁾.

Gab es denn auch slowakische Edeln? Gewiss. Die *natio ungarica* war keineswegs eine Nation im modernen sprachlichen Sinne. Sie war eine richtige Staatsnation, allerdings mit ständischem Kriterium. *Hungarus* bedeutete in diesem Sinne also nicht: Magyar, sondern jeder Adlige, der politisch-territorial zum ungarischen Staat gehörte³⁾. Unter diesen gab es auch viele nicht-Magyaren, in casu Slovaken. Doch hatten die Magyaren die Mehrzahl und es herrschte sogar die — auch nach heutiger ungarischer Auffassung⁴⁾ — unrichtige Ideologie, dass auch die nicht-magyarischen Edelleute von den magyarischen Erobern herstammten, aber später inmitten der nicht-magyarischen Bevölkerung ihre Sprache geändert hätten⁵⁾. Diese falsche Meinung ging hervor aus der Überzeugung, dass die Magyaren den ungarischen Staat gegründet hatten, und dass ihnen, als Herrenvolk, also auch von altersher die politischen

¹⁾ Der ungarische (oder dacianische) *Simplicissimus* (1683), neue Ausg., Seeverlag MDCDXXIII, S. 147.

²⁾ Von slowakischer Seite ist die Lebensart dieses „zemanstvo“ köstlich beschrieben worden in Ján Kalinčák's „Reštaurácia“.

³⁾ Rapant, a. a. O., S. 65—75.

⁴⁾ Vgl. Szekfű, a. a. O., S. 52; er spricht dabei von einer *allmählichen* Assimilation der Slaven und Rumänen inmitten des ungarischen Adels. Diese Assimilation geschah aber im wesentlichen doch erst in der neuesten Zeit.

⁵⁾ Rapant, a. a. O., S. 79 ff.

Rechte zugekommen seien. Weil es aber einen Nationsbegriff im modernen sprachlichen Sinne nicht gab, so bedeutete diese Überzeugung nicht, dass das Magyarische nun auch die herrschende Sprache sein musste.

Amtliche- und Kultursprache in Ungarn war — auch in der Neuzeit — das Lateinische. Zwar hatte auch hier, wie anderswo, seit dem Ende des Mittelalters die Volkssprache Fortschritte gemacht im öffentlichen Leben. Wir haben schon gesehen, wie das Tschechische in ungarischen Urkunden des Spätmittelalters vorkommt; das Magyarische kam während der Türkenkriege besonders in Siebenbürgen in Gebrauch. Aber seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewann wieder das Lateinische die Oberhand, aus verschiedenen Ursachen, welche zu besprechen uns zu weit führen würde. Die Herrschaft des Lateinischen war aber keine Alleinherrschaft; neben ihm traten die anderen Landessprachen als Hilfssprachen auf, und dabei hatte das Magyarische eine erste, und gewissermassen semi-offizielle Stellung, weil es die Sprache der Mehrzahl der politischen Nation war¹⁾.

In den slowakischen Komitaten kam als Hilfssprache neben dem Magyarischen auch das Slowakische vor²⁾. Zu Hause mag dann der slowakische *zeman* wohl in der Regel slowakisch gesprochen haben. Das bedeutet aber in keinem Falle, dass er sich auch als Slowake gefühlt hätte. Äusserungen der Liebe zum eigenen Stamme und zur eigenen Sprache, so wie wir schon aus dieser Zeit von anderen Slovaken einige besitzen, gibt es von slowakischen *zemani* nicht³⁾. Sie fühlten sich — wenn sie vielleicht auch kein Wort magyarisch verstanden — Mitglieder der rühmlichen „ungarischen Nation“. Daher erklärt es sich auch, dass der slowakische Teil des ungarischen Adels im allgemeinen die Aufstände der ungarischen Magnaten gegen die Habsburger unterstützt hat. Denn diese Aufstände waren ja doch nicht national im modernen Sinne, sondern ständisch-territorial⁴⁾.

¹⁾ Vgl. Rapant, a. a. O., S. 3 ff., 26 ff., 75 ff.

²⁾ Rapant a. a. O., S. 26 ff.

³⁾ Das behauptet mit Recht gegen Škultéty Rapant, Prúdy IX, S. 552—564.

⁴⁾ Vgl. darüber Dr. Anna Gašparíková, *Povstanie Rákócziho a slovakia*, Bratislava 1930, S. 79.

Besonders deutlich tritt die Gesinnung des slovakischen Adels hervor in dem Streit gegen die sprachlichen und Verfassungsreformen Josefs II. Sein Germanisationsedikt, das bekanntlich nicht aus nationaler Gesinnung, sondern nur aus zentralisierendem Absolutismus geboren wurde, stiess bei der „natio hungarica“ auf heftigen Widerstand. Nicht so sehr bei den Magnaten, denn diese waren durch die gescheite Politik Maria Theresias schon in das Hofleben und den deutschen Kulturkreis hineingezogen worden. Auch sonst hatte die aufsteigende deutsche Kultur in Ungarn Fortschritte gemacht — nur nicht bei dem niederen Adel¹⁾. Und dieser sträubt sich jetzt heftig gegen die plötzliche Ersetzung des Lateinischen durch das Deutsche. Wenn schon das Lateinische aufgegeben werden muss, dann nicht zugunsten des Deutschen, sondern des Magyarischen, der zweiten Sprache der ungarischen Nation. Diese Sprache sei — so heisst es in den Protesten der Komitate — ihre Muttersprache, sie komme an zweiter Stelle neben der lateinischen „Vatersprache“. Der ungarische Adel stamme ja auch von den Magyarern ab. Warum denn das Magyarische nicht eingeführt? ²⁾.

Diese Argumentation hört man nicht nur aus den rein-magyarischen Komitaten, sondern ganz besonders auch aus den slovakischen, wo der Adel sicher keine allgemeine magyarische Sprachkenntnis hatte. Wie ist das zu erklären? Rapant ³⁾ weist nochmals darauf, dass die Würdigung der Sprache bei diesem Adel nicht modern war: sie war ihm nicht Kennzeichen einer Nation als ethnisch-kultureller Einheit, sondern Symbol und Palladium der politisch-ständischen Freiheit. In 1790, als die Komitate wieder hergestellt wurden, überherrschte denn auch, mit wenigen Ausnahmen, der Gedanke an die Rückkehr zum Lateinischen ⁴⁾.

Es ist in dieser Zeit also beim slovakischen Adel keine Spur von modernem Nationalismus, auch nicht von magyarischem. Aber später, als der alte ungarische Nationalgedanke sich mit dem modernen magyarischen verband, da unterlag auch der slovakische Adel mit wenigen Ausnahmen der Magyarisation. Jahrhunderte

¹⁾ Rapant, K počiatkom maďarizácie I, S. 185 ff.

²⁾ Rapant, a. a. O., S. 251 ff.

³⁾ ibidem.

⁴⁾ Rapant, a. a. O., S. 400 ff.

lang war er an die „natio hungarica“ verkettet gewesen; auch bei dieser Umgestaltung blieb er ihr treu. Für den slovakischen Nationalgedanken — und erst recht für den tschechoslovakischen! — war er rettungslos verloren.

Wir stehen jetzt an der Schwelle der neuesten Zeit, die das Erwachen des modernen Nationalbewusstseins hervorgebracht hat. Werfen wir noch einmal einen Gesamtblick auf die Grundlagen, welche Natur und Geschichte für die Entwicklung der Formen dieses Bewusstseins in der Slovaei gelegt haben. Wir sehen ein Land, das im allgemeinen mehr nach dem Südosten, nach Ungarn, als nach dem Nordwesten, nach Mähren-Böhmen neigt. Eine gewisse Individualität ist ihm, besonders in frühester Zeit, nicht abzusprechen, aber die Absonderung gegen Ungarn verschwand nach dem politischen Zusammenschluss je länger je mehr. Ansätze zu einem Staat, in welchem Böhmen, Mähren und die Slovaei vereinigt gewesen wären, hat es zwar gegeben, derartige Staatsgebilde waren aber immer vorübergehend und nie rein „tschechoslovakisch.“ Politisch fällt also die Geschichte der Slovaei seit dem elften Jahrhundert mit derjenigen Ungarns zusammen. Trotzdem hat sich, bis zu gewissem Grade, ein tschechoslovakischer Kulturzusammenhang gebildet. Die Grundlage dafür bildete eine enge Sprach- und Stammverwandtschaft, wodurch die Tschechoslowaken noch heute inmitten der westslavischen Sprachengruppe als eine Einheit zu betrachten sind. Ihre ethnisch-sprachliche Ähnlichkeit war im Anfang der Geschichte grösser als jetzt, doch haben wir auch schon für damals einen gewissen Dualismus annehmen müssen. Der Auffassung Chaloupecký's, nach der bis zum dreizehnten Jahrhundert vollständige Einheitlichkeit geherrscht hätte, und erst seither durch Mischungen die slovakische Abart entstanden sei, konnten wir nicht beistimmen. Auf Grund der Sprachverwandtschaft konnte sich im fünfzehnten Jahrhundert die auf den zentralböhmischen Dialekt gegründete tschechische Schriftsprache in der Slovaei verbreiten. Der Hussitismus aber fand dort nur geringen Widerhall; die Reformation kam wohl grösstenteils von Deutschland her zu den Slowaken. Doch standen die slovakischen Evangelischen in enger Verbindung mit den tschechischen Protestanten; ihre Pfarrer und Lehrer waren die

Hauptträger der tschechischen Literatur in der Slowakei. Seit der Schlacht auf dem Weissen Berge wurde aber diese Literatur in den böhmischen Ländern so gut wie vernichtet. In der Slowakei bestand sie zwar fort, konnte aber dort allein nicht blühen. Sie umfasste ja auch nur die kleine Minderheit der gebildeten Evangelischen. Die katholische Geistlichkeit benutzte zwar zu ihren Zwecken tschechische Schriften, sie war aber durch keine inneren Bande an die tschechische Sprache gebunden. Die städtische Bevölkerung war seit dem Brechen der deutschen Alleinherrschaft gemischt; das slovakische Element nahm zwar an vielen Orten zu, es war aber von der nationalslavischer Kultur nicht genügend durchdrungen um dem späteren Magyarisierungsstreben gehörigen Widerstand leisten zu können. Der Adel fühlte sich vor allem Teil der ständisch-politischen *natio hungarica*; Liebe zur eigenen Sprache und zum eigenen Stamm kannte er fast nicht; auch er verfiel später grösstenteils der Magyarisation.

Besonders in den zwei letzten Fällen zeigt sich deutlich die Wirkung des ungarischen Staatsgedankens, der seit der Wiederherstellung der Integrität Ungarns nach den Türkenkriegen eine Verstärkung erfahren hatte. Das politische Zugehörigkeitsgefühl zum ungarischen Staate, zur ungarischen „*natio*“ war die Grundlage auf welcher sich später der Magyarisierungsprozess vollziehen konnte.

Die politische Zugehörigkeit der Slowakei zum ungarischen Staate während langer Jahrhunderte ist also auf die Gestaltung ihres kulturellen Lebens nicht ohne Auswirkung geblieben. Es ist daher zweifellos übertrieben, wenn Chaloupecký die Geschichte der Slowakei die Geschichte eines Landes nennt, „das zwar politisch zu Ungarn gehört, aber in kultureller Hinsicht nicht aufhört mit dem tschechischen Westen zu leben“¹⁾. Nicht weniger einseitig ist aber die Auffassung Škultéty's, der von einer tschechoslovakischen Kultureinheit vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts nichts wissen will²⁾. An verschiedenen Stellen haben wir einen tschechoslovakischen Kulturzusammenhang beobachten können: bei der kirchlichen Organisation im zehnten und elften Jahrhundert; bei

¹⁾ Chaloupecký, *Staré Slovensko*, S. 315.

²⁾ Škultéty, *Sto dvadsaťpäť rokov zo slovenského života*, S. 108—118.

der deutschen Kolonisation im dreizehnten Jahrhundert; besonders aber bei der Bildung der literarischen Einheit seit dem fünfzehnten und bei der engen Verbindung der tschechischen und slovakischen Protestanten seit dem sechzehnten Jahrhundert. Ob uns das aber berechtigt mit Chaloupecký¹⁾ von der Geschichte der „tschechoslovakischen Nation“ zu sprechen? Die Geschichte der kommenden Zeit wird uns zeigen, in wiefern sich bei dem Erwachen des Nationalgeistes die tschechoslovakische Kultureinheit bewährt hat.

¹⁾ Chaloupecký, *Československé dějiny, Č Č H XXVIII (1922)*, S. 30.

VIERTES KAPITEL.

DIE ANFÄNGE DES MODERNEN NATIONALBEWUSSTSEINS.

Die Zeit der französischen Revolution bedeutet eine neue Phase in der Entwicklung der Nationen. „Wir können“ — schreibt Friedrich Meinecke ¹⁾ — „eine frühere Periode unterscheiden, in denen die Nationen im ganzen ein mehr pflanzenhaftes und unpersönliches Dasein und Wachstum hatten, und eine spätere, in denen der bewusste Wille der Nation erwacht, in der sie sich selbst — und sei es auch nur durch das Organ ihrer Führer — als grosse Persönlichkeit, als grosse geschichtliche Einheit fühlt . . . Immer aber handelt es sich dabei nur um eine graduelle, nicht um eine radikale Wandlung. Auch in den Zeiten des mehr vegetativen und schlummernden Daseins der Nationen fehlte es nicht an einzelnen Momenten, wo sie das Auge aufschlugen, wo sie sprachen und dachten durch das Organ einzelner geistiger Führer, wo sie handelten durch gemeinsame grosse Kundgebungen und Willensakte.“

Als er diese Worte schrieb, hatte Meinecke das Auge vor allem auf die grossen Nationen, die französische, englische, deutsche und italienische gerichtet. Sie gelten aber im allgemeinen auch für die tschechische, nur hat hier das Nationalleben in den Zeiten, welche dem nationalen Erwachen vorangingen, ein viel bewegteres Schicksal gehabt. Zahlreich waren die Momente gewesen, wo sich eine starke Nationalgesinnung durch Wort und Tat manifestiert hatte; dann war aber eine Periode tiefen Einsinkens gefolgt, in welcher das Nationalleben dem Tode anheimgefallen schien. Schon früh hatte die exponierte Stellung des tschechischen Volkes wie eine Halbinsel im deutschen Meere seine Aufmerksamkeit auf die nationale Sache gerichtet; die drohende Gefahr hatte die Liebe zum eigenen Volk und zur eigenen Sprache geweckt; andererseits

¹⁾ „Weltbürgertum und Nationalstaat“, 6e Aufl. 1922, S. 6—7.

aber auch die Abkehr, manchmal sogar den Hass gegen das Fremde angefacht. Eine derartige Gesinnung treffen wir schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo ihr die erste tschechisch geschriebene Kronik des sogenannten Dalimil Ausdruck verliehen hat. Der Autor war entrüstet über den seit anderthalb Jahrhundert stets zunehmenden deutschen Einfluss am Hofe und in der Kirche, in den neugegründeten Städten und auf dem Lande, wo die Deutschen die bisher sparsam bewohnten Gebirgsgegenden kolonisierten. Heftiger aber und aggressiver als bei Dalimil war der Ausbruch des Nationalismus in der Hussitenzeit gewesen. Durch seine Verbindung mit der religiösen Bewegung hatte damals der Nationalgedanke ein geradezu alttestamentarisches Gepräge bekommen: das tschechische Volk war den Hussiten ein heiliges Volk, das zur Verwirklichung eines neuen christlichen Lebens von Gott auserwählt war; die Tschechen waren die Streiter Gottes; die Deutschen wurden als Feinde des göttlichen Gesetzes bekämpft. Indem so die nationale Sache eine heilige Sache geworden war, so wurde auch umgekehrt das Heilige zum Nationalgut. Daher die Nationalisierung der Kirche durch die Einführung des Tschechischen als Kirchensprache und die Pflege der tschechischen religiösen Literatur durch Hus und seine Nachfolger.

Diese Verbindung von Kirchenreform und Nationalgesinnung steht bekanntlich in der Geschichte nicht vereinzelt da. Aber nirgends kam sie so früh und war sie so innig wie in Böhmen. Und dass sie nicht so bald verschwand, beweist schon die Tatsache, dass die Aktion der Gegenreformation nach der Schlacht auf dem Weissen Berge sich nicht nur gegen die tschechischen Ketzer, sondern auch gegen die tschechische Sprache richtete. Natürlich darf man auch hier nicht zu sehr generalisieren, denn es hat auch gut-katholische Verteidiger der tschechischen Sprache gegeben (z. B. Slavata und der Jesuit Balbín). Aber nach der Vertreibung der Protestanten war auch die nationale Kultur so gut wie vernichtet worden.

Wir finden also in der Geschichte der tschechischen Nation vor dem Eintritt der modernen Nationalbewegung zuerst eine Periode in welcher der Nationalgeist vielleicht bewusster und aktiver war als sonst irgendwo in Europa. Aber dann kam ein Tiefstand des Nationallebens, wie ihn auch nur wenige andere Nationen erlebt haben. Das Erwachen aus diesem Todesschlummer war gleichsam

eine Neubelebung, eine nationale Wiedergeburt — und mit diesem Ausdruck wird die neue Bewegung seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts dann auch meistens in der Literatur bezeichnet.

Für die Slovaken passt er aber nicht recht. Denn sie hatten weder die Hochkonjunktur der Zeit vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert, noch die Senkung nachher gekannt. In Ungarn, wiewohl in nationaler Hinsicht ein stark gemischtes Land, hatte es vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Aufeinanderprallen der Nationalitäten wie in Böhmen nicht gegeben. Es war, alsob das Land der Stephanskronen sich dauernd richtete nach den Worten, die sein Schutzpatron seinem Sohne Emmerich als Rat gegeben hatte: „unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est“¹⁾. Die verschiedenen Nationalitäten lebten friedlich nebeneinander, von der politischen „natio hungarica“ überwölbt. Eine magyarische Nationalbewegung, welche mit der tschechischen des fünfzehnten Jahrhunderts vergleichbar wäre, hat es nicht gegeben²⁾. Nur gegen die Exklusivität der deutschen Städte hatten sich beide, Slovaken und Magyaren, empört und die ersteren mögen dabei — wie wir schon früher bemerkten — auch wohl aus der Anwesenheit der tschechischen Hussiten ihren Vorteil gezogen haben. Aber mit den böhmischen Kämpfen verglichen trugen diese Streitigkeiten im ganzen einen viel ruhigeren Charakter. Eine aktive und bewusste slovakische oder tschechoslovakische Nationalgesinnung treffen wir bei den Slovaken nicht an. Sie hatten zwar Anteil an der tschechischen Literatur, aber ihre Rolle blieb dabei in den ersten Zeiten mit wenigen Ausnahmen³⁾ eine passive. Die schweren Zeiten der Türkenkriege mögen davon wohl die Ursache gewesen sein. Erst seit dem siebzehnten Jahrhundert, als in Böhmen die nationale Stimme zum Schweigen gebracht worden war, hört man sie in der Slowakei. Da gab es einige Äußerungen der Liebe zur Muttersprache, welche als Nachklänge der

¹⁾ Endlicher, *Rerum hungaricarum monumenta Arpadiana*, p. 306.

²⁾ Vgl. Krofta, *Čtení o ústavních dějinách slovenských*, S. 67 f.

³⁾ z. B. der Dichter kirchlicher Lieder Ján Silván, vgl. Vlček, *Dejiny literatury slovenskej*, S. 8 f. Auch der oben (S. 85) erwähnte Benedikti Nudožerinus (1555—1615) könnte in diesem Zusammenhang genannt werden. Beide arbeiteten aber in Böhmen.

tschechischen Reformation, zugleich aber als Vorboten des modernen Nationalbewusstseins zu betrachten sind.

Die erste ist aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1678 gab Daniel Sinapius Horčička, evangelischer Prediger und Rektor, der sich auch durch religiöse Schriften, geistliche Lieder und durch die Herausgabe von Comenius' *Orbis pictus* um die Literatur verdient gemacht hat, sein *Neo-Forum latino-slavonicum*¹⁾ heraus, eine Sammlung lateinischer und slavischer (tschechischer und slovakischer) Sprichwörter, welche nicht so sehr um ihrer selbst willen, als viel mehr wegen der ihr vorangehenden, lateinisch geschriebenen Einleitung für uns Bedeutung hat. Darin erzählt der Autor, wie er gerne seine Sorgen zu vertreiben pflegt durch die Erinnerung an vergangene Zeiten, da er als Knabe an der Seite seiner geliebten Mutter gesessen die alten Sprichwörter und Redensarten gelernt, sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte. Aber diese geliebte Muttersprache — *lingua nostra slavonica* — wird jetzt von vielen vernachlässigt und sogar verachtet, „*quamvis . . . excellat antiquitate, puritate, amplitudine, brevitate et id genus aliis virtutibus . . .*“ Man schämt sich seiner slavischen Herkunft und wendet sich aus Gewinnsucht von der „*gens slavica*“ ab, obzwar sie über viele Länder verbreitet ist, keiner anderen Nation an Alter nachsteht und viele berühmte Männer aus sich hervorgebracht hat. Es ist eine Schande, so seine eigene Mutter zu beschimpfen und sie zu verachten. Daher wendet sich der Autor an die Jugend einiger bekannter Adelsgeschlechter, denen auch sein Buch gewidmet ist, damit er Liebe zu der Muttersprache bei ihnen erwecke²⁾.

Bei der Betrachtung dieser Liebesbeteuerung zur Muttersprache, wobei sich Horčička manchmal zu phantastischen Behauptungen verführen lässt, fällt sofort auf, wie vag, wie allgemein-slavica dieses Nationalgefühl ist. Muttersprache und „*lingua slavonica*“ fließen hier ineinander; das Lob der grossen „*gens slavica*“ wird

¹⁾ Die ursprüngliche Ausgabe ist sehr seltsam. Wir haben die neue benutzt, welche von J. V. Novák und V. Flajšhans besorgt wurde und in 1908 in Prag erschienen ist.

²⁾ Dieser Passus ist ein Beweis für die oben (S. 75) verteidigte Auffassung, dass sich der Adel in der Slowakei um seine Muttersprache wenig kümmerte.

gesungen um die ungarischen Slovaken zur Treue ihrem Stamm gegenüber zu bewegen. Unwillkürlich muss man denken an Horčičkas Zeitgenosse, den kroatischen Jesuiten Križanić, der allerdings ein politischer Panslavist war, indem er die sprachliche, kirchliche, und politische Vereinigung aller Slaven unter der Führung des russischen Zaren propagierte¹⁾. Horčička ist weniger „gefährlich“, er begnügt sich damit, den Ruhm der „slavischen“ Sprache und Nation zu verkündigen, aber dieses „slavische“ umfasst doch auch alle Slaven, nicht nur die Slovaken und Tschechen²⁾.

¹⁾ Vgl. A. Fischel, *Der Panslavismus bis zum Weltkrieg*, Stuttgart und Berlin 1909, S. 20 ff.; und M. Weingart, *Slovanská vzájemnost*, S. 123 ff.

²⁾ Es ist nicht recht deutlich, wie Albert Pražák (*Dějiny spisovné slovenštiny po dobu Štúrovu, v Praze 1922*) bei Horčička Beweise für eine besondere Überzeugung von der tschechoslovakischen Zusammenhörigkeit finden kann. Die Aufzählung berühmter Männer aus der gens slavica (*Neo-Forum*, Einl. S. 9) ist keineswegs eine Aufzählung tschechoslovakischer Schriftsteller oder gar eine tschechoslovakische Literaturgeschichte, wie Pražák (a. a. O. S. 29) behauptet, denn es befinden sich unter ihnen z. B. Matthias Flacius Illyricus, Cyrillus und Methodius, die römischen Kaiser Decius, Aurelianus, Probus, Diocletianus, usw. Dass Horčička also Tschechen und Slovaken zusammenordnet als etwas, das ein und dasselbe ist, geht hieraus nicht hervor. Ebenso wenig lässt sich behaupten, dass er bei der Aufzählung der slavischen Völker (*Neo-Forum*, Einl. S. 8) die Slovaken unter den Tschechen begriffen hätte (Pražák, a. a. O., S. 40). Denn erstens spricht Horčička hier nicht mit seinen eigenen Worten, sondern zitiert er Pontanus' *Glossarium priscae Galliae*. Zweitens aber ist Pražáks Interpretation des betreffenden lateinischen Satzes unrichtig. Er lautet: *Slavica* (sc. lingua) *Polonis, Bohemis, Russis, Moscis, Moravis, Silesiis, Cassubiis, Croatis, Bulgaris, Rasciis, Serbis, Illyriis, et universo nomini Slavonico communis est*. Pražák interpretiert: „universum nomen slavicum“ náleží u Horčičky jen *Polonis, Bohemis, Russis, etc.* Das ist aber aus dem Lateinischen gar nicht herauszuholen! Der Ausdruck „universum nomen slavicum“ wird man wohl übersetzen müssen: alles was slavisch ist (also analog wie *nomen romanum* = alle Römer). Dann können aber die Slovaken, deren Name ja eigentlich auch nichts anderes bedeutet als: Slaven, ganz gut darunter begriffen sein. Damit wollen wir natürlich nicht leugnen, dass Horčička wusste, dass die Slovaken tschechisch schrieben und eine der tschechischen verwandte Mundart sprachen. Auffallend bleibt aber, dass gerade der unbestimmte, slavische Zug in seinem Nationalgefühl (wenigstens in der Einleitung seines *Neo-Forum*) vorherrscht. — Wir haben diesen Punkt absichtlich etwas ausführlicher behandelt um damit zu zeigen, wie Pražák, der geneigt ist überall Spuren eines tschechoslovakischen Zusammenhörigkeitsgefühls zu entdecken, dabei nicht immer auf festem Boden steht.

Das unbestimmte, allgemein-slavisches ist auch charakteristisch für die wichtigste Äusserung des slovakischen Nationalgefühls im achtzehnten Jahrhundert, die von Daniel Krman (1663—1740). Er war ebenfalls Diener der evangelischen Kirche, hatte aber sonst ein äusserst unruhiges Leben. Wegen seines Glaubens, aber mehr noch weil er Anhänger Franz Rákóczi's war¹⁾, erlitt er Verfolgung, Gefängnis und Verbannung; sein Leben beendete er nach neun-jähriger Haft im Pressburger Kerker. Man muss ihn bewundern, dass er trotzdem noch Zeit zu literarischer Tätigkeit fand. Auch er dichtete geistliche Lieder, versorgte mit Běl in 1722 eine neue Ausgabe der tschechischen Bibelübersetzung, schrieb einen Katechismus und eine (nicht veröffentlichte) grammatikalische Arbeit. Die Liebe zur Muttersprache geht indirekt schon hieraus hervor; deutlich und klar spricht sie aber aus den *Disticha*, welche er dichtete zur Einleitung eines von einem gewissen Michalovič verfassten, ebenfalls nicht veröffentlichten, tschechischen Sprachführers für Slovaken. In diesem Gedichte preist er Gott, dass „unsere Sprache nicht ganz versunken ist, unsere treffliche, uralte slavische Sprache, welche die fruchtbare Mutter anderer Sprachen auf der Welt ist; die tschechische, kroatische, russische, polnische, mährische, die bulgarische und serbische Sprachen sind aus ihr hervorgegangen „und auch andere“. Es folgt noch, ähnlich wie bei Horčička, eine Klage über ihre Vernachlässigung und eine Anspornung sie zu kultivieren. Dazu soll dann Michalovič' BÜchlein dienen²⁾.

Wieder trifft uns hier, wie bei Horčička, das wenig präzise der Vorstellung. Die eigene Sprache soll kultiviert werden, indem man rein tschechisch lernt. Aber zugleich ist diese eigene Sprache für Krman die slavische („slovanský“), welche als die Mutter der tschechischen, kroatischen usw. Sprachen betrachtet wird. Also wieder das ineinander Uebergehen des eigenen, besonderen und des allgemeinen, slavischen!³⁾.

¹⁾ Er verrichtete in 1707 eine Fahnenweihe der Kuruzen; in 1709 war er Rákóczi's Abgesandter zum schwedischen König Karl XII. — Ein Beweis, dass Rákóczi's Aufstand nicht national-magyarisch war!

²⁾ Die älteste mir bekannte Veröffentlichung des Gedichtes geschah von Bohuslav Tablic, *Poezye, díl druhý, ve Wacowě 1807*, S. XXVI.

³⁾ In der slovakischen Literatur herrscht die Auffassung, dass es die

Eine scharf umgrenzte Vorstellung eines slovakischen Stammes, einer slovakischen ethnisch-sprachlichen Individualität gab es also bis ins achtzehnte Jahrhundert nicht. Das geht auch aus der Nomenklatur der Slovaken hervor. Sie ist, wie die einzelnen Äusserungen des Nationalbewusstseins, vag, unstet, nicht streng definiert. Wir haben schon früher erwähnt, wie sich im Mittelalter der allgemein-slavische Name Slovenen bei ihnen (und bei noch einigen anderen slavischen Gruppen), erhalten hat, während die übrigen Slaven spezielle Namen bekamen¹⁾. Das lässt sich wohl zum Teil daraus erklären, dass den Slovaken jede Art politischer Selbständigkeit fehlte, wie sie die Polen, Tschechen, Kroaten usw. mehr oder weniger besaßen. Der Name Slověnín für die slavischen Bewohner Oberungarns tritt in den Quellen noch bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts auf²⁾. Dann aber wird er durch die Form „Slovák“ ersetzt³⁾. Es ist nicht unmöglich, dass dieser Ausdruck zuerst von den Tschechen gebraucht worden ist, und zwar als Schimpfname⁴⁾; er ist aber im wesentlichen nur eine Variante von „Slovan“ (= Slave) und sein Gebrauch beschränkte sich durch-

slovakische Sprache (slovenčina) ist, welche Krman zur Mutter aller slavischen Sprachen erhebt (Botto, Slováci, I, S. 34; Vlček, a. a. O., S. 21; Škultéty, Nehaňte l'ud mój, S. 66—67.) Auch Pražák (a. a. O., S. 125) ist dieser Meinung zugetan; er sieht in Krmans Vorstellung die Grundlage der späteren romantischen Ideologie, welche die Slovaken als die Urslaven betrachtete. Nun spricht zwar der Text des Gedichtes von der slavischen (slovanský), nicht von der slovakischen (slovenský) Sprache. Die Terminologie war aber damals in dieser Hinsicht sehr unstet und gerade das beweist (wir werden das unten weiter ausführen), wie wenig scharf man slovakisch und slavisch und auch Slovaken und Slaven unterschied. Immerhin möchte ich in Krmans Worten doch mehr einen Ausdruck seines slavischen als seines slovakischen Bewusstseins sehen. (Vgl. auch Weingart, Slovanská Vzajemnost, S. 119). Denn zu einem letzteren passt doch nicht gut seine und Michalovič' Überzeugung, dass das Tschechische die kultivierte Form der Sprache der Slovaken ist. (Vgl. Tablic, a. a. O.).

¹⁾ Vgl. oben, S. 44, 50 und 58.

²⁾ Vgl. Flajšhans, *Náš jazyk mateřský*, Praha 1924, S. 4—5; und Varsik, *Sborník Fil. Fak. Univ. Komenského v Bratislave*, IV, č. 45, S. 537 ff.

³⁾ Vgl. Flajšhans, a. a. O.; Varsik, a. a. O.; Niederle, *Slovanské Starožitnosti* II, S. 475—476, und die dort angeführten Stellen.

⁴⁾ Vgl. Jan Húsek, *Západní a východní hranice slovenské řeči*, Slov. Čítanka, II vyd., S. 75; und Varsik, a. a. O.

aus nicht auf die Slaven Oberungarns¹⁾. Er behielt also neben seiner speziellen Bedeutung auch die allgemein-slavische²⁾. Dabei eroberte er nicht einmal das ganze Gebiet: der frühere Name Slověnín lebt noch immer fort. Eine Slovaikin heisst bis auf heute: Slovenka; das Adjektiv slovakisch lautet in der eigenen Sprache: slovenský; die Slovaek: Slovensko.

In den anderssprachigen Benennungen der Slovaken tritt der Mangel an Differentiation nicht weniger deutlich an den Tag. Die Deutschen der Slovaek sprechen noch heutzutage oft von Slaven und slavisch, wenn Slovaken und slovakisch gemeint ist³⁾. Daneben kam früher auch Wenden und wendisch oder windisch vor⁴⁾. Das magyarische Tót war den Slovaken und den südslavischen Slovenen gemeinsam⁵⁾. In den lateinischen Quellen werden die Slovaken häufig mit Slavi oder Sclavi ohne weiteres angedeutet⁶⁾;

¹⁾ Hájek (*Kronika česká* (aus dem 16. Jahrhundert), ed. Flajšhans, *Staročeská knihovna* č. II, S. 36—39) gebraucht viele Male das Wort Slováci im allgemeinen Sinne von Slaven. Sogar Michal Semian (*Kratické hystorické wypsánj knžat a králů uherských*, Pressburg 1786) spricht noch von: „Slovácy při Elbě a Odeře, t. g. w Čechách a Slézku.“ Andere Beispiele gibt Pražák, a. a. O., S. 12 ff.

²⁾ Pražák, a. a. O., S. 20, übertreibt aber, indem er behauptet, dass „Slovák“ bis auf Bernolák (Ende des 18. Jahrhunderts) eine allgemein-slavische Bedeutung hat und nur gelegentlich die Slovaken Oberungarns andeutet. Das geht aus dem von ihm angeführten Quellenmaterial nicht hervor. Vgl. Bujnáč, *Průdy* VII, S. 36, der allerdings umgekehrt die allgemein-slavische Bedeutung nicht genügend hervorhebt.

³⁾ Ich habe das wiederholt selber gehört, und zwar sowohl in der West-slovaek (Pressburg) als in der Mittelslovaek (Kremitz). Vgl. auch Dr. Carl Kanka, Pressburg und seine Umgebung, 1865, S. 123 (Slaven oder Slovaken).

⁴⁾ „Der Ungarische Simplicissimus“ (1683), neue Ausgabe 1923, S. 113, 128, 138, 145, 149, 229; Matrikel der Stadt Karpfen (Krupina) aus dem Jahre 1614, zitiert von Slávik, *Slovenské Pohl'ady*, XXIX (1909), S. 1ff.; Johann Samuel Klein, *Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften Evangelischer Prediger in allen Gemeinden des Königreichs Ungarn, Leipzig und Ofen*, 1789, II, S. 33. Die Behauptung Škultéty's (*Nehaňte l'ud mój*, S. 28), dass die Deutschen die Slaven immer hätten, nie Wenden genannt hätten, ist unrichtig: der Ungarische Simplicissimus hat zweimal Wenden (a. a. O., S. 128 und 138).

⁵⁾ Škultéty a. a. O.; Niederle, *Č Č H*, IX (1903), S. 443.

⁶⁾ z. B. der sogen. Anonymus (wenigstens nach der Interpretierung Bujnáčs und Niederle's — vgl. oben, S. 49); aus dem 18. Jahrhundert gibt es eine Menge von Beispielen: Doležal, *Grammatica Slavico-Bohemica*,

manchmal geht aber dabei aus dem Zusammenhang hervor, dass dieses „Slavi“ ausschliesslich „Slovaken“ bedeutet¹⁾; es ist dann wohl als das lateinische Aequivalent des slavischen „Slováci“ gemeint, obgleich auch dieses in latinisierter Form vorkommt²⁾.

In allen diesen Namen, auch wenn sie schon eine spezielle Bedeutung angenommen haben, klingt ein allgemein-slavischer Ton noch immer mit. So haben es auch die Zeitgenossen gefühlt. Papanek³⁾ stellt sich die Frage „cur Hungariae Slavis nomen Slovak adhaeserit, et non a fluvio Vago, vel Grano, ut Moravis, Hannatis, Ruscisque, denominatio cesserit?“ Worauf er, unter Hinweis auf Dalimils Kronik (in späterer lateinischer Bearbeitung) antwortet: „his Hungariae incolis merito adhaesisse nomen Slovak, cum praecipue hi linguam slavonicam videantur retinuisse, atque cultissime loqui adlaborent, qui non obstante commixtione populi post regni sui abolitionem (gemeint ist der Untergang des Grossmährischen Reiches) nil in Slavonismo suo ab aliis nationibus participant, verum penes genuinum idioma Slavonicum hodiedum manent“.

Hier liegt schon in wesentlichen Zügen vor uns die spätere Ideologie, welche die Slovaken als die den Urslaven am nächsten stehende Nation, ihre Sprache als die der urslavischen am meisten verwandte betrachtet. Ja früher noch, im Jahre 1745, war etwas derartiges behauptet worden von dem ungarisch-böhmischen Kanzler Jordan, der in seinem Werke „De originibus Slavorum“ die

Posonii 1746, Praefatio (verfasst von Matthias Bél), § XII (gens slavica); Bél, Notitia Hungariae novae geographico-historica, I (Viennae MDCCXXXV), p. 52—54, II, p. 304, IV, 25; Papanek, De Regno, Regibusque Slavorum, Quinque-Ecclesiis MDCCLXXX, p. 35, 72, 75 ff.; Wallaszky, Conspectus Reipublicae Litterariae in Hungaria, ed. altera, Budae 1808, p. 220, 224 etc. In seinem Gymnasialzeugnis hat der junge Šafařík noch im Anfang des 19. Jahrhunderts das Epitheton: Gömöriensis Slavus (Jireček, P. J. Šafařík mezi Jihoslovany, Osvěta 1895, I, 489). Selbstverständlich werden daneben „Slavus“ und seine Ableitungen auch im allgemeinen Sinne gebraucht.

¹⁾ z. B. Bél, Notitia Hungariae etc., I, 54: Praeter Slavos, insunt regioni (sc. comitatui Posoniensi) etiam Croatae. Hier bedeutet Slavi ausschliesslich Slovaken.

²⁾ z. B. in dem Titel des nicht veröffentlichten, obenerwähnten Werkes von Krman: Rudimenta grammaticae slavonicae . . . in gratiam Slovaciae, lingua slavico-bohemica utentium etc. (Viček, a. a. O., S. 20).

³⁾ De Regno Regibusque Slavorum, 1780, S. 35.

Behauptung aufgestellt hatte: „Hungaro-Slavonicam, seu Hungariae Slovacorum dialectum inter omnes ad Slavonicam accedentes proximam linguae Matri esse“¹⁾.

Das ist also, meinen wir, eine Grundvorstellung des achtzehnten Jahrhunderts: die Slovaken sind eine Gruppe der Slaven, welche sich am wenigsten von dem ursprünglichen slavischen Charakter entfernt hat. Ihre Sprache steht der urslavischen am nächsten; auch aus ihrem Namen spricht das slavische Wesen. So konnte das slovakische Nationalbewusstsein leicht in ein allgemein-slavisches verfließen!

Daneben war man sich aber der Verwandtschaft mit den Tschechen klar bewusst. Nicht aber etwa in dem Sinne, dass man die Slovaken ohne weiteres als Tschechen betrachtete²⁾. Benennungen wie Bohemi, Slavi et Bohemi oder Bohemoslavi, böhmische Nation usw. für die Slovaken kommen gewiss öfters vor³⁾, aber sie überherrschen im ganzen doch nicht. Bél zum Beispiel gebraucht einige Male den Ausdruck Bohemi⁴⁾, aber sonst spricht er meistens von Slavi⁵⁾. Häufiger ist die Bezeichnung der Nationalsprache der Slovaken als lingua bohemica oder slavo-bohemica, böhmische oder böhmisch-slavisches Sprache, usw.⁶⁾. Das hat aber bei der

¹⁾ zitiert von Papanek, l. c., p. 79; vgl. auch Bél bei Doležal, Grammatica Slavico-Bohemica, Praefatio, § VIII; und Pražák, a. a. O., S. 45.

²⁾ Das behauptet Chaloupecký, Staré Slovensko, S. 268.

³⁾ Vgl. ausser den von Chaloupecký, a. a. O. angeführten Stellen: Križko, Sborník Museálnej Slov. Spoločnosti, II (1897), S. 107, wo er einen Brief des ungarischen Königs Ludwig an die Stadt Kremnitz aus dem Jahre 1518 zitiert, in welchem als Bewohner der Stadt neben Alemanni und Hungari auch Bohemi genannt werden. Vgl. ferner Johann Samuel Klein, a. a. O. I, Vorbericht (böhmische Nation), I, S. 263—264 (böhmische Prediger), usw.; K. G. von Windisch, Geographie des Königreichs Ungarn, Pressburg 1780, S. 4—5, 104, 180, 201, 203, 241 (böhmische Slaven). Andere Beispiele gibt Pražák, a. a. O., S. 13 ff.

⁴⁾ z. B. in seinem Compendium Hungariae geographicum, Ed. tertia, Posonii et Cassoviae 1777, Membrum II, S. 24—25. Der Vorwurf den Chaloupecký Rapant darüber macht, dass er in seinem Buche „K Počiatkom Mad'arizácie“ gewöhnlich von „Slovenština“ (= Slowakisch) und „Slováci“ spricht, während die gleichzeitige wissenschaftliche Terminologie Ausdrücken wie „Bohemi“, „Bohemo-Slavi“, „die böhmischen Slaven“, „lingua bohemica“, usw. den Vorzug gäbe, scheint uns also gar nicht berechtigt.

⁵⁾ Vgl. oben, S. 88.

⁶⁾ Vgl. Pražák, a. a. O., S. 55 ff.

Verbreitung der tschechischen Schriftsprache in der Slowakei nichts auffallendes. Es ist im Gegenteil viel merkwürdiger, dass man sich gar nicht immer dieser Benennungen bedient, sondern sehr oft in Ausdrücken wie *lingua slavica*, *slovenská řeč* usw. spricht ¹⁾. Das bedeutet nun allerdings nicht, dass diese Sprache etwa slovakisiert war, denn es handelt sich fast immer um tschechisch geschriebene Sachen, wobei nur sporadisch Slovakismen auftreten ²⁾. Man wird das „*slovenský*“ wohl auch meistens mit „slavisch“ übersetzen müssen, wie ja auch in Böhmen, besonders in früheren Zeiten, das Tschechische oft „slavisch“ genannt wurde ³⁾. Aber warum kommt dann gerade dieser allgemeine Name bei den Slovaken so häufig vor? Warum sagte man nicht einfach tschechisch wenn es doch tschechisch war? Muss vielleicht die Erklärung darin gesucht werden, dass die Slovaken, welche sich ja vor allem Slaven nannten und fühlten, auch ihre Sprache, und wenn sie auch die tschechische Form hatte, in erster Linie als etwas slavisches betrachteten?

Sicher ist jedenfalls, dass die Slovaken nicht alles tschechische ohne weiteres als ihr eigenes betrachteten. So schreibt zum Beispiel Wallaszky ⁴⁾ über die in 1722 von Krman und Běl besorgte (tschechische!) Bibelübersetzung: „*carebat natio nostra in Hungaria ad haec usque tempora editione propria. Quare utebatur Bohemicis . . .*“ Hier war das slovakische Sonderbewusstsein territorial und durch die politische Grenze bestimmt ⁵⁾. Aber daneben herrschte doch auch die Überzeugung, dass es zwischen Tschechen und Slovaken sprachliche und Stammesunterschiede gab. Man findet sie zum Beispiel bei Papanek ⁶⁾, der zwar die enge Sprachverwandt-

¹⁾ *ibid.* S. 40 ff.

²⁾ Eine Übersicht der in der Slowakei geschriebenen und gedruckten Schriften bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gibt Pražák, a. a. O., S. 103—104.

³⁾ *ibid.* S. 39 f.

⁴⁾ Wallaszky, *Conspectus*, S. 294—295. Ähnlich: Klein, a. a. O., II, S. 317; Klein hat hier vielleicht Wallaszky nachgeschrieben, denn die erste Ausgabe von dessen *Conspectus* erschien 1786, Kleins Arbeit in 1789.

⁵⁾ Das zeigen auch die Worte Krmans in der Vorrede zur genannten Bibelübersetzung: . . . *národ český i nás týmž jazykem mluvící . . .* (F. Menčík, Daniel Krman, Sitzungsberichte der Königl. Böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Philos.-Histor.-Philol. Classe, Jahrg. 1887, S. 193).

⁶⁾ Papanek, a. a. O., S. 72 ff.

schaft des Slovakischen besonders mit dem Altschechischen anerkennt, aber doch immer Slavi und Bohemi unterscheidet und sogar eine systematische Darstellung der Differenzen zwischen der tschechischen und slovakischen Mundart versucht. Auch viele andere Slovaken waren sich des Unterschiedes zwischen der tschechischen Schriftsprache und der von den Slovaken gesprochenen Mundart bewusst¹⁾. Vor allem bemerkenswert ist aber die Auffassung des Matthias Běl über das tschecho-slovakische Sprach- und Stammverhältnis.

Er lebte 1684—1749, war aus gemischter (slovakisch-magyari-scher) Ehe geboren und entwickelte sich zu einem vielseitigen Gelehrten (Sprachkenner, Historiker, Geograph, Theologe), dessen Ruhm sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitete. Sein Streben, die Kenntnis der in Ungarn üblichen Sprachen zu fördern, trieb ihn zur Abfassung seines ungarischen Sprachmeisters, seiner *Institutiones linguae germanicae* und seiner ausführlichen Praefatio zu Doležals *Grammatica slavico-bohemica*. Seine wichtigste historisch-geographische Arbeit ist die nicht vollendete „*Notitia Hungariae novae historico-geographica*“ ²⁾, in welcher die nördlichen Komitate Ungarns zur Behandlung gekommen sind. Běls geistiger Gesichtskreis war also viel weiter als derjenige der meisten slovakischen evangelischen Pfarrer; er wollte auch durch die Verbreitung der Sprachenkenntnisse die Menschen von verschiedener Zunge näher zu einander bringen ³⁾. Das hat ihn aber nicht davon abgehalten seine Liebe zur böhmisch-slavischen Sprache in den folgenden Sätzen zu beteuern: „*omnium Europae linguarum decora, non aemulari modo, sed vincere etiam, unam nostram bohemicam posse. Neque enim, si quid ex vero judicare poterimus, Hispanicae gravitate majestateque, blanditie ac facilitate Gallicae, Anglicae sublimitate efficacitateque, Germanicae sensus et emphaseos ubertate, lenitate ac suavitate Italicae, denique Hungaricae nostrae imperiosa illa severitate, quidquam concedit: ita absolutarum est qualitatum, si viri ea utuntur docti eloquentes, et ad socialitatem nati efformatique*“ ⁴⁾.

¹⁾ Vgl. Pražák, a. a. O., S. 118 ff.

²⁾ Vgl. oben, S. 88.

³⁾ Běl, Praefatio zu Doležals *Grammatica Slavico-Bohemica*, § I. Vgl. Rapant, *Bélovo mad'arónstvo*, Prúdy XII, S. 171 ff.

⁴⁾ Běl, Praefatio usw., § X.

Die so gerühmte böhmische Sprache ist für Běl also die eigene („nostra Bohemica“¹⁾); sie gilt ihm als die kultivierte Form der eigenen Sprache²⁾. Aber dabei weiss Běl ganz gut, dass die Mundart der Slovaken — *lingua slavica* nennt er sie — von der böhmischen bedeutende Unterschiede aufweist; dass man in ihr verschiedene Dialekte unterscheiden kann, sodass sie im Westen mit der mährischen Mundart Verwandtschaft zeigt, im Osten aber mehr dem Polnischen ähnlich ist³⁾. Und nicht nur aus Běls Betrachtungen über die Sprache, sondern auch aus der Vorstellung, die er sich von der Abstammung und Geschichte der Slovaken macht, geht hervor, dass er sie gewissermassen als eine absonderliche Gruppe neben den Tschechen sieht. Die heutigen Slovaken (*Slavi*) stammen nach ihm zum grössten Teil ab von den Maharenses (Mähren), welche nach den Marcomannen und Quaden das Land besiedelten. Mehr nach Osten wohnten die ebenfalls slavischen Sarmaten und Jazygen. Diese Slaven sind nach der magyarischen Eroberung nicht verschwunden; die Slovaken sind also in Ungarn älter als die Magyaren. In späteren Zeiten hat es wiederholt böhmische Einfälle und Immigrationen gegeben, besonders in der Hussitenzeit⁴⁾. Die damals angesiedelten Tschechen, welche das slavische Element verstärkten, brachten auch die tschechische Schriftsprache mit, welche sich seitdem unter der slovakischen Bevölkerung als literarische Sprache verbreitete⁵⁾. Sie ist auch jetzt für Běl die gebildete Nationalsprache, für welche er — wie wir sahen — eine warme Verehrung hat. In ihm lebt also die evangelische Tradition, wie sie ja auch in Horčička, Krman, und vielen anderen lebte, trotz des allgemein-slavischen Charakters ihres Nationalbewusstseins. Und diese Tradition wird auch noch längere Zeit weiterleben. Aber das Bewusstsein eines Unterschiedes des eigenen und des tschechischen

¹⁾ Allerdings hat auch die ungarische dieses Vorrecht: er spricht ja auch von: „*hungarica nostra*“.

²⁾ Das geht u. a. hervor aus Běl, *Praefatio*, § XII. So urteilten auch andere Slovaken, z. B. der oben angeführte Michalovič. Vgl. den Titel seines Werkes bei Tablic, *Poezye II*, S. XXV, und bei Pražák, a. a. O., S. 124.

³⁾ Běl, *Institutiones Linguae Germanicae*, Einleitung, S. 7.

⁴⁾ Běl, *Notitia etc.* I, S. 52 f., II, S. 370, IV, S. 25.

⁵⁾ Běl, *Institutiones usw.*, Einl. S. 7; idem, *Praefatio zu Doležals Grammatica*, § XII.

war trotzdem da. Und in einem späteren, romantischen Zeitalter, wo man gerade die ungebildete Volkssprache als das ureigenste Kennzeichen der Nation verehren wird, wird sich auch das slovakisch-slavisches Bewusstsein verstärken, die tschechische Tradition aber geschwächt werden.

Noch eins müssen wir hervorheben um das Bild des achtzehnten Jahrhunderts zu ergänzen, nämlich den ungarischen Patriotismus bei vielen Slovaken, auch bei denen, welche ihre eigene Sprache liebten. Man braucht allerdings nicht jedesmal, wenn sich ein Slovake als *Hungarus* bezeichnet, dies als ein Zeichen seiner Zuneigung zum ungarischen Vaterlande zu betrachten¹⁾, aber es gibt mehrere positive Beweise für diese Gesinnung. Es lag ja auch nichts unnatürliches darin, denn der ungarische Staat war bis zu gewissem Grade übernational und keineswegs exklusiv-magyarisch. Daher ist es auch nicht richtig in einer Beteuerung der Anhänglichkeit an das ungarische Vaterland einen Beweis zu sehen, dass die betreffende Person ein Magyarone ist, also ein entarteter Slovake, der seine Muttersprache zugunsten der magyarischen aufgegeben hat. Wenn Běl zum Beispiel unter seinem Porträt die Worte schrieb: „*o cara patria, quae me genuisti, dulcis Pannonia*“, so macht das seine Liebe zur böhmisch-slavischen Sprache keineswegs verdächtig²⁾. Ebenso wenig tut es der slavischen Gesinnung Papaneks Eintrag, wenn er erzählt, dass nach dem Untergang des Grossmährischen Reiches viele Slovaken von den ungarischen Königen in den Adelstand aufgenommen und treue Untertanen der heiligen ungarischen Krone geworden sind, sodass, dank sei der guten und milden Regierung dieser christlichen Könige, die Zerstückelung ihres eigenen Reiches für die Slovaken kein Unglück, sondern ein gutes Geschick war³⁾.

Stärker aber ist die ungarische Gesinnung Semians, der durch seine „*Kurze Beschreibung der ungarischen Fürsten und Könige*“⁴⁾ der slovakischen Nation die Geschichte ihres Vaterlandes (d. i. Ungarn)

¹⁾ Die von Pražák, a. a. O., S. 69 ff. angeführten Beispiele sind doch im wesentlichen nur Bezeichnungen der territorialen und staatlichen Zugehörigkeit. Vgl. Bujnák, *Prúdy VII*, S. 36—37.

²⁾ Vgl. Rapant, *Bélovo mad'arónstvo*, *Prúdy XII*, S. 171 ff.

³⁾ G. Papanek, *de Regno Regibusque Slavorum etc.*, S. 35—36.

⁴⁾ Michal Semian, *Kratičké Hystorycké Wypsanj knjžat a králů uherských*, W Presspurku . . . 1786, Předmluva.

bekannt machen will, weil sie bisher in den Schulen gänzlich vernachlässigt wurde. Wer aber den Anfang seiner Nation (hier ist wohl die ungarische in politisch-territorialem Sinne gemeint!) nicht kennt, ist seines Vaterlandes und seiner Nation nicht würdig. Dass dieses Vaterland Semian nah am Herzen liegt, geht auch daraus hervor, dass er es wiederholt „unser liebes ungarisches Vaterland“ nennt, dieses Epitheton aber nicht gebraucht, wenn er von der slovakischen Nation spricht. Er will auch später zu demselben Zwecke als wozu seine „Geschichte“ dient eine ungarische Geographie schreiben und spricht am Schluss seiner Vorrede den Wunsch aus, dass Gott dieses berühmte ungarische Königreich bis zum Ende der Welt in seiner Integrität (!) und vor allem Übel bewahren möge. Von einer Liebe zur Muttersprache liest man aber bei Semian nichts¹⁾. Eine derartige Gesinnung wie die seinige ist zwar noch nicht die eines Magyaronen, sie konnte es aber leicht werden, wenn einmal, wie das schon bald zu geschehen anfang, der ungarische Patriotismus von der magyarischen Nationalidee durchdrungen sein würde.

Der Anfang der modernen Nationalbewegung — in Ungarn sowohl wie in Böhmen — wird gewöhnlich in die Zeit Josephs II gesetzt. Dabei betrachtet man sie öfters²⁾ als eine Reaktion gegen das egalisierende, germanisierende Streben der Wiener Regierung. Das ist jedoch ohne weiteres nicht ganz richtig. Die Josephinische Aufklärungspolitik wollte gewiss *eine* grosse Staatsnation mit deutscher Sprache, weil diese ihr die einzig zu dieser Aufgabe befähigte erschien. Die höheren Kreise der Bevölkerung waren ja auch tatsächlich schon grossenteils für die deutsche Kultur gewonnen. Bis in die niederen Schichten war aber das Deutschtum noch nicht durchgedrungen. Wer also das Volk sozial und kulturell erheben wollte — und das wollte ja doch der aufgeklärte Despotismus — der konnte nur in der Volkssprache zu ihm kommen. Das Volksschulwesen musste also nolens volens die Nationalsprachen pflegen; es beförderte ihre Blüte auch dadurch, dass es eine Klasse von Leuten schuf, welche eine in ihrer Muttersprache geschriebene Literatur brauchten. Dabei konnte sich das Schriftwesen in der

¹⁾ Vgl. auch Rapant, Prúdy IX, S. 560.

²⁾ Vgl. für Ungarn Seton-Watson, Racial Problems in Hungary, S. 38.

Atmosphäre der Toleranz frei entfalten, besonders in den böhmischen Ländern, wo die nationale Literatur wegen des ihr anhaftenden ketzerischen Geruches in der Zeit der katholischen Herrschaft immer unterdrückt worden war. Der Josephinismus hat also zu der nationalen Wiedererweckung nicht nur negativ, sondern auch (obzwar ungewollt) positiv beigetragen³⁾.

Das neubelebte Interesse für die eigene Sprache und Literatur brachte zugleich das Bewusstsein ihrer Rückständigkeit der deutschen Kultur gegenüber. Die Besorgnis um den schwachen, fast hoffnungslosen Zustand der nationalen Sache führte zu einem Streben, sie zu erheben und zu verteidigen gegen die Nachlässigkeit und Verachtung ihrer Abfälligen und Widersacher. In gewissem Sinne war das eine Fortsetzung ähnlicher Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts. Dabei war man sich der Gefahr der Germanisation sehr wohl bewusst; man sah sie aber nicht in erster Linie in der Regierung und ihren Beamten verkörpert. Viele der sogenannten nationalen Erwecker waren ja selber Regierungsbeamten oder begeisterte Josephinisten! Es waren vielmehr die höheren Kreise, besonders der Adel, welche wegen ihrer Gleichgültigkeit getadelt wurden, und zwar manchmal von ihren eigenen Standesgenossen⁴⁾.

In dieser Hinsicht sind die Verhältnisse in Böhmen und Ungarn einander ziemlich ähnlich. Ein wichtiger Unterschied besteht aber darin, dass die magyarische Auflebung fast keine Verbindung mit der Vergangenheit hatte, sondern sich bei der Ausbildung ihrer Sprache und Literatur ganz nach dem deutschen Vorbild richtete⁵⁾, während die tschechische Bewegung ausserdem auf den Reichtum der älteren tschechischen Literatur zurückgreifen konnte⁶⁾. Daneben findet man in den tschechischen Lobreden auf die Muttersprache denselben allgemein-slavischen Ton, welchen wir schon in der Slowakei gehört haben. Beide Argumente, das geschichtliche und das allgemein-slavisches sind schon anwesend in der „Disser-

³⁾ Vgl. hierbei Jan Jakubec, Uvědomování národnostní, Literatura česká 19. století, I² (1911), S. 295—315; und für Ungarn: Daniel Rapant, K. Počiatkom maďarizácie, S. 363—385.

⁴⁾ Jakubec, a. a. O., S. 325 f.; Rapant, a. a. O., S. 379 ff.

⁵⁾ Rapant, a. a. O., S. 363 ff.; Székfü, Der Staat Ungarn, S. 147 f.

⁶⁾ Jakubec, a. a. O., S. 330.

tatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohémica" von Balbín. Dieser nationalgesinnte Jesuit lebte im siebzehnten Jahrhundert, also in der Zeit des nationalen Niederganges; seine Arbeiten wurden aber erst nach der Rückkehr der geistigen Freiheit unter Joseph II publiziert. Sein Lob der tschechischen Vergangenheit, besonders aber der slavischen Sprache, ihres Alters und Reichthums, ihrer Ausgedehntheit und Wohllaut, wurden für die tschechischen Nationalwecker am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vorbildlich ¹⁾.

Auch in der Slovakei treffen wir in dieser Zeit von neuem Lobpreisungen der Nationalsprache, zum Beispiel Hrdličky's „Erhabenheit der tschechischen Sprache oder überhaupt der slavischen" ²⁾. Sein Artikel war ein Widerhall des von dem Mähren Hanke geschriebenen Büchlein: „Empfehlung der böhmischen Sprache und Literatur". In dieser Tatsache kann man, wenn man will, ein Zeichen der Wiederauflebung des tschecho-slovakischen Literaturzusammenhanges sehen. So wurden auch auf kirchlichem Gebiet die Beziehungen wieder angeknüpft, indem nach dem Toleranzedikt des Jahres 1781 viele slovakische Pfarrer nach Böhmen und Mähren kamen um bei der Wiederaufrichtung der tschechischen protestantischen Kirchen behilflich zu sein ³⁾. Man soll sich aber davor hüten auf Grund dessen von einer Einheitlichkeit der tschechischen und slovakischen Bewegung zu sprechen. Der neue tschechische Nationalismus war noch zu einem guten Stück böhmischer, oder höchstens böhmisch-mährischer Patriotismus, also politisch-territorial gefärbt. Der ethnischen Verwandtschaft mit den Slovaken war man sich in Böhmen nicht deutlich bewusst ⁴⁾. Daher gab es auch — mit wenigen Ausnahmen ⁵⁾ — nur geringes Interesse für sie. So klagt der Slovake Ribay an Dobrovský, dass er auf alle seine Versuche literarische Beziehungen anzuknüpfen keinen ein-

¹⁾ Jakubec, a. a. O., S. 315 ff.

²⁾ Erschien (auf tschechisch) in den „Bystrické Staré Noviny"; vgl. Jakubec, a. a. O., S. 330.

³⁾ Vgl. Jan Rulík, Kalendář Hystorycký, Díl První (1780—1797), (Praha 1797), S. 13—15; und Bohuslav Tablic, Augsspurská Konfessý (We Wacowe 1808), Anhang: Kratická Hystorye Augsspurského Wyznání, S. 239 ff.

⁴⁾ Jakubec, a. a. O., S. 345 ff.

⁵⁾ z. B. die des Nationalerweckers und Popularisators Kramerius; vgl. Denis, La Bohème depuis la Montagne Blanche II, S. 83.

zigen Buchstaben — ausser von Dobrovský selber — erhalten hatte ¹⁾. Und dieser Dobrovský, der grosse Slavist, der als die Hauptfigur der ersten Periode der tschechischen Renaissance zu betrachten ist, musste sich anfänglich von Ribay nicht nur über die wichtigsten Abweichungen der slovakischen Mundart belehren lassen, sondern sogar darüber, dass „Slovaken" und „slovakisch" die gewöhnlichen Namen der nordungarischen Slaven und ihrer Sprache sind! ²⁾. Danach kann man die Kenntnis der anderen Tschechen über die Slovaken abmessen. Sie waren ja auch zuviel von der heiklen Lage ihrer eigenen Sache in Böhmen präokkupiert, als dass sie sich eingehend mit den Slovaken hätten abgeben können.

Und doch wäre eine stärkere Ausstrahlung der tschechischen Kultur in die Slovakei kein Luxus gewesen, sollten die Slovaken auch weiterhin der tschechischen Literatur treu bleiben. Denn sogar unter den Evangelischen konnte sich die tschechische Schriftsprache nur mit Mühe einigermaßen rein erhalten ³⁾. „Rein böhmisch zu wissen — schreibt Ribay — ist nicht jedes Slovaken Ding" ⁴⁾. Er selber mischt Slovakismen hinein, und es fällt ihm sogar leichter deutsch zu schreiben. Von seinem Freunde Dobrovský konnte er den praktischen Gebrauch des Schrifttschechischen auch nicht lernen, weil dieser gelehrte Slavist ihm in der Regel deutsch schrieb. Und so war es damals bei vielen patriotisch gesinnten Tschechen. Wie konnte da das Tschechische sich in der Slovakei behaupten?

Bei den Evangelischen nur durch die Kraft der Tradition, die wegen ihres kirchlichen Charakters besonders stark war. Aber bei den Katholischen lebte diese Tradition nicht. In ihre Literatur waren ja auch seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts schon in bedeutendem Masse Slovakismen eingedrungen. Und jetzt, wo überall das Interesse für die eigene Sprache erwachte, wo viele kleinere slavische Stämme ihre bisherige Schriftsprache verliessen und ihre eigene Mundart zu schreiben anfangen ⁵⁾, jetzt

¹⁾ Josefa Dobrovského Korrespondence IV (ed. Patera), S. 5 (Ribay an Dobr., 31. Jan. 1785).

²⁾ ibidem, S. 6.

³⁾ Vlček, Dejiny Lit. Slov², S. 40.

⁴⁾ Dobrovského Korrespondence IV, S. 6.

⁵⁾ Vlček, Slovensko katolícké, Lit. č. 19. století I² (1911), S. 419.

ist es begreiflich, dass auch die katholischen Slovaken nach der Volkssprache griffen. Es lag ihnen ja nichts an dem zerfallenen Tschechischen, das sie nicht gut beherrschten; es war ihnen nur um Einfluss auf das Volk zu tun ¹⁾. So kam ein junger Geistlicher namens Bernolák dazu im Jahre 1787 in Pressburg ein Paar Abhandlungen zu veröffentlichen, in denen er das Prinzip einer literarischen slovakischen Sprache aufstellte und ihre Orthographie möglichst einfach und phonetisch zu regeln versuchte. Drei Jahre später erschien auch seine slovakische Grammatik ²⁾. Das war also der erste bedeutende Versuch das literarische Band, welches die Slovaken bisher mit den Tschechen verbunden hatte, loszulösen ³⁾.

Eine radikale Umwandlung bedeutete allerdings die Tat Bernoláks in der Praxis nicht. Denn einerseits war sie durch die allmähliche Slovakisation der katholischen Literatur auf natürliche Weise vorbereitet, andererseits aber war die Form der Bernolákischen Schriftsprache in enger Anlehnung an die tschechische geschaffen worden. Von den drei slovakischen Hauptdialekten, dem West-, Mittel-, und Ostslowakischen, wählte Bernolák den westlichen als die Grundlage seines literarischen Slovakischen, nicht etwa deshalb, weil er ihn als den am meisten slovakischen betrachtete, sondern weil das katholische Leben in der Westslowakei sein Zentrum hatte. In Tyrnau war bis 1777 die katholische Universität (seitdem in Buda); dort und anderswo im Westen waren die katholischen Schriften gedruckt worden; dorthin stammten auch die früheren katholischen Schriftsteller; dort hatte auch Bernolák seine Bildung bekommen. Es lag also auf der Hand, dass er auf den dortigen Dialekt seine Schriftsprache gründete, weil er ja den mittelslovakischen nicht genügend kannte. Dadurch stand aber die Bernolákische Sprache dem Tschechischen viel näher, als wenn sie den mittelslovakischen Dialekt als Grundlage gehabt hätte. Es kam noch dazu, dass Bernolák sich bei ihrer Ausbildung in mancher Hinsicht (Formenlehre, Wortschatz usw.) dem Einfluss der „biblischen“, das heisst der tschechischen Sprache, nicht

¹⁾ Vgl. Dobr. Korresp. IV, S. 91 (Ribay an Dobrovský).

²⁾ Vgl. Vlček, Dejiny Lit. Slov., S. 32 ff.

³⁾ Etwas früher hatte Bajza das ähnliche versucht, fand aber keinen Widerhall. Vgl. Pražák, a. a. O., S. 130 ff.; Vlček, Lit. č. 19. století I, S. 420.

entziehen konnte. Er benutzte ja auch als Vorlage zu seiner Grammatik diejenige Doležals ¹⁾.

Immerhin hatte seine Tat doch die Bedeutung, dass er sich theoretisch von dem Kulturzusammenhang mit den Tschechen lossagen wollte, oder, um es mit den Worten des bedeutendsten Bernolákischen Dichters, Holly, zu sagen, dass er seine slovakische Mutter von der tschechischen Suprematie befreien und sie als Herrscherin auf ihren eigenen Platz stellen wollte ²⁾. Es tut sich hierbei aber die Frage auf, ob es doch nicht mehr als blosser slovakischer Nationalismus war, was Bernolák trieb; ob nicht sein Streben auch als ein Ausfluss des in diesen Jahren sich verstärkenden ungarischen Nationalgedankens betrachtet werden muss. Es gibt nämlich eine in dieser Hinsicht merkwürdige Stelle in dem slovakischen Wörterbuch Bernoláks, das nach seinem Tode im Jahre 1825 in Buda erschien. In dem Vorwort dieses *Lexicon Slavicum Bohemico-Latino-Germanico-Ungaricum* ³⁾ führt der Verfasser auf ähnliche Weise wie Běl in der Einleitung zur Grammatik Doležals aus, dass er sich zum Ziel gesetzt hat die verschiedenen Nationalitäten Pannoniens zu einander zu bringen. Dass er dabei die slovakische Sprache in seinem Wörterbuch an die erste Stelle gesetzt hat, begründet er damit, dass es schon verschiedene lateinische, ungarische und deutsche Wörterbücher gibt, und dass diese Sprachen auch schon kultiviert und von Vulgarismen sowie von Fremdwörtern gereinigt worden sind, wogegen die slovakische Sprache (*lingua slavica*) bis jetzt vernachlässigt ist und Barbarismen, Bohemismen und Polonismen noch keineswegs ausgemerzt sind. Drittens will Bernolák durch seine Arbeit die natürliche Anmut der Mundart zeigen, von welcher er schon in dem Vorwort seiner Grammatik das Alter, die grosse Verbreitung, den Reichtum, die Eleganz und Majestät bewiesen hat. Hier haben wir also ähnliche ins allgemein-slavische gehende Lobpreisungen der Muttersprache, wie wir sie schon früher wiederholt gehört haben. In merkwürdigem Kontrast dazu steht der vierte (von

¹⁾ Vgl. über das vorangehende: Vlček, Dejiny Lit. Slov., a. a. O.; Škul-téty, Slováci, T. Sv. Martin 1928, S. 55—56.

²⁾ Vgl. den Lobgesang Holly's auf Bernolák bei Milan Hodža, Česko-slovenský Rozkol, S. 75—76.

³⁾ Tomus I (Budae 1825), Praefatio, p. III—VII.

Bernolák an zweiter Stelle angeführte) Grund: die Kenntnis der ungarischen Sprache ist seit dem Reichstagsbeschluss des Jahres 1792 notwendig für diejenigen, welche sich um öffentliche Ämter bewerben wollen. Die Slaven sind nach den Magyaren die zahlreichsten Bewohner Ungarns; ein slavisch-ungarisches Wörterbuch kann daher zu der Verbreitung der ungarischen Sprache am besten beitragen. Dann folgen die merkwürdigen Worte: „Si cunctis Pannoniis Slavis notum fuerit idioma Ungaricum, maxima ex parte Ungaram mox conspicere licebit Hungariam“¹⁾.

Hier scheint es also auf einmal, alsob Bernolák dem Ideal der Magyarisation Ungarns, das gerade in dieser Zeit in gewissen magyarischen Kreisen emporkam, von Herzen ergeben wäre. Das würde aber in sonderbarem Kontrast stehen zu dem übrigen Inhalt des Vorworts, wo er ja die slovakische Sprache öffentlich preist und sie zu kultivieren seine Absicht nennt, ein Ziel, das er auch in seinen verschiedenen Schriften verfolgt hat. Škultéty hat darum an die Möglichkeit gedacht, dass die oben angeführte Stelle eine Interpolation des Herausgebers (Kanonikus Palkovič) ist²⁾. Von anderer Seite ist das wieder bestritten worden³⁾. Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls gibt es mehrere dergleiche scheinbare Verleugnungen der eigenen Nationalität bei den Slaven in dieser Zeit. Das ist zu erklären aus ihrer schwachen Position den herrschenden Völkern und Kulturen gegenüber. Man braucht daher vielleicht auch den Passus bei Bernolák nicht all zu ernst zu nehmen. Er ist wohl als eine Konzession an den in Ungarn herrschenden Geist zu betrachten. Und diese Konzession kann dem aus adliger Familie gesprossenen Bernolák, dem Mitglied der „ungarischen Nation“, nicht schwer gefallen sein.

Es war daher wohl nicht die Magyarisation Ungarns, welche Bernolák bei seiner sprachlichen Schöpfung als *causa movens* trieb. Der ungarische Gedanke konnte aber auch auf andere Weise

¹⁾ I. c., Praefatio, p. VI.

²⁾ Škultéty, *Sto dvadsat'päť rokov zo slovenského života*, S. 21 ff.

³⁾ Miloš Weingart, *Příspěvky k studiu slovenštiny*, *Sborník Fil. Fak. Univ. Komenského v Bratislavě*, Ročník I, č. 17, S. 55. Er geht jedoch nicht auf alle Argumente Škultéty's ein. Pražák, a. a. O., S. 147—148, lässt die Frage unentschieden.

⁴⁾ Vgl. Škultéty, a. a. O.

mit im Spiel sein. Es liesse sich denken, dass Bernolák, der ein guter Slovake, aber auch ein guter Ungar war, das Tschechische als ein Fremdgut betrachtete, nicht nur vom slovakischen, national-sprachlichen, sondern auch vom ungarischen, national-politischen Standpunkt; dass ihm das tschechische Wesen nicht nur sprachlich-kulturell, sondern auch politisch-sozial fern lag. Etwas derartiges behauptet Milan Hodža¹⁾, der die Vorstellung gibt, als wäre Bernoláks slavische Nationalidee aus demselben ungarischen konservativen Feudalismus hervorgegangen, der sich auch dem aufgeklärten Absolutismus Wiens widersetzte, während dagegen die tschechische nationale Kultur im Grunde nie feudal-konservativ war. Es hätte sich also hier ein Gegensatz der tschechischen Fortschrittlichkeit und der ungarischen Rückständigkeit offenbart, wobei dann Bernolák der letzteren unterlegen gewesen wäre. Die Vorstellung Hodžas scheint mir aber doch ein wenig anachronistisch zu sein. In unserer Zeit kann man den tschechoslovakischen Gegensatz in gewissem Sinne als fortschrittlich-konservativ charakterisieren und den slovakischen Konservatismus bis zu gewissem Grade als eine ungarische Erbschaft betrachten. Konnte aber damals die tschechische Bewegung, welche vor allem den Adel zu gewinnen suchte, als etwas fortschrittliches erscheinen? Und war nicht ausserdem der bedeutendste Prosaist und Popularisator der Bernolákischen Schule, Fándli, ein Josephinist? ²⁾. Es geht nicht an, die Nationalidee Bernoláks einfach als einen Ausfluss seines Konservatismus zu bezeichnen.

Den Einfluss seiner ungarischen „Nationalität“, seiner Zugehörigkeit zur „ungarischen Nation“, wollen wir damit aber nicht leugnen. Wir haben ja früher gesehen, wie wenig diese Gruppe von der tschechischen Kultur berührt worden war. Abstammung und politisches Milieu haben auf Bernoláks Schöpfung eine ähnliche Wirkung ausgeübt wie sein katholischer Glauben. Sein „Hungarismus“ (nicht Magyarismus!) und sein Katholizismus stellten ihn der — sowieso schwachen — tschechischen Kultur fremd gegenüber. Das ist die negative Erklärung seiner Tat; die positive muss aber, wie schon oben angedeutet worden ist, in dem

¹⁾ Československý Rozkol, S. 72 ff.

²⁾ Vgl. Vlček, *Lit. č. 19. století I*, S. 425 ff.

aufkommenden Nationalbewusstsein gesucht werden, das von dem Aufklärungsstreben indirekt gefördert, überall die Volkssprache zu kultivieren anfang.

Dieses Nationalbewusstsein ist bei Bernolák slovakisch, aber auch bei ihm ist die Grenze zwischen dem slovakischen und dem slavischen nicht scharf gezogen. In seinen lateinischen Arbeiten spricht er von Slavi und lingua slavica, wenn Slovaken und slovakische Sprache gemeint sind. Auch die gebräuchlichen Lobpreisungen der „lingua slavica“ fehlen bei ihm, wie wir schon sahen, nicht. Nur scheint die slavische Ideologie bei Bernolák noch nicht die Bedeutung einer slovakischen Nationalphilosophie in dem Sinne zu haben, dass es der besonders slavische Charakter des slovakischen Stammes und seiner Sprache ist, der ihn zu einer eigenen nationalen Existenz den Tschechen gegenüber berechtigt. Diese Lehre treffen wir erst bei den späteren (evangelischen) romantischen Nationalisten an. Bernolák braucht eine derartige Philosophie zur Rechtfertigung seiner Tat nicht; bei ihm, dem nicht durch die tschechische Kultur gebundenen, ist die Selbständigkeit der Slovaken beinahe eine Selbstverständlichkeit.

Das war sie aber nicht für alle seine Stammesgenossen. Nur bei einem Teil derselben fand Bernoláks Nationalidee Anklang, und zwar bei dem katholischen. Dort entwickelte sich eine nicht unbedeutende schriftstellerische Tätigkeit, welche sich der neugegründeten Sprache bediente. Diese Literatur war hauptsächlich eine volkstümlich-didaktische; nur einen wirklichen Dichter hat der Bernolákismus hervorgebracht: Ján Hollý. Dieser fällt aber erst in die spätere romantische Periode¹⁾.

Die Evangelischen aber liessen sich von Bernolák nicht gewinnen. Sie hielten im ganzen an der herkömmlichen tschechischen Literatur fest, wie schwer das ihnen manchmal auch fiel²⁾. Einer ihrer besten Representanten, der schon früher genannte evangelische Pfarrer Ribay, schreibt über das Bestreben Bernoláks und der Seinigen: „Hätten sie ihre Literatur gelesen, sie hätten dies (d. h. die Herausgabe von Bernoláks Dissertatio) wohl bleiben

1) Vgl. Vlček, Dejiny Lit. Slov., S. 36 ff.

2) Vgl. Dobrovského Korrespondence IV, S. 6, 81.

lassen . . . Ich habe aber das schon längst bemerkt, dass die Römisch-Katholischen Slovaken in Ungarn nie dem Bohemismus gewogen waren, lieber sprechen, predigen und schreiben sie ganz kauderwelsch“¹⁾. Sehr deutlich spricht aus diesen Zeilen das religiös-historische Argument zugunsten des Tschechischen. Daneben aber wirkte auch der Aufklärungsgedanke: bei einer eigenen Schriftsprache würde es den Slovaken nicht leicht sein sich eine einigermaßen vollständige Literatur zu verschaffen; wenn sie aber die tschechische Literatur benutzen und an ihrer Bereicherung selber mitarbeiten würden, so würde das ihrer Bildung zugute kommen²⁾. Tradition und praktische Erwägungen hielten also die Evangelischen davon zurück sich dem Bernolák anzuschliessen.

Das bedeutet aber nicht, dass sie für die slovakische Mundart kein Interesse aufbrachten. Derselbe Ribay, der sich dem Bernolákismus kritisch gegenüberstellte, hat sich, soweit es ihm die Umstände gestatteten (er lebte nämlich auf einer kleinen Pfarre in der Nähe von Budapest) dem Studium, nicht nur der tschechischen Literatur in der Slowakei, sondern auch der slovakischen Mundart gewidmet. Er arbeitete längere Zeit an einem (nie veröffentlichten) slovakischen Idiotikon³⁾, und er preist es an den Katholischen, „dass sie die Muttersprache ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und auch andere darauf aufmerksam machen“⁴⁾. In dieser Liebe zu der (slovakischen) Volkssprache stimmt sein gelehrter Freund Dobrovský ganz mit ihm überein. Bei diesem ist es aber vor allem das philologische Interesse, das ihn zu den Dialekten treibt. „Je mehr Dialekte, desto besser“, schreibt er an Kopitar, aber er will sie nur als Studienmaterial, nicht zum Unterricht für die Schulen: „Bernolák mag immer gedruckt werden, d. i. sein Lexikon, aber seine slovakische Bibel möchte ich nicht drucken lassen“⁵⁾. Der Dialekt darf also keine Schriftsprache werden.

1) *ibid.*, S. 91.

2) *ibid.*, S. 162; vgl. Dobrovského Korrespondence III (ed. Patera, Praha 1908), S. 5 (Zlobický an Dobrovský).

3) *Dobr. Korr.* IV, S. 272.

4) *ibid.*, S. 91.

5) Jagić, Briefwechsel zwischen Dobrovský und Kopitar, Berlin 1885, S. 536.

Diese Worte schrieb Dobrovský im Jahre 1826. Seine Ablehnung des Bernolákischen Bestrebens hat er aber schon gleich im Anfang geäußert ¹⁾. Und diese Haltung Dobrovský's war nicht nur das Resultat traditioneller oder praktischer Erwägungen; sie war der Ausfluss einer klaren Überzeugung, dass das Slovakische nur „eine Varietät oder verschiedene Sprechart“ des Tschechischen sei, . . . „die nächste Schwester der böhmischen Sprache, oder vielmehr sie selbst nur in einem anderen Lande“ ²⁾. Aus seiner Korrespondenz mit Ribay, der ihn über slovakische Sachen belehrte, hat Dobrovský diese Überzeugung gezogen; das Tschechische, Mährische und Slovakische sind ihm fortan *eine* Sprache, *ein* Hauptdialekt der slavischen Sprache ³⁾; Tschechen und Slovaken bilden nach ihm eine ethnische Einheit ⁴⁾. Dieser Meinung ist Dobrovský im wesentlichen wohl immer treu geblieben, wenn auch in seinen späteren Arbeiten das Slovakische bei der Klassifikation der slavischen Sprachen wiederholt eine absonderliche Stelle neben dem Tschechischen, Polnischen, Wendischen usw. bekommen hat ⁵⁾. Zu dem letzteren mag ihn wohl bewogen haben seine Überzeugung, dass das Slovakische gleichsam den Übergang sowohl vom Böhmischen als vom Polnischen in das Windische (= Slovenische) und Kroatische bildet ⁶⁾. Dass er aber trotzdem festhielt an der engen Sprachverwandtschaft des Slovakischen und des Tschechischen, geht aus anderen Stellen seiner Arbeit genügend hervor ⁷⁾. Und von einer eigenen slovakischen Schriftsprache wollte er ja auch in späterer Zeit nichts wissen.

Dobrovský's Überzeugung von der tschechoslovakischen sprach-

¹⁾ Dobr. Korr. IV, S. 244.

²⁾ Literarisches Magazin für Böhmen und Mähren I, S. 95, zitiert von Hanuš, Dobrovský a Slovensko, Sborník Fil. Fak. Univ. Komenského v Bratislavě, Ročn. II, č. 23 (1924), S. 15.

³⁾ Lit. Mag. usw. II, 161 (vgl. Hanuš, a. a. O.); ferner: Dobrovský, Geschichte der Böhm. Sprache und Litteratur, Prag 1792, S. 22.

⁴⁾ Jagić, Briefwechsel zwischen Dobrovský und Kopitar, Berlin 1885, S. 79: „Mährer, Slowaken sind geographisch keine Böhmen, aber doch Czechen“. (Dobr. an Kop., 1. Jan. 1810.)

⁵⁾ z. B. in der zweiten Ausgabe (1818) der „Geschichte“ und in den Institutiones Linguae Slavicae (1822). Vgl. Hanuš, a. a. O., S. 18.

⁶⁾ Geschichte der Böhmischen Sprache und Litteratur², S. 33.

⁷⁾ ibidem, S. 36.

lichen Zusammengehörigkeit wurde von den meisten evangelischen Slovaken geteilt. In wiefern dabei an eine direkte Wirkung seiner Auffassung gedacht werden muss, wagen wir nicht zu entscheiden. Auf Ribay war sein Einfluss ohne Zweifel gross; nach dessen eigenem Geständnis ¹⁾ haben Dobrovský's Interesse und Ermutigung seine schon abflauende Liebe zur tschechischen Sprache und Literatur aufs neue zum Leben erweckt, und haben ihn also auch den Auffassungen seines Freundes und Meisters zugänglich gemacht. Ob und inwiefern das auch auf die anderen slovakischen Evangelischen zutrifft, wollen wir dahingestellt sein lassen ²⁾. Die Kraft der Tradition war jedenfalls die Hauptursache dafür, dass die nationale Auflebung bei ihnen einstweilen eine Neubelebung der *tschechischen* Literatur bedeutete. So wurde das Studium der tschechischen Sprache und Literatur allerwegen aufgegriffen; wie die Katholischen so errichteten auch die Evangelischen mehrere literarische Gesellschaften. In Pressburg wurde dazu im Jahre 1803 am theologischen Seminar ein Lehrstuhl der tschechoslovakischen (sic) Sprache und Literatur gegründet. Der neue Professor Georg Palkovič gab im Jahre 1820 ein Böhmisches-lateinisches Wörterbuch heraus; sein Freund, der ev. Pfarrer Bohuslav Tablic, pflegte die Geschichte der tschechischen Literatur in der Slovakei, indem er seiner vierbändigen „Poezye“ ³⁾ ausführliche biographisch-literarische Notizen über die früheren slovakischen Dichter und Schriftsteller vorangehen liess. Natürlich bedeutete das alles noch nicht die nationale Erweckung des ganzen Volkes oder auch nur der führenden Klassen. Aber der Anfang war doch gemacht.

Die Pflege der tschechischen Kultur mit bewusst-nationaler Tendenz durch Palkovič und Tablic hängt natürlich mit ihrer Überzeugung von der tschechoslovakischen sprachlichen und

¹⁾ Dobr. Korr. IV, S. 4—5.

²⁾ Pražák, Dějiny spisovné slovenštiny po dobu Štúrova, S. 152, spricht von einem Einfluss Dobrovský's hauptsächlich auf Ribay und auf Palkovič (siehe unten); durch diese hätte er die Slovaken bei der Einheit gehalten. — Das ist vielleicht doch etwas zu stark ausgedrückt: ohne die Kraft der Tradition wären viele Evangelische wohl den Weg Bernoláks gegangen. Denn abgesehen von dem persönlichen Einfluss Dobrovský's hatte die tschechische Kultur doch nur geringe Anziehungskraft in dieser Zeit.

³⁾ We Wacowe, 1806 und folgende Jahre.

nationalen Zusammengehörigkeit aufs engste zusammen. Man findet diese Überzeugung deutlich ausgesprochen: Palkovič nennt zum Beispiel das Böhmische in seinem Wörterbuch das Hochslovakische oder das feinere Slovakische, das die gebildeten Slovaken mit einigen Ausnahmen (z. B. r statt ř) wie die Tschechen aussprechen ¹⁾. Bei Tablic wird das Bewusstsein der Sprachverwandtschaft schon ganz in der Form eines modernen tschechoslovakischen Nationalbewusstseins ausgedrückt, wenn er auch die Slovaken immer als Slováci, nie als Tschechen andeutet ²⁾. Seine öfters wiederholte Überzeugung ist, dass die ungarischen Slovaken sich immer mit den Tschechen als eine und dieselbe Nation betrachteten, und dass sie sich auch jetzt so betrachten müssen, wengleich die ursprüngliche politische Einheit mit den Mähnern schon lange zerbrochen worden ist ³⁾. Kann man sich eine schärfere und zutreffendere Art denken, das tschechoslovakische Einheitsbewusstsein zum Ausdruck zu bringen?

Und doch war bei den Evangelischen, und gerade bei diesem Tablic, das allgemein-slavisches Gefühl keineswegs verschwunden. Dieselbe Unbestimmtheit der Nomenklatur, dasselbe Verfließen des slovakischen in das allgemein-slavisches, wie wir es früher wiederholt beobachteten, finden wir auch bei Tablic. „Slavia“ ist ihm einmal das ungarische Slavenland oder gar die Slovakei ⁴⁾, das andere Mal aber die Personifikation der ganzen slavischen Welt ⁵⁾. „Slovenský“ gebraucht er meistens in der Bedeutung: slovakisch, manchmal steht es aber auch für: slavisch ⁶⁾. Das braucht auch schliesslich mit dem Tschechoslovakismus nicht in Streit zu sein. Denn auch bei den Tschechen war der Slavismus schon in der vorromantischen Periode ein bedeutendes Element ihres Nationalgefühls. Wir hatten schon Gelegenheit dies bei Balbín, dem Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts, zu beobachten. Aber sogar Dobrovský, der wegen seines kritischen Geistes und

¹⁾ Palkovič, Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch usw., Prag 1820, I, S. VI—VII.

²⁾ Tablic, Poezye I, S. XVII, XXXV, usw.

³⁾ ibid. I, S. VI; vgl. auch III, S. 61; I, S. 109—110.

⁴⁾ ibid. I, S. XXXV; II, S. XXXVII.

⁵⁾ ibid. I, S. 109; IV, S. 26.

⁶⁾ ibid. I, S. 109; III, Widmung an Georg Zmieskal' z Domanowec.

wegen seines Zweifels an der Zukunft der tschechischen Kultur von einer jüngeren romantischen Generation öfters der nationalen Lauheit beschuldigt wurde ¹⁾, der auch nach einer Reise durch Russland und Polen die schlimmen Seiten des slavischen Volkscharakters seinem Freunde Ribay in scharfen Zügen zeichnet ²⁾, dieser selbe Dobrovský konnte, besonders in den Zeiten geistiger Gestörtheit, welche manchmal über ihn kamen, auf geradezu prophetische Weise dem Slaventum eine grosse Zukunft voraussagen, wobei er das Heil der Menschheit von ihm erwartete ³⁾, wie er auch einmal an Kopitar schrieb: „Der slavische Um ⁴⁾ ist noch, wenn er rein aufgefasst wird, das Unverdorbenste in der äusserst irre geführten Menschheit. Teutscher Verstand ist nicht zu verachten, aber unserem Um nicht gleich zu setzen. Französischer esprit verraucht zu leicht und lässt sich kaum festhalten. Qui potest capere, capiat“ ⁵⁾.

Die allslavische Idee war tschechoslovakischer Gemeinbesitz und ist das auch immer geblieben. Aber doch war sie vom Anfang an enger in das slovakische Nationalleben eingewoben als in das tschechische. Die Slovaken waren ja in nationaler Hinsicht weniger individualisiert als die Tschechen, ihr Name war gleichsam symbolisch für ihren allslavischen Charakter. So ist der slavische Gedanke in der nächsten, romantischen Zeit besonders bei den Slovaken zur vollen Blüte gekommen. Auf die weitere Gestaltung ihres Nationalbewusstseins hat er einen grossen Einfluss ausgeübt.

¹⁾ Jakubec, Lit. č. 19. století I, S. 278 ff.

²⁾ Dobr. Korr. IV, S. 221 ff.

³⁾ Jakubec, a. a. O., S. 286.

⁴⁾ Das Wort ist nicht leicht zu übersetzen. Es bedeutet soviel wie Verstand, Sinn, Geist, hat aber auch die Nebenbedeutung: Neigung, Affekt, Herz, Gemüt (Kott, Slovník Česko-německý, i. v.).

⁵⁾ Jagić, Briefwechsel zwischen Dobr. und Kopitar, S. 404—405.

FÜNFTES KAPITEL.

DER ROMANTISCHE PANSLAVISMUS.

Die zwanziger, dreissiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sind die Zeit der höchsten Entfaltung des slavischen Nationalgedankens bei den Slovaken. Hauptverkündiger dieses Panslavismus ist der feurige Dichter-Pfarrer Johann Kollár ¹⁾; dicht neben ihm steht sein gelehrter Freund, der mehr besonnene und tiefere Šafařík ²⁾. Eine grosse Schar von Jüngern in der Slowakei — aber auch in Böhmen! — hat das slavische Evangelium aus ihrem Munde mit Begeisterung empfangen und weitergegeben. Kein nationstreuer Slovake dieser Zeit, sei er nun evangelisch oder katholisch, der nicht den Einfluss der prophetischen Worte Kollárs empfunden hat ³⁾.

Kollárs Panslavismus war gewissermassen die Fortsetzung der — im vorigen Kapitel erörterten — allgemein-slavischen Regungen der vorangehenden Zeit ⁴⁾. Was aber früher ein unbestimmtes Gefühl, ein unsystematisch dahingeworfener Gedanke gewesen war, wird jetzt zu einer vollständig ausgebauten, geschichtsphilosophisch begründeten, nationalen Ideologie. Diese Umgestaltung hat sich aber nicht ohne fremden Einfluss vollzogen. Es waren

¹⁾ Geboren 1793 als Sohn eines slovakischen Bauern aus dem Komitat Turec; studierte in Pressburg und Jena und war nachher Pfarrer der slovakischen evangelischen Gemeinde A. B. in Budapest bis 1848; später lebte er in Wien, wo er 1852 starb.

²⁾ Geboren 1795 als Sohn eines evangelischen Lehrers und Pfarrers aus dem Komitat Gemer; studierte ebenfalls in Jena und wurde, nach einem kürzeren Aufenthalt in Pressburg, Direktor des Gymnasiums in Neusatz (Süd-Ungarn); von da ging er in 1833 nach Prag, wo er bis zu seinem Tode (1861) als Bibliotheksbeamter lebte.

³⁾ Vgl. Jakubec, Jan Kollár, Lit. č. 19. stol. II, S. 334 ff.; Vlček, Dej. Lit. Slov., S. 53 ff.

⁴⁾ Vgl. Albert Pražák, The Slovak sources of Kollár's Panslavism, *Slovanic Review* VI, S. 579—592.

die deutsche Nationalbewegung und die deutsche Philosophie, welche Kollár — und auch Šafařík — mit einem neuen Geist erfüllten und ihnen die Form zur Ausbildung ihres Nationalbewusstseins darboten.

Allerdings liesse sich hiergegen einwenden, dass wenigstens Šafařík die erste nationale Anregung nicht aus Deutschland, sondern aus Böhmen, und zwar von Seiten des tschechischen Nationalerweckers Jungmann bekam. Jungmann (1773—1847), obwohl in seiner Weltanschauung noch ganz ein aufgeklärter Voltairianer, war trotzdem der geistige Vater der neueren, romantischen Nationalbewegung in Böhmen, welche die eigene Sprache nicht mehr in erster Linie als Studienobjekt und Instrument der Volksbildung betrachtete, sondern als höchstes Ausdrucksmittel einer wahrhaft nationalen Literatur. Daher war Jungmanns Vaterlandsbegriff nicht mehr — wie früher — territorial, sondern sprachlich-national ¹⁾; daher widmete er sein ganzes Leben in mühsamer Arbeit der Ausbildung und Verfeinerung seiner Muttersprache. Durch zahlreiche Übersetzungen von Meisterwerken der fremden Literaturen (u. a. von Miltons *Paradise Lost*), vor allem aber durch sein grosses fünfbändiges tschechisches Wörterbuch (vollendet 1839) hat er sich bemüht, die tschechische Sprache zu einem europäischen Kulturniveau emporzuheben. Sein nationales Programm hat er schon 1806 in einem Artikel „Über die tschechische Sprache“ verkündet, und es war diese Abhandlung, welche nach Šafaříks eigenem Geständnis als er noch Gymnasiast war seine Liebe zur Muttersprache erweckte ²⁾. Tschechischer Einfluss also! Aber auch Jungmanns Ideen sind nicht ohne Zusammenhang mit Deutschland zu denken ³⁾, und jedenfalls hat der neue Nationalgeist bei Šafařík erst völlig durchgewirkt während seines anderthalbjährigen Studienaufenthalts in Jena. Bei Kollár war das noch viel mehr der Fall: schreibt er doch selber über die Einwirkung, die Jena auf ihn hatte: „Das Pressburger

¹⁾ Vgl. Chaloupecký, Č Č H XXVI (1920), S. 222.

²⁾ Vgl. Josef Hanuš, P. J. Šafařík o problému československém, Bratislava 1925, S. 2; Jakubec, Lit. č. 19. století II, S. 30—31.

³⁾ Vgl. M. Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik, Graz 1897, S. 30.

Studium ¹⁾, das wie eine Mumie in meinem Gedächtnisse lag, erhielt erst hier Leben, begann sich zu bewegen und zu atmen" ²⁾.

Das war ja auch ganz begreiflich. Jena war damals ein Brennpunkt des deutschen Nationallebens; von hier aus fand in 1817 das Wartburgfest statt, das Kollár bald nach seiner Ankunft mitfeierte. Diese Manifestation des glühenden, alldeutschen Patriotismus machte einen tiefen Eindruck auf sein leicht entflammendes Gemüt. So wie da gesprochen wurde gegen den Provinzialismus und Partikularismus und zugunsten der einen grossen deutschen Nation, so hat Kollár auch später in seinen Gedichten und Schriften die slavische Zerteiltheit getadelt und die eine slavische Nation gepredigt ³⁾. Aber nicht nur unter den Studenten, sondern auch in den Hörsälen hat Kollár den neuen deutschen Nationalgeist eingeatmet, und zwar besonders in den Vorlesungen seiner Lehrmeister Luden, Fries und Oken. Dort hat er auch die Ideen kennengelernt, welche das philosophische Gerüst seines künftigen Panslavismus bilden sollten: die Ideen Herders, dessen Geist in dem konservativeren Jena noch immer waltete und von welchem besonders Luden in seinen soziologischen Begriffen abhängig war ⁴⁾.

Es war vor allem Herders Humanitätsidee als Erklärungsprinzip der Geschichte und als Endziel der menschlichen Entwicklung überhaupt, welche sich Kollár als sein geschichtsphilosophisches Credo zueigen machte. Aber auch seine Würdigung der Sprache und Literatur, besonders der Volkspoesie, und sogar seine idyllische Schilderung der alten Slaven in Rousseauschem Geiste hat Kollár dem Herder entnommen. Überhaupt hat sich dieser Deutsche durch seine Idealisierung der slavischen Vergangenheit und seine Voraussagung einer besseren slavischen Zukunft ⁵⁾, die Herzen der tschechischen und slovakischen Nationalerwecker gewon-

¹⁾ Nämlich am dortigen Evangelischen Seminar, wo Kollár studierte bevor er nach Jena ging.

²⁾ Kollár, Paměti, deutsche Übersetzung bei Murko, a. a. O., S. 307.

³⁾ Vgl. z. B. Kollár, Slávy Dcera, ed. Bačkovský, Prag 1885, Gesang III, Sonett 61 und 62.

⁴⁾ Vgl. T. G. Masaryk, Jana Kollára slovanská vzájemnost, Naše Doba I, S. 669—670.

⁵⁾ Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, IV (Riga und Leipzig 1791), S. 32 ff.

nen ¹⁾. Kollár hat ihm dafür in seiner „Slávy Dcera“ ein Sonett gewidmet, wo er ihm als Priester der Humanität, als einzigem deutschen Verteidiger und Lobsprecher der Slaven Ehre und Dank zollt ²⁾.

Die „Slávy Dcera“ ist Kollárs Hauptdichtung. Sie bildet nebst seiner Abhandlung über die slavische Wechselseitigkeit ³⁾ die Hauptquelle für die Kenntnis seiner slavischen Gedanken und Gefühle. Das Gedicht ist ein Zyklus von (in der letzten Bearbeitung) mehr als 600 Sonetten. Die Anfänge gehen in die Jenaer Zeit zurück: aus der unglücklichen Liebe zu einer deutschen Pfarrerstochter ⁴⁾ wächst zunächst eine der Form nach von Petrarca inspirierte Liebespoesie; später aber verwandelt sich die (im Gedicht) gestorbene und verklarte Geliebte in die „Tochter der Sláva“ ⁵⁾, in eine slavische Schutzgöttin, welche durch den Priester-Dichter Kollár ihr Volk tröstet und belehrt ⁶⁾. Die Anlage des Gedichts ist also Petrarca und Dante entnommen; dem Inhalt nach ist es eine Klage über die traurige slavische Vergangenheit, eine Weissagung einer besseren Zukunft und eine Aufforderung zur Einheit. Betrachten wir jetzt Kollárs slavisches Nationalbewusstsein, so wie es in diesem Gedichte und in seinen übrigen Schriften niedergelegt ist, etwas eingehender.

Sein Nationsbegriff ist gänzlich frei von dem politisch-territorialen Patriotismus des achtzehnten Jahrhunderts. Ribay bezeichnete sich Dobrovský gegenüber noch als ein „Ausländer-Slovake“ ⁷⁾, oder höchstens als ein „halber Landesgenosse“ ⁸⁾; Kollár aber erklärt ausdrücklich, der heilige Name des Vaterlandes gebühre nicht dem Lande, das wir bewohnen ⁹⁾: das wahre Vater-

¹⁾ Masaryk, a. a. O., S. 671.

²⁾ Slávy Dcera, Gesang I, Son. 64 (S. 84).

³⁾ Johann Kollár, Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slavischen Nation, 2e Ed., Leipzig 1844. (Die erste Ausgabe war in 1837).

⁴⁾ Später, nach siebzehn Jahren, hat Kollár sie als vierzigjährige Braut nach Ungarn heimgeführt.

⁵⁾ „Slávy Dcera“ bedeutet: Tochter der Sláva. „Sláva“ ist das idealisierte Slaventum. (Die eigentliche Bedeutung des Wortes ist: Ruhm).

⁶⁾ Vgl. z. B. Slávy Dcera III, 109 und 110 (S. 372—373).

⁷⁾ Jos. Dobrovského Korrespondence IV (1913), S. 1.

⁸⁾ *ibid.*, S. 9.

⁹⁾ Slávy Dcera II, 124 (S. 252).

land tragen wir im Herzen; es ist identisch mit der Nation, der wir angehören ¹⁾. Die Grenzen dieser Nation, dieses geistigen Vaterlandes überschreiten natürlich jede politische Schranke: das Vaterland ist das Gebiet der einen Sprache, der gleichen Sitten und Gewohnheiten ²⁾; es reicht so weit die slavische Zunge klingt. „Was soll der Mensch — so fragt er einmal — mehr lieben: das kleine, seelenlose Vaterland (hier natürlich politisch-territorial aufgefasst), oder die grosse, lebendige Nation?“ ³⁾. In demselben Sinne schreibt er an anderer Stelle: „das Vaterland an sich ist eine todte Erde, ein fremdartiges Object, ein Nicht-Mensch; die Nation ist unser Blut, Leben, Geist, Subjectivität“ ⁴⁾. Es ist derselbe überpolitische Nationsbegriff, den wir schon früher bei Jungmann und einigermaßen bei Tablic zu beobachten die Gelegenheit hatten.

Bei Tablic war diese Nation aber tschechoslovakisch, wenn auch allgemein-slavische Klänge nicht fehlten; bei Kollár ist das Nationalgefühl — braucht es noch betont zu werden? — allslavisch ⁵⁾, wenn er auch umgekehrt von der engen tschechoslovakischen Zusammengehörigkeit überzeugt ist. Sein Panslavismus klingt in allen Tonarten aus seinen Schriften hervor: ruhig und auseinandersetzend, wie meistens in der „Wechselseitigkeit“ ⁶⁾; oder voll Begeisterung, wie in der Slávy Dcera, wo Kollár, wie ein slavischer Hoffman von Fallersleben, dem: „von der Maas bis an die Memel“ ein slavisches — allerdings weniger kernhaftes — Gegenstück gedichtet hat ⁷⁾. Das blasse, abstrakte „Slávie“ eines Tablic bekommt bei Kollár Gestalt und Farbe, es wird in seiner geographi-

¹⁾ Über die literarische Wechselseitigkeit usw., S. 100.

²⁾ Slávy Dcera II, 124; Kollár, Kázň a Řeči I (Pest 1831), S. 499.

³⁾ Slávy Dcera III, 23.

⁴⁾ „Wechselseitigkeit“, S. 27.

⁵⁾ Der Ausdruck „slavische Nation“ wird von Kollár sehr häufig angewendet: vgl. z. B. den Titel seiner „Wechselseitigkeit“ (oben, S. 111), oder denjenigen zweier Predigten: „Dobré vlastnosti národu slowanského“ (Kázň a Řeči I, 497). Auch Šafařík spricht von den Slaven wie von einer uralten, grossen, in der europäischen Geschichte berühmten Nation. (Slovanské Starožitnosti, oddíl dějepisný, okres první, P. J. Šafaříka, sebrané spisy ed. Jireček (Praha 1862), díl I, S. 3).

⁶⁾ daselbst, S. 3 ff.

⁷⁾ Slávy Dcera II, 139 (S. 266—'67).

schon Ausdehnung ¹⁾ und ethnographischen Zusammensetzung dargestellt; die einzelnen slavischen Völker möchte Kollár wie verschiedene Metalle zusammenschmelzen und aus ihnen ein grosses slavisches Standbild machen ²⁾.

Hier tut sich nun aber sofort die Frage auf, was Kollár denn eigentlich unter der slavischen Einheit versteht. Wenn das Slaventum eine ethnisch-sprachliche Einheit bildet, soll dann auf diesem Boden in der Zukunft auch ein politisches Gebäude errichtet werden? Oder muss man sich mit einer literarischen Einheit begnügen? Und gehört zu der letzteren notwendigerweise auch eine allgemein-slavische Schriftsprache? Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob Kollár je von einem zukünftigen grossen Slavenreich geträumt hat. Die Zeit Metternichs, in welcher er lebte, hätte die Veröffentlichung solcher Ideen niemals gestattet, und sogar ihre briefliche Mitteilung wäre gefährlich gewesen. Im allgemeinen trägt Kollárs Panslavismus, so wie er aus seinen Schriften spricht, dann auch einen literarischen Charakter, wenn es sich auch verteidigen lässt, in einigen Sonetten der Slávy Dcera Andeutungen einer anderen Gesinnung zu lesen. Als eine solche käme das soeben erwähnte Slavenbild in Betracht; anderswo ruft Kollár seinen Volksgenossen zu: „Richtet eine Gemeinde her, die einen Namen tragen wird, fest und einig, damit sie die fremden Henker oder die eigenen Geizhalse nicht wieder durch einen neuen Schlag zerstören; habet viele Glieder, aber nur ein Haupt, das aus eurem Leib hervorgewachsen ist . . . schaffet ein reines (d. h. nicht mit fremden Elementen vermisches), dauerndes Vaterland“ ³⁾. Dies alles kann natürlich figürlich, d. h. literarisch gemeint sein, aber die Übereinstimmung mit den alldeutschen Ideen derselben Zeit ist doch zu gross, dass man nicht auch bei Kollár eine politische Tendenz voraussetzen dürfte. Die meisten Interpretatoren haben das auch getan ⁴⁾, nur Seton-Watson hat Kollár jeden politischen Panslavismus abgesprochen ⁵⁾; Masaryk hat ihm aber das Schwanken zwischen dem literarisch-humanistischen und dem politischen

¹⁾ Vgl. auch ibidem II, 138.

²⁾ ibidem III, 7 (S. 286—'87).

³⁾ Slávy Dcera II, 56.

⁴⁾ z. B. Fischel, Der Panslavismus bis zum Weltkrieg, S. 113—114.

⁵⁾ Racial Problems in Hungary, S. 56.

Nationalismus zum Vorwurf gemacht ¹⁾. In späterer Zeit, als er seine „Wechselseitigkeit“ schrieb, lag dem Kollár jedoch jeder politische Gedanke fern; er hat nicht nur mit Worten ²⁾, sondern im Jahre 1848 auch durch Taten seine Loyalität der Wiener Regierung gegenüber gezeigt, und zwar in einem Masse, dass Havlíček ihn deswegen getadelt hat ³⁾.

Es kommt für uns also ferner nur der Kollár der „Wechselseitigkeit“ in Betracht. Dieses Wort deutet schon darauf hin, dass Kollár die slavische Einheit nicht durch das Einführen einer gemeinsamen slavischen Schriftsprache, von welcher z. B. der Pole Linde, die Tschechen Hanka und Jungmann ⁴⁾ und der Slovake Herkel ⁵⁾ geträumt haben, fördern wollte. Wenn er dieses Streben auch nicht, wie Šafařík, im Grunde verwarf, so hielt er es doch für vorzeitig ⁶⁾. Er will, unter Beibehaltung der verschiedenen slavischen Sprachen, eine gegenseitige Annäherung, auf dass ein geistiges Zusammenwachsen entstehe; er strebt nach einem Zustande, wie er bei den Griechen bestanden hat: verschiedene Dialekte und Schriftsprachen, aber trotzdem *eine* Literatur und Kultur ⁷⁾. Šafaříks erste grosse wissenschaftliche Arbeit, seine „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten“ ⁸⁾, ist für Kollár gleichsam die Verkörperung dieser literarischen Einheit: in diesem Werke „erblicken sich die Slawen, wie in einem grossen Spiegel, mit Entzücken, Verwunderung und klarem Bewusstsein zum erstenmal in systematischer Ordnung und öffentlich vor ganz Europa als eine Nation“ ⁹⁾.

Eine slavische Nation — aber wie soll man sich das denken ohne politische und ohne sprachliche Einheit? Ein reger gegenseitiger geistiger Verkehr zwischen verschiedenen Völkern genügt

¹⁾ Masaryk, Naše Doba I, S. 660 ff.

²⁾ Vgl. „Wechselseitigkeit“, S. 6 ff.

³⁾ Masaryk, a. a. O., S. 663—64.

⁴⁾ Vgl. Jan Jakubec, Josef Jungmann, Lit. č. 19. století, S. 676.

⁵⁾ Vgl. Jungmann an Hamulják, Sl. Pohl'. 1909, S. 570; und Pražák, Děj. spisovné slovenštiny etc., S. 181.

⁶⁾ Vgl. Jakubec Lit. č. 19. století II, S. 350; Vlček, Lit. č. století, S. 432—433.

⁷⁾ „Wechselseitigkeit“, S. 11—17.

⁸⁾ Ofen 1826.

⁹⁾ „Wechselseitigkeit“, S. 19.

doch nicht zur Schaffung einer Nation? Hier liegt gewiss eine schwache Stelle des Kollárschen Nationalismus. Die Mittel, die er zur Beförderung der Wechselseitigkeit angibt: Bücheraustausch, slavische Lehrstühle, eine allgemein-slavische Literaturzeitschrift, Bibliotheken, vergleichende Grammatiken und Wörterbücher, eine möglichst homogene Orthographie usw. ¹⁾ — das alles ist doch gar sehr bescheiden im Vergleich zu dem erhabenen Ziele, dem es dienen soll. Die „Nation“ bleibt auf diese Weise eine Studierzimmerpflanze; wirkliche Slaven könnten höchstens die Philologen sein ²⁾. Kollár hat das selber wohl gefühlt, aber das Bedenken, dass die slavische Literatur nie mehr sein könnte als ein Mosaik, ein Stapelplatz und eine bunte Sammlung verschiedenartiger Stämme und Sprachen, beschwichtigt er, indem er erklärt: „alle Slawen sind ja ein Blut, ein Körper, ein Volk, alle ihre Mundarten sind homogen, die Verschiedenheit der Bildung der slawischen Stämme ist nur Verschiedenheit des Grades, nicht der Art“ ³⁾. Das ist aber im Grunde eine *petitio principii*!

Kollár hat die deutsche Einheitsidee einfach durch Analogieschluss auf die ganz und gar andersartigen slavischen Verhältnisse übertragen. Bei den Deutschen war zwar Vielstaaterei, aber darüber hinaus herrschte eine sprachliche und literarische, kurz: eine kulturelle Einheit; bei den Slaven aber fehlte auch letztere. Für die historisch gewordene Vielheit der slavischen Nationen hatte Kollár aber kein Verständnis; daher erklärt es sich auch, dass er den Dichtern und Schriftstellern, welche für das ideelle, literarische Slavenreich keine Begeisterung zeigten, in seinem slavischen Himmel keinen Platz einräumte, und wenn sie auch Mickiewicz oder Puschkín hiessen ⁴⁾. Kein einziger slavischer Stamm, auch nicht der grösste, kann nach Kollár ausserhalb der Nation seine Bestimmung erfüllen, „denn nur ganze Nationen, nur eine

¹⁾ Ibidem, S. 92 ff.

²⁾ Der „philologische“ Charakter des Kollárschen Nationalismus zeigt sich auch darin, dass die Russen und Polen sich nach ihm den übrigen Slaven, namentlich den Böhmen, Slovaken, Illyriern usw. anschliessen sollen wegen des rein-slavischen Charakters der metrischen Poesie der letzteren Völker. („Wechselseitigkeit“, S. 32.)

³⁾ „Wechselseitigkeit“, S. 68—69.

⁴⁾ ibidem, S. 20—21; Vgl. Masaryk, Naše Doba I, S. 658; Murko, S. 242—43.

grosse ungeteilte homogene Völkermasse, können auf die Menschheit wirken, sind Schöpfer neuer Zeiten, Lehrer und Träger der Cultur" ¹⁾. Und die Slaven haben nach Kollár in dieser Hinsicht eine grosse Zukunft.

Damit sind wir bei der geschichtsphilosophischen Seite des Kollárschen Panslavismus angelangt. Seine — wie wir schon wissen stark von Herder beeinflusste — Auffassung der geschichtlichen Entwicklung ist in Kürze folgende: „Das Leben der Menschheit ist Entwicklung der Vernunft, oder Entfaltung der inneren Welt im Menschen. Völker sind Formen, in denen sich die Menschheit entwickelt und gestaltet. Das Ziel der Menschheit ist demnach, immer vorwärts zu schreiten“. Das geschieht aber epochenweise, wobei das eine Volk auf den Kulturerwerbungen des anderen fortbaut. Nach dem Untergang der Griechen und Römer wurden die romanisch-germanischen Völker die Träger der Kultur. „Die Culturelemente spalteten sich aber bei ihnen in zwei Prinzipien, und zwar so scharf und schroff, dass man sie mit dem Namen der alten und neuen Welt, der antiken und modernen Zeit unterscheiden musste. Das Princip der Antike... ist vorzugsweise heidnisch-national..., das Moderne, Romantische, Ritterliche, Sentimentale ist germanisch-christlich“ und beide haben eigentlich ausgedient. „Eine universale, rein menschliche Tendenz verlangt jetzt die Zeit und die gereifte Menschheit; diese grosse Aufgabe kann aber auch nur eine grosse, bildungsjuunge, in alten Formen nicht erstarrte Nation lösen, wie eben die slavische ist“. Aber nur dann, wenn die slavische Nation sich als eine Einheit fühlt, ist sie dieser Aufgabe gewachsen, denn die Volkseinheit ist „die erste Bedingung einer echt humanen, grossartigen Bildung und National-Literatur. Die Slawen sollen die alte und die neue Zeit versöhnen, die beiden getrennten Culturelemente in ihr nationales Leben aufnehmen und durch ihre Fortbildung für das Menschengeschlecht eine neue Epoche begründen; sie sollen für die neue oder sich verjüngende Cultur der Menschheit den neuen lebendigen Mittelpunkt bieten" ²⁾.

Kollárs Nationalismus trägt also einen universalen Charakter,

¹⁾ „Wechselseitigkeit," S. 31.

²⁾ ibidem, S. 49—52.

weil bei ihm die Nation durch die humanitäre Aufgabe, welche sie zu erfüllen hat, Grund und Ziel ihrer Existenz bekommt. Sind aber, so dürfen wir fragen, die Slaven dieser grossen Aufgabe auch gewachsen? Und was ist eigentlich der Grund der Behauptung, dass die romanisch-germanischen Völker ihre beste Zeit gehabt haben? Wenn man auf derartige Fragen bei Kollár eine Antwort sucht, so findet man, dass seine geschichtsphilosophischen Spekulationen im allgemeinen über eine oberflächliche Verallgemeinerung nicht hinausgehen. Auf Grund einiger Exzesse der romantischen Poesie und Musik schreibt er entrüstete Tiraden über die Entartung der westeuropäischen Kultur ¹⁾; die Befähigung der Slaven zur Erfüllung ihrer Bestimmung verbürgt ihm ihr durch die geographische Lage bedingter vielseitiger Charakter, welcher die Verstandes- und Gemütseigenschaften der anderen und früheren Völker zu einem harmonischen Ganzen in sich vereinigt ²⁾, und ihre Sprache, welche in ihren poetischen Formen und Versarten die beiden Prosodien der alten und neuen Sprachen: die griechisch-römische Metrik und die germanisch-romanische Akzentuation, das klassische und das romantische Culturelement also, umfasst ³⁾. Hier tritt wohl sehr deutlich die Herderianisch-romantische Überschätzung der Sprache und Poesie im Nationalleben zu Tage. Wichtiger aber als dies alles ist die — im Wesen ebenfalls bei Herder vorkommende — Betrachtung der Slaven als eines jungen, unverdorbenen Volkes, das wegen seines friedfertigen, unkriegerischen Geistes für die Verwirklichung der künftigen Humanität gleichsam geschaffen worden ist. Kollár wird nicht müde, die unverdorrene, unschuldige „Taubennatur" der Slaven immer von neuem zu betonen ⁴⁾.

Besonders die alten Slaven werden von ihm — wie auch von Šafařík — nach Herders Beispiel auf Rousseausche Art idealisiert. Schon als Jenaer Student, als er das Land an der Elbe durchstriefte und überall in den Ortsnamen und auf den Gesichtern der Leute Spuren der vormals slavischen Bevölkerung entdeckte, oder zu entdecken glaubte, wurde er von dem tragischen Geschick dieser

¹⁾ Wechselseitigkeit, S. 53 ff.

²⁾ ebda., S. 57 ff.

³⁾ ebda., S. 60 ff.

⁴⁾ Slávy Dcera, II, 27, III, 62; Kázně a Řeči I, 508.

ehemaligen Nationsgenossen schmerzlich getroffen und bekam er die Inspiration zu seinem dichterisch vielleicht gelungensten Werke, dem Vorsang seiner „Slávy Dcera“. In dieser Elegie schildert er die alten Slaven als ein kulturell hochstehendes Volk — in Übereinstimmung mit dem Bild, wie es in den gefälschten Handschriften aus den Jahren 1817 und 1818 dargestellt war — und dabei betont er, hier und an anderen Stellen, ihre Vorliebe für die Werke des Friedens, für Landwirtschaft, Musik und Gesang und ihre Abkehr vom Krieg. Ihre sanfte Natur hat die wilden Vandalen und Gothen „humanisiert“, aber schliesslich sind die weicheren Slaven doch den rohen Deutschen unterlegen. Daher erklärt es sich auch, dass man in der Geschichtsschreibung nur wenig über sie hört, weil dort — übrigens mit Unrecht — die politisch-militärische Geschichte im Vordergrund steht ¹⁾. Trotz ihres unglücklichen Schicksales haben aber die Slaven ihren ursprünglichen reinen Charakter, wenn vielleicht auch nicht ganz ungetrübt, im wesentlichen erhalten ²⁾. Und so beschreiben Kollár und Šafařík auch die heutigen Slaven als ein Volk, das sich durch seine Frömmigkeit und Arbeitsamkeit, durch seine unschuldige Heiterkeit und Liebe zur Muttersprache und durch seine Duldsamkeit anderen Nationen gegenüber vorteilhaft ausnimmt ³⁾.

Man kann nicht sagen, dass diese Charakteristik der slavischen Nation in Vergangenheit und Gegenwart auf einem allseitigen Studium der slavischen Stämme beruht. Wie in seinen Anschauungen über die slavische Einheit zeigt Kollár auch hier einen Mangel an Realitätssinn, einen Hang zu aprioristischen Spekulationen, wie sie in der damaligen „idealistischen“ Zeit beliebt waren, und — besonders bei der Betrachtung der eigenen Nation — auch heute ja noch lange nicht ausgestorben sind. Ganz ohne reellen Grund ist aber Kollárs Darstellung des slavischen Charak-

¹⁾ Wechselseitigkeit, S. 41 ff; vgl. Šafařík, *Slovanské Starožitnosti*, Sebrané Spisy ed. Jireček, I, S. 577.

²⁾ Šafařík, *Geschichte der slawischen Sprache und Literatur* usw., S. 16—17, S. 49; derselbe an Pogodin (24 Okt. 1836), siehe Francev, *Korrespondence P. J. Šafaříka*, I, část II, S. 525; vgl. Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, IV, S. 32 ff.

³⁾ Kollár, *Kážne a Řeči*, I, S. 500 ff.; Šafařík, *Geschichte der Slaw. Sprache* usw., S. 49 ff. (ganz ähnlich wie Kollár und ihm wohl entnommen).

ters doch nicht. Bei seinen eigenen Stammesgenossen, den Slovaken, konnte er die von ihm behaupteten slavischen Merkmale beobachten, und zwar besonders die Frömmigkeit, die Liebe für Lied und Tanz und die Duldsamkeit im Verkehr mit anderen Völkern. Der slavische Makrokosmos wird also von Kollár nach Art und Form des slovakischen Mikrokosmos gestaltet. Die Überzeugung von dem engen slovakisch-slavischen Zusammenhang, welche hieraus spricht, war im Grunde ja auch nichts neues. Hatte nicht schon früher mancher Slovake seinen Stamm als den ganz besonders typisch slavischen angesehen? ¹⁾.

Kollár hat in dieser Hinsicht — wie in seinem Panslavismus überhaupt — die frühere slovakische Gedankenlinie weitergebildet. Die Slovaken stehen ihm durch ihre Herkunft, Sprache und geographische Lage im Mittelpunkt des Slaventums; darum — und auch deswegen weil sie bisher beinahe nichts eigenes in der Literatur hatten — sind sie auch von allen Slaven am lebhaftesten von der Idee der Wechselseitigkeit ergriffen worden ²⁾. Eine doppelte Erklärung also für den slovakischen Panslavismus: eine negative, weil die Slovaken noch keine eigene Nationalität ausgebildet hatten (denn Literatur ist für Kollár beinahe identisch mit Nationalität) und eine positive, weil sie die echtsten Slaven sind. Aber im Grunde ist das doch nur eine und dieselbe Eigenschaft: der urslavische, noch nicht differenzierte Charakter der Slovaken. Nach der damals herrschenden Donauslavischen Theorie sind ja die Karpaten oder Tatry die Wiege aller Slaven ³⁾ und werden die Slovaken als die „ehrwürdigen Überreste der karpatischen und donauischen Urslaven“ ⁴⁾ betrachtet. Wie sehr dabei noch in dieser Zeit dem Namen eine symbolische Bedeutung zugeschrieben wurde, zeigen uns die Worte Šafaříks, welche er am 18. Mai 1827 an Kollár schrieb: „an diesem Wort: slovenský, slovenské, Slovensko, an diesem einzigen Wort hängt das ganze Alter unseres Stammes... Erst jetzt werden wir Nestor und Prokop verstehen, welche die ältesten Slovenen an die Donau lokalisierten“ ⁵⁾.

¹⁾ Vgl. oben, S. 88—89.

²⁾ „Wechselseitigkeit“, S. 19.

³⁾ *ibidem*.

⁴⁾ Šafařík, *Geschichte der slaw. Sprache* usw., S. 370. Vgl. oben S. 43.

⁵⁾ *Č Č M XLVIII* (1874), S. 287. Vgl. auch *ebda.* S. 82.

Ganz in Übereinstimmung mit dieser Anschauung ist der Umstand, dass die Bedeutung des Wortes Slováci mit seinen Ableitungen in dieser Zeit noch nicht vollkommen differenziert ist. Kollár gebraucht noch in 1835 Slováci im Sinne von Slaven ¹⁾; Šafařík ²⁾ und Jungmann ³⁾ schreiben wiederholt „slovenský“ für „slavisch“. Diese Namen haben also ihren allgemein-slavisches Charakter noch nicht ganz verloren. Auch darin manifestiert sich die enge slavisch-slovakische Zusammengehörigkeit.

Die Hauptlinien der slavischen Nationalidee, so wie sie von Kollár, Šafařík und ihren slovakischen Jüngern gedacht worden ist, haben wir jetzt dargestellt. Wie gestaltete sich nun im Rahmen der ideellen grossen slavischen Nation das gegenseitige tschecho-slovakische Verhältnis? Die Antwort auf diese Frage liesse sich in Kürze so zusammenfassen: die evangelisch-tschechische Tradition, aus der Kollár, Šafařík usw. hervorgegangen sind, hat sich bei ihnen im grossen und ganzen noch zu handhaben gewusst. Auch früher war ja bei den Slovaken slavisches und tschechoslovakisches Bewusstsein vereinigt gewesen; auch jetzt herrschte bei den Tschechen, deren Stammesbewusstsein schon viel mehr individualisiert war als dasjenige der Slovaken, ein starker Panslavismus. In der Kombination von Panslavismus und Tschechoslovakismus lag somit nichts fremdes. Doch hat das in den Vordergrund stellen der allslavisches Nationalidee und die Betonung des slavischen Wesens der Slovaken das tschechoslovakische Einheitsbewusstsein wesentlich geschwächt. Dies zu zeigen wird unsere nächste Aufgabe sein.

Es versteht sich im allgemeinen von selbst, dass in einer grossen slavischen Nation, wo alle Slaven Brüder sind, ein besonderer Zusammenhang wie der tschecho-slovakische eine relative Bedeutungsverminderung untergehen muss. Es gibt allerdings nach Kollár innerhalb der slavischen Nation *einen* tschechoslovakischen Stamm. Aber die verschiedenen slavischen Stämme dürfen, wie wir wissen, keine Sonderexistenz führen, sondern sie müssen stets

¹⁾ Pražák, Dějiny spisovné slovenštiny usw., S. 216.

²⁾ Šaf. an Kollár, Č Č M 1873, S. 127, 129, 135; Č Č M 1874, S. 54 ff.

³⁾ J. an Hamulják, 21 Jan. 1826, Slovenské Pohl'ady 1910, S. 265.

in regem wechselseitigem Verkehr mit den anderen Stämmen leben. Die Slovaken sollen sich also nicht nur auf die Tschechen richten, sondern auch auf die anderen slavischen Stämme. Dadurch wird aber die relative Bedeutung der Tschechen für die Slovaken geschwächt.

Es kam noch etwas anderes hinzu; die — dem romantischen Nationalismus eigene — Liebe zur Muttersprache, zum eigenen Dialekt, welche bei den Slovaken noch eine besondere Verstärkung erfuhr, weil sie ihre Mundart als die zentral- und urslavische Sprache betrachteten ¹⁾, in dem eigenen also das Gesamtslavische verehren konnten. Die Liebe und Verehrung für das Slovakische zeigt sich u. a. in der im Jahre 1823 von Šafařík, Kollár und anderen besorgten Herausgabe von slovakischen „weltlichen Liedern“ ²⁾. Diese Volkslieder, welche im Geiste der damaligen Zeit betrachtet wurden als „die Bilder, worin jede Nation seinen Charakter am getreuesten schildert und darstellt“, als die „Schlüssel zum Heiligtum der Nationalität“ ³⁾, sollten — wie Šafařík schreibt ⁴⁾ — in der Rechtschreibung die slovakischen Formen so getreu wie möglich bewahren. Und so sah man in einem von evangelischer Seite herausgegebenen Buche zum erstenmal rein-slovakische Texte in Druckform erscheinen.

So etwas hätte natürlich als ein erster Schritt in die Richtung einer selbständigen slovakischen Schriftsprache betrachtet werden können, um so mehr, weil ja von katholischer Seite (Bernolák) schon seit längerer Zeit ein derartiger Versuch gemacht worden war. Eine selbständige, in dem eigenen Dialekt geschriebene, slovakische Literatur wollten Kollár und Šafařík aber nicht. Sie wollten im Gegenteil an der literarischen Einheit mit den Tschechen festhalten. Damit also kein Missverständnis über ihre Absichten entstände, liessen sie ihrer Sammlung eine von Kollár geschriebene und von Šafařík genehmigte ⁵⁾ Vorrede vorangehen, worin gegen das Streben die slovakische Literatur zu substantivieren entschieden Stellung genommen wird, und zwar aus verschiedenen Gründen:

¹⁾ Vgl. „Wechselseitigkeit“, S. 19; Jakubec, Lit. č. 19. stol. II, S. 350.

²⁾ Písň světské lidu slovenského v Uhrč I, v Pešti 1823.

³⁾ Písň, Vorrede, S. XXIV.

⁴⁾ Šaf. an Kollár, 2 Febr. 1823, Č Č M 1873, S. 134.

⁵⁾ Šafařík an Kollár, 24. April 1824, Č Č M 1873, S. 389.

die slowakische Mundart weise viele Dialekte auf, sodass es nicht so leicht zu entscheiden wäre, welchen Dialekt man als Grundlage für eine slowakische Schriftsprache nehmen soll. Und wenn man schon eine Wahl getroffen hätte, so wäre diese neue literarische Sprache doch nur ein unbedeutendes Pflänzchen unter den grossen Bäumen der umliegenden slavischen Literaturen — wie das auch bei den Holländern, Dänen und Schweden den Deutschen gegenüber der Fall ist. Eine derartige weitere Zerbröckelung innerhalb der slavischen Nation würde mehr Schaden als Nutzen bringen; je grösser das Gebiet einer Literatur, desto mehr kann sie blühen. Die Slowaken haben noch keinen eigenen Drucker und ein slowakisch schreibender Schriftsteller könnte höchstens auf einen Verkauf von 100 Exemplaren seines Werkes rechnen. Schreibt er aber tschechoslowakisch (sic), dann wird sich diese Zahl wenigstens verdreifachen. Warum sollen die Slowaken aber tschechisch und nicht z. B. serbisch oder polnisch schreiben? Weil sie sich zu den Serben und Polen verhalten wie Äste einer gemeinsamer Wurzel und eines gemeinsamen Stammes, zu den Tschechen und Mähnern aber wie ein Zweig zu anderen Zweigen. Mit den Tschechen und Mähnern kann sich der Slowake auch am besten verständigen. Er soll sich also an die tschechische Literatur halten, um so mehr weil das Tschechische schon die biblische und weltliche Sprache der Slowaken ist und eine hohe Bildungsstufe erreicht hat, sodass ihnen die mühsame Arbeit der Ausbildung einer eigenen Sprache erspart bleibt. Ausserdem bindet die Erinnerung an das 15. und 16. Jahrhundert die Slowaken an die Tschechen. Und beweist nicht die grosse Ähnlichkeit des Altschechischen mit dem Slowakischen, dass beide Sprachen ursprünglich eins waren? ¹⁾

Man findet hier also bei Kollár — wenn auch viel ausführlicher dargestellt — im Grunde dieselben Argumente, wie sie schon früher von Ribay ²⁾ zugunsten der tschechoslowakischen literarischen Einheit ausgesprochen waren: das historisch-traditionelle, das bei einem Sohne des evangelischen Slovakentums natürlich schwer ins Gewicht fällt und das praktische: die Schwierigkeit, eine eigene Sprache zu kultivieren und der Vorteil, den der An-

¹⁾ Písně, Vorrede S. XIII ff.

²⁾ Oben, S. 103.

schluss an eine grössere Literatur bietet. Das letztere, praktische Argument wird aber hier nicht so sehr wie bei Ribay durch den Aufklärungsgedanken getragen, sondern — ganz im Stile Kollárs — durch den allslavischen Einheitsgedanken.

Hier wirkte also der Panslavismus zugunsten der tschechoslowakischen literarischen Einheit. Aber im allgemeinen bedeutete er doch eine relative Schwächung des tschechoslowakischen Einheitsgedankens, wie wir es schon oben andeuteten. Wenn der Akzent auf die grosse slavische Nation fällt, ist das tschecho-slowakische Verhältnis nicht mehr eine Frage der nationalen Einheit oder Zweiteilung, sondern nur noch eine Frage der Ordnung zweier Teile innerhalb eines grossen Ganzen. Während nun Kollár vier slavische Hauptmundarten unterscheidet (russisch, illyrisch, polnisch und böhmisch-slowakisch) ¹⁾ und das Slowakische ausdrücklich als Unterdialekt dem Tschechischen unterordnet ²⁾, hat Šafařík in seiner „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur“ ³⁾ eine andere Gruppierung der slavischen Sprachen gegeben, wobei er sie in zwei „Ordnungen“: A. (Süd- und Ostslaven) und B. (Westslaven) einteilt. In der Ordnung B. ist das Slowakische als eine selbständige Mundart dem Tschechischen, Polnischen und Sorbischen nebengeordnet, also nicht als „Unterart“ dem Tschechischen untergeordnet, wie das zum Beispiel in der Ordnung A. mit dem Kleinrussischen dem Grossrussischen gegenüber der Fall ist. Und nicht nur aus diesem Schema geht die abweichende Ansicht Šafaříks hervor, sondern auch im geschriebenen Text heisst es ausdrücklich: „Das Slowakische bildet eine eigene Mundart, wenn gleich die Slowaken seit Jahrhunderten aus triftigen Gründen sich in der Literatur an die Böhmen angeschlossen haben“ ⁴⁾. Ja früher noch, im Jahre 1821 nennt Šafařík das Tschechische eine fremde, Sprache (von der man sich übrigens nicht trennen soll) ⁵⁾. Pražák ⁶⁾ und Hanuš ⁷⁾ behaupten, dass diese Ansicht Šafaříks, wie seine

¹⁾ Wechselseitigkeit, S. 9.

²⁾ Písně, Vorrede, S. IV.

³⁾ S. 33.

⁴⁾ Geschichte usw., S. 34.

⁵⁾ Šafařík an Kollár, 14 Febr. 1821, Č Č M 1873, S. 122.

⁶⁾ Dějiny spisovné slovenštiny, S. 197—198.

⁷⁾ J. Hanuš, P. J. Šafařík o problému československém, Bratislava 1925, S. 8.

Einteilung der Slaven überhaupt, unter dem Einfluss der damaligen Slavisten (Schlözer, Kopitar, Dobrovský u. a.) zu Stande gekommen sei, wogegen seine spätere, in den vierziger Jahren ausgesprochene Auffassung von der tschechoslovakischen sprachlichen Einheit auf eigenem Studium beruht hätte¹⁾. Das mag im allgemeinen wohl so sein, wenn auch bei der Erklärung der Meinungsveränderung der Einfluss des Prager Milieus, worin Šafařík damals verkehrte, vielleicht nicht ganz ausgeschaltet werden darf²⁾. Übrigens war Šafařík auch in 1826 nicht ganz konsequent in seiner Meinung: an anderer Stelle seiner „Geschichte“³⁾ schreibt er, nachdem er die Anzahl der Tschechen in Böhmen und Mähren-Schlesien geschätzt hat: „Rechnet man zu den übrigen die Sprach- und Literaturverwandten Slowaken in Ungarn, gegen 1.800.000 Seelen, hinzu, so ergibt sich hieraus die ungefähre Gesamtzahl von 5½ Mill. slawischen Individuen für den böhmisch-mährisch-slowakischen Stamm“⁴⁾. Und schon früher hatte er ein tschechoslovakisches Nationalbewusstsein geäußert: in dem zusammen mit Palacký herausgegebenen — in der Form eines Briefwechsels geschriebenen — Büchlein über die tschechische Prosodie⁵⁾. Dort werden in der Einleitung Tschechen, Mährer und Slowaken in einem Atem genannt, und in dem sechsten, von Šafařík geschriebenen Briefe ist wiederholt die Rede von „Čechoslávie“ und „Čechoslovan“, als deren Gebiet das Land vom Riesengebirge bis zur Tatra und Donau genannt wird⁶⁾.

Ganz ausgeglichen ist also Šafaříks Auffassung des tschecho-

1) Pražák, a. a. O., S. 201; die spätere Auffassung Šafaříks findet man u. a. in seinem Werke „Slowanský Národopis“, 3e Ausg. 1849, S. 85 und S. 148.

2) Hanuš, a. a. O., S. 10.

3) Gesch. der slawischen Sprache und Lit., S. 296.

4) Anderswo spricht Šaf. auch von „národ náš český i slovenský“ (an Kollár, 10. März 1822, Č Č M 1873, S. 125).

5) Počátkové českého básnictví obzvláště prozodye (Františka Palackého Spisy Drobné III, ed. Leander Čech, Praha 1900).

6) Počátkové usw., S. 59, 61. Auch Jan Benedikti, ein (slovakischer) Freund Šafaříks und Palacký's zeigt in dieser Zeit ein tschechoslovakisches Nationalbewusstsein. Er schreibt aus Jena am 13. Juni 1819 an Palacký: „Wie denkst du, wird aus uns Tschechen, Mähnern und Slowaken je etwas selbständiges, eigenes, ursprüngliches werden?“ (Fr. Palackého Korrespondence a Zápisky III, ed. Nováček, Praha 1911, S. 32.)

slovakischen Sprach- und Stammverhältnisses in dieser Zeit nicht. Und auch seine Äusserungen über den tschechoslovakischen literarischen Zusammenhang bilden kein harmonisches Ganzes. Im allgemeinen ist er — wie Kollár — davon überzeugt, dass die Slowaken das literarische Band mit den Tschechen nicht zerreißen dürfen¹⁾. In seiner „Geschichte“²⁾ hat er sich dabei ganz den (oben auseinandergesetzten) Argumenten Kollárs angeschlossen. Auch für die Vergangenheit wird — in der Übersicht der slovakischen Literatur, die er in seiner „Geschichte“³⁾ gibt — das literarische und geistige Band mit den Tschechen völlig anerkannt, wie es sich ja nicht anders denken lässt bei dem Sohne eines evangelischen Pfarrers, dessen Vorfahren nach der Überlieferung immigrierte tschechische Brüder gewesen seien⁴⁾. So schreibt Šafařík es dem Einfluss der Hussiten und der tschechischen Reformation überhaupt zu, „dass die böhmische Mundart Schriftsprache der Slowaken geworden ist“⁵⁾. Und das tschechoslovakische Band war damals nicht nur ein äusseres: „Böhmen, Mähren und die Slowakei waren bis 1620 im Geiste eins“⁶⁾.

In Gegensatz zu dieser Anerkennung der literarischen Einheit in der Vergangenheit und zu dem Wunsche sie auch für die Zukunft zu behalten steht nun aber der Umstand, dass Šafařík in seiner „Geschichte“ die slovakische Literatur ganz abgesondert von der tschechischen behandelt hat. Das stimmt zwar mit seiner Betrachtung der slovakischen Sprache als einer eigenen Mundart überein, ist aber daraus nicht ganz zu erklären, weil ja die slovakische Literatur (mit Ausnahme nur der Bernolákischen) bis auf Šafaříks Zeit tschechisch geschrieben war. Hanuš hat die Erklärung in einer anderen Richtung gesucht und behauptet⁷⁾, auf Grund der

1) Vgl. die Briefe Šafaříks an Kollár: 14. Febr. 1821; 10 März 1822; 2 Febr. 1823; (Č Č M 1873, S. 122, 124, 132.)

2) Gesch. der slaw. Sprache u. Literatur, S. 390.

3) Dasselbst, S. 379 ff.

4) Hanuš, a. a. O., S. 1—2.

5) Gesch. der slaw. Spr. u. Lit., S. 382.

6) ibidem, S. 382—383. So schreibt auch Benedikti am 13. Jan. 1819 (Pal. Korr. III, 26) an Palacký: „... was den Deutschen Luther ist, das ist für uns Hus...“ Er, der Slovake, betrachtet also Hus als sein nationales Eigentum.

7) Hanuš, a. a. O., S. 7—8.

Korrespondenz Šafaříks und Kollárs aus den Jahren 1823 u. f., dass es keine inneren, der Sache selber entnommenen Argumente gewesen seien, welche Šafařík zu seinem Verfahren veranlassten, sondern äussere Gründe. Wenn man aber diese Gründe, wie sie von Hanuš dargestellt worden sind, genau betrachtet, so findet man, dass eigentlich nur einer derselben ganz ausserhalb der Sache steht, nämlich die Hoffnung, welche Šafařík im Jahre 1823 hegte ¹⁾, dass Kollár die Ausarbeitung des Abschnittes über die slovakische Literatur übernehmen würde, weil Šafařík in Neusatz kein genügendes Material zur Verfügung stand. (Ein derartiger Sonderabschnitt hätte sich übrigens auch ganz gut als Anhang bei der tschechischen Literatur unterbringen lassen). Die beiden anderen „äusseren“ Gründe, dass nämlich eine separate Behandlung der slovakischen Sprache und Literatur der nationalen Erweckung der Slovaken besser dienen könnte, und dass Šafařík als Slovake eine gewisse Verpflichtung fühlte den Abschnitt über die slovakische Literatur möglichst vollständig zu bearbeiten, was bei einer Behandlung im Rahmen der tschechischen Literatur nicht gut möglich gewesen wäre — diese beiden Gründe haben doch auch etwas mit der inneren Seite der Sache zu tun: denn es zeigt sich hier eine Neigung, die slovakische Literatur als ein Ganzes neben der tschechischen zu sehen und — was noch wichtiger ist — eine nicht direkt ausgesprochene, aber doch (wenn Hanuš' Interpretation richtig ist) bestehende Überzeugung, dass nur eine slovakische und nicht eine tschechoslovakische Literatur einen erweckenden Einfluss auf die Slovaken haben könnte. Und schliesslich: wenn Šafaříks Gründe rein äusserlich gewesen wären, warum weigert er sich dann gegenüber der tschechischen Kritik auf die Zweiteilung der tschechischen und slovakischen Sprache und Literatur in seiner „Geschichte“ für die Zukunft zu verzichten? ²⁾.

Man geht also wohl nicht zu weit, wenn man in der separaten Behandlung der slovakischen Literatur auch eine Manifestation des Strebens erblickt, das slovakische Element zu heben und es in der tschechoslovakischen Gruppe mehr als jetzt zur Geltung kommen zu lassen. Šafařík war nämlich, wie Jireček schreibt,

¹⁾ Šaf. an Kollár, 4. März 1823, Č Č M 1873, S. 136.

²⁾ Šaf. an Kollár, 18. Mai 1827, Č Č M 1874, S. 286.

trotz all seines Eifers um die Erhaltung der einen tschechoslovakischen Schriftsprache, ein entschiedener Slovake ¹⁾. Er war um die Zukunft seines slovakischen Stammes sehr besorgt und hat dies auch wiederholt seinen Freunden gegenüber geäussert ²⁾. Deshalb wollte er, dass die Aufmerksamkeit der Slovaken vor allem auf ihre eigene Sache gerichtet sei ³⁾; daher begrüsst er jeden Versuch, das nationale Leben bei den Slovaken zu erwecken, mit grosser Freude, wenn er auch von der Seite der Katholischen kam ⁴⁾, deren „Bernolákismus“ übrigens seine Einstimmung nicht hatte ⁵⁾. Die Zerteiltheit der Slovaken in zwei Gruppen, die evangelische, welche tschechisch und die katholische, welche slovakisch schrieb, war aber der nationalen Sache nicht gerade förderlich. Deshalb wünscht sich Šafařík einen Kompromiss, worüber beide Gruppen sich einigen könnten und der, unter Beibehaltung des literarischen Bandes mit den Tschechen, dem slovakischen Element seinen ihm gebührenden Platz geben sollte. Er will also „... eine, alle billigen Forderungen aufgeklärter Nationalen befriedigende, slowakische Schriftsprache, ... bei der zwar in der Regel die böhmische Grammatik als Grundnorm angenommen, aber zugleich auch die Natur der slowakischen Landesmundart bei der Aufnahme einheimischer Wörter, Phrasen und Biegungen so weit berücksichtigt werden müsste, dass dadurch der Stil ein eigentümliches echt slowakisches Colorit erhielte, um einerseits den Bedürfnissen des slowakischen Volkes anpassend schreiben zu können, andererseits aber den gegenseitigen Literaturverkehr zwischen den Böhmen und Slowaken

¹⁾ Jireček, P. J. Šafařík mezi Jihoslovany, Osvěta 1895, I, S. 398.

²⁾ z. B. an Kollár, 2. März 1824, Č Č M 1873, S. 388.

³⁾ Šaf. an Kollár, 14. Febr. 1821, Č Č M 1873, S. 122: „Auch ich sage, dass wir mehr auf uns selber als auf die Tschechen achtgeben müssen“. Er hat auch den Plan gehegt eine eigene slovakische Zeitschrift zu gründen und schreibt darüber an Kollár in 1831: „Die Serben geben ja ihre Jahrbücher heraus; warum sollten wir nicht etwas ähnliches tun können? Wir haben zwar die (tschechische) Zeitschrift des Museums, aber wieviele Slovaken kennen und lesen sie? In unserer Zeitschrift würden wir auf das Bedürfnis unserer Nation oder lieber unseres „Nationleins“ besondere Rücksicht nehmen müssen ...“ (zitiert von Jireček, a. a. O. II, S. 775).

⁴⁾ Gesch. d. slaw. Spr. u Lit., S. 389.

⁵⁾ Vgl. Šafařík an Kollár, 14. Febr. 1821 und 10. März 1822, (Č Č M 1873, S. 122 und 124).

zum wahren Wol beider Brüder-Völker auch in der Zukunft fest zu erhalten" ¹⁾. Was Šafařík dabei unter den „Bedürfnissen des slowakischen Volkes“ versteht, wird deutlich durch die Worte, welche er am 18. Mai 1827 an Kollár schrieb ²⁾: „So lange sich unsere Slovaken eine gewisse, ihrem Dialekt angemessene Schreibart, allenfalls auf den Grundlagen der tschechischen Grammatik, nicht ausgebildet haben: bis dahin wird es bei uns keine nationale Literatur, und beim Volke keine Lust zum lesen geben. Wir Schriftsteller werden nur Brahminen sein inmitten unserer Leute, und unser Stil nur Büchersprache wie Sanskrit und Kirchenslavisch“ ³⁾.

Auch Kollár wollte das slowakische Element in der Schriftsprache und Literatur mehr zur Geltung kommen lassen. Die Slovaken haben bisher sich selbst beinahe vergessen; die gemeinsame Schriftsprache war einseitig-tschechisch. Eine wahrhaft tschecho-slovakische (česko-slovenská) Literatur kann aber nur dann bestehen, wenn dabei mehr als jetzt slowakische Bestandteile in die Schriftsprache aufgenommen werden. Die slowakische Sprache nimmt sich ja durch ihren Wohlklang und ihre Sonorität besonders aus. Sie sollte auch für das Tschechische, das zu viel unter deutschem Einfluss steht, eine Quelle bilden, aus der es neues Leben schöpfen könnte ⁴⁾.

Die Forderung einer wohlklingenden, urwüchsigen Sprache, welche Kollár hier stellte, war eine Frucht der Romantik ⁵⁾, wie ja auch seine Begeisterung für die grosse, allumfassende slavische Nation, und seine Idealisierung der slavischen Vergangenheit und des slavischen Volkscharakters zum Teil als solche zu betrachten

¹⁾ Gesch. der slaw. Sprache u. Lit., S. 389.

²⁾ Č Č M 1874, S. 286.

³⁾ Es scheint, dass sich im Laufe der zwanziger Jahre bei Šafařík eine Veränderung vollzogen hat in seinen Anschauungen über die erweckende Kraft der tschechischen Literatur bei den Slovaken: noch in 1821 (14. Febr.; Č Č M 1873, S. 122) schreibt er an Kollár, dass die tschechische Schriftsprache für das Aufblühen der Literatur und Kultur bei den Slovaken kein Hindernis bildet, und dass die Gemeinverständlichkeit nicht so sehr durch die slowakische Form der Sprache, sondern viel mehr durch einfache und klare Auseinandersetzung erreicht wird.

⁴⁾ Písňé usw., Vorrede, S. XXI ff.

⁵⁾ Vgl. Murko, Deutsche Einflüsse usw., S. 229—230.

sind. Und auch diesmal war der slowakische Stamm derjenige, der am meisten den Idealen Kollárs entsprach: so wie seine Lage, sein Alter und sein Wesen ihm einen besonders-slavischen Stempel aufdrückten, so hatte auch seine Sprache durch ihren Wohlklang, ihre archaischen Formen und ihre „Unverdorbenheit“ viele Vorzüge gegenüber der tschechischen.

Dieser Gedanke ist dann von den späteren slowakischen romantischen Nationalisten öfters wiederholt worden. Auch Šafařík hat ihn gehegt ¹⁾: sehr heftig konnte er ausfallen gegen die Rauheit der tschechischen Sprache, welche dabei von den Tschechen für sehr wohlklingend gehalten wurde! ²⁾ Bei ihm und bei Kollár blieb aber die tschechische Tradition noch stark genug um das Slowakisierungstreben innerhalb einer tschechoslovakischen Literatur zu halten. Aber wenn sie sich auch von den Tschechen nicht abtrennen wollten, mit ihrem Streben war es ihnen Ernst, und besonders Kollár hat eine Zeit lang praktische Versuche gemacht eine — allerdings ziemlich phantastische — Erneuerung der Schriftsprache in slowakisch-„musikalischen“ Sinne durchzuführen ³⁾.

In Böhmen fand aber dieses Streben keinen Widerhall. Dort war in dieser Zeit — wie wir schon oben erwähnten — besonders Jungmann bestrebt, der tschechischen literarischen Sprache eine moderne Ausstattung zu geben. Der Augenblick war also für die Slovaken günstig, wie es auch Šafařík erkannte: „Jetzt oder nie. Jetzt ist es Zeit für Reformen, sowohl bei uns, wie auch in Böhmen — alles regt sich, nichts ist noch beständig — setzt sich aber einmal in Böhmen Sprache, Stil und Rechtschreibung — verhärtet bei uns die Spaltung zwischen katholischen und evangelischen Slovakern — so wird es nachher um alle unsere Wünsche getan sein“ ⁴⁾. Jungmann hat aber den Slovaken keine Konzessionen gemacht, wenn er auch wiederholt Hamulják sein Interesse für den slova-

¹⁾ Gesch. der slaw. Sprache und Lit., S. 298—299; Šaf. an Kollár, 6. August 1826, Č Č M 1874, S. 81.

²⁾ Šaf. an Kollár, 18. Mai 1827, Č Č M 1874, S. 285 ff.

³⁾ Vgl. Pražák, a. a. O., S. 217; Vlček, Dej. Lit. Slov., S. 57 ff.; Tourtzer, Louis Štúr et l'idée de l'indépendance slovaque, p. 61. Auch Šafařík schreibt in seinen Briefen an Kollár viele Slovakismen: Č Č M 1874, S. 61, 79 usw. Vgl. Jireček in Osvěta 1895, II, S. 776.

⁴⁾ Šaf. an Kollár, 6. Aug. 1826, Č Č M 1874, S. 81.

kischen Dialekt bezeugt¹⁾, gegenüber den unerfreulichen nationalen Verhältnissen in Böhmen die Tatra als eine Quelle der slavischen Kraft und ein Heiligtum der slavischen Nationalität bezeichnet²⁾ und die Furcht äussert, dass, falls die Slovaken sich von den Tschechen abtrennen, die tschechische Literatur ganz zerfallen wird³⁾. Trotzdem wollte er aber den Slovaken nicht entgegenkommen und hat er nicht nur Kollárs phantastische Neuerungen scharf verurteilt⁴⁾, sondern auch Šafaříks Ansichten, so wie sie in seiner „Geschichte“ an den Tag getreten waren, angegriffen⁵⁾. Er fürchtete von alledem nur Zerteiltheit und Verwirrung, denn die Tschechen würden nie die Slovakismen anerkennen und übernehmen.

Wie Jungmann urteilte auch Palacký (1798—1876). Dieser grosse Historiker und Staatsmann ist die zentrale tschechische Figur, der anerkannte Führer des tschechischen Volkes aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Er war im geistigen Sinne ein Sohn desselben slovakisch-ungarischen Milieus, aus welchem auch Šafařík und Kollár hervorgegangen waren. Nur hatte Palacký nicht, wie diese, den direkten Einfluss des deutschen Geistes erfahren. Gebürtig aus Süd-Mähren, lebte er als junger Mann in Pressburg⁶⁾, wo er in einem innigen Freundschaftsverhältnis zu Šafařík stand, der damals gerade von Jená zurückgekehrt war und ihm die Kenntnis der neueren deutschen Philosophie vermittelte. Auch zu Kollár hatte er dort zeitweilig Freundschaftsbeziehungen. Nicht weniger wichtig war aber sein Umgang mit der damals geistig hochstehenden ungarischen Aristokratie Pressburgs, besonders mit Frau Nina Zerdahely. Die politische und geistige Atmosphäre war hier freier, die Gedankenwelt, in der man lebte, moderner als in Böhmen. So reifte Palacký zu einem hochgebildeten Manne heran, der durch den Verkehr mit dem ungarischen Adel einen aristokratischen Zug

¹⁾ Jungmann an Hamulják (wahrscheinlich in 1826), Sl. Pohl'. 1909, S. 571—572.

²⁾ Jungmann an Hamulják, 25. Sept. 1824, Sl. Pohl'. 1909, S. 504.

³⁾ Jungmann an Hamulják, 21. Jan. 1826, Sl. Pohl'. 1910, S. 265.

⁴⁾ Jungmann an Kollár, 26. April 1836, Č Č M 1880, S. 210.

⁵⁾ Šafařík an Kollár, 6. Aug. 1826, Č Č M 1874, S. 81.

⁶⁾ Vgl. über Palacký's Aufenthalt in Pressburg, seine Freundschaft mit Šafařík usw. Jakubec, Mladý Šafařík a Palacký, Lit. č. 19 stol. II, S. 23 ff., 96 ff.

in seinem Wesen bekam, welchen er auch später in Böhmen in seiner Vorliebe für den böhmischen Adel und in seiner Überzeugung, dass man vor allem diesen für die nationale Sache gewinnen müsse, gezeigt hat¹⁾.

Im Jahre 1823 ging er von Pressburg nach Prag, wo er sich von da an dem Studium der tschechischen Geschichte widmete. Die Frucht seines Studiums wurde seine grosse „Geschichte Böhmens“ (erschieden von 1836 an), welche später (seit 1848) auch tschechisch bearbeitet wurde. Er wollte durch diese Arbeit das tschechische Volk mit seiner Geschichte, besonders der des hussitischen Zeitalters, bekannt machen, um es dadurch national zu erwecken und es seiner grossen Aufgabe auch für die Zukunft bewusst zu machen. Auch bei ihm war, wie bei Kollár, der Nationalismus durch den Humanitätsgedanken geweiht. Aber es gibt zwischen Palacký und Kollár doch einen wichtigen Unterschied: dieser fühlte sich in erster Linie Slave; bei Palacký überherrschte letzten Endes, trotzdem er seine Einstimmung mit Kollárs Panslavismus kundgibt²⁾, das tschechische Nationalbewusstsein. Er hat das noch nicht so scharf formuliert wie sein jüngerer Zeitgenosse Havlíček; aber aus seiner ganzen Arbeit geht das doch wohl deutlich hervor. Nicht das ganze Slaventum, wie bei Kollár und Šafařík, sondern das tschechische Volk in seiner historischen Individualität und mit seinen auf die Geschichte gegründeten politischen Ansprüchen steht bei ihm in dem Vordergrund. Gegenüber der romantischen allslavischen Idee der Slovaken steht also bei dem Tschechen das konkretere Bild der historischen Wirklichkeit. Man darf das natürlich nicht generalisieren: denn auch bei den Tschechen gab und gibt es romantischen Panslavismus in Hülle und Fülle. Aber bei ihnen war doch immer mehr Realitätssinn als bei den Slovaken. Und das versteht sich auch von selbst: sie *hatten* ja etwas, worauf sie fortbauen konnten: ihre Vergangenheit, ihre — wenn auch sehr geschwächte — politische Selbständigkeit. Die tschechische Wiedergeburt hatte ja auch zum Teil als eine Wiederauflebung der tschechischen Geschichtsschreibung angefangen. Es steckte in der

¹⁾ Vgl. z. B. Palacký an Kollár, 19. Juli 1832, Č Č M 1879, S. 474.

²⁾ Palacký an Kollár, 17. Nov. 1829, Č Č M 1879, S. 393.

tschechischen Bewegung neben dem modernen Nationalismus noch ein gutes Stück politischen Territorialismus.

Ein derartiger, historisch-politisch bestimmter, tschechischer Nationalismus musste notwendigerweise die Slovaken vernachlässigen. Nicht etwa in dem Sinne, dass er sie nicht sprachlich-kulturell den Tschechen unterordnen wollte! So weit hatte die moderne unpolitische Nationalitätsidee doch triumphiert. Aber in der Geschichtsschreibung, welche sich begreiflicherweise an das politische Schema hielt, kam man nicht über die traditionellen Länder der böhmischen Krone hinaus. Auch Palacký nicht, wie es der Titel der tschechischen Ausgabe seines Hauptwerkes zeigt: „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren“. Die Slovaei war somit ausgeschlossen und so ist es bis auf den Umsturz des Jahres 1918 in der tschechischen Historiographie geblieben ¹⁾.

So tschechozentrisch wie in der Geschichte war man, wie gesagt, in der Sprache und Literatur nicht. In dieser Hinsicht hat man die Slovaken meistens zu den Tschechen gerechnet, sogar noch nach der slovakischen literarischen Abtrennung. Auch Palacký hat das getan ²⁾. Und selbstverständlich wollte er auch für die Zukunft die literarische Einheit behalten ³⁾. Von Konzessionen an die Slovaken und Mährer — denn auch diese hatten ihre Forderungen! — wollte er aber, wenigstens was die Form der Sprache betrifft, nichts wissen. Seine Ansichten über diese Angelegenheit hat er in einer Kritik einer Schrift des mährischen Reformgesindten Trnka ⁴⁾ auf meisterhafte Weise auseinandergesetzt. Folgen wir einen Augenblick seinem Gedankengang.

Die Sprache ist für Palacký — ganz im Geiste der neueren romantisch-historischen Auffassung — etwas, das sich nicht durch die Vernunft oder durch die Theorie schaffen lässt. Sie wächst vielmehr wie eine Pflanze in der Natur. Und das gilt auch von der Schriftsprache: auch sie entsteht nicht durch einen auf theoretische Erwägungen gegründeten Verstandesschluss, dass der eine oder

¹⁾ Vgl. Chaloupecký, Č Č H XXVIII (1922), S. 1—2.

²⁾ Fr. Palacký, O národech uherských zvláště Slowanech, Č Č M 1829, S. 31 ff.

³⁾ O národech usw., S. 33 ff., wo Palacký die oben erörterten Argumente Kollárs aus der Vorrede der „Písň“ wiederholt.

⁴⁾ Č Č M 1832, S. 352—373.

andere Dialekt sich wegen seiner Vorzüglichkeit am besten zu einer literarischen Sprache eigne. Nein, ein Dialekt wird zur Schriftsprache aus äusseren, zufälligen, oder besser gesagt historischen Gründen. Gewöhnlich war die Kultur einer Stadt oder Gegend dabei entscheidend, und meistens konzentrierte sich diese Kultur um ein politisches Zentrum (so in Frankreich, England, Spanien); manchmal aber gab es keine politische Einheit (Italien, Deutschland) und in dem Falle bekam derjenige Dialekt das Übergewicht, der als erster, in Schriften, welche von der ganzen Nation auf lange Zeit geschätzt und gebraucht wurden, seine Ausbildung fand. So ging es auch bei den „Tschechoslawen“: Diese Nation, verbreitet über Böhmen, Mähren und Ober-Ungarn (sic), spricht von alters her eine im Grunde einheitliche Sprache, welche aber in verschiedene Dialekte verteilt ist. Trotzdem wurde überall seit den ältesten Zeiten bis vor kurzem (gemeint ist das Auftreten Bernoláks) eine und dieselbe Schriftsprache gebraucht. Bei den Tschechen und Mähren existierte diese Spracheinheit schon lange vor der hussitischen Zeit; die Slovaken haben sich ihr in dieser Zeit angeschlossen. Prag ist die Stadt, wo die Sprache früher als anderswo gebildet war; die Schriftsprache der Tschechoslawen ist daher ursprünglich tschechisch, nicht mährisch oder slovakisch. Sie ist aber seit undenklichen Zeiten von der ganzen Nation angenommen und weiter kultiviert worden, hat somit schon längst ihren Provinzialcharakter verloren, und wurde das einigende Element der Nation und das Instrument seiner Bildung auch an der March, Waag und Gran. Wenn nun von einer weiteren Kultivierung und Vervollkommnung dieser Sprache die Rede ist, so muss man Materie und Form unterscheiden. Die Materie lässt sich bis ins Unendliche bereichern und ergänzen durch Aufnahme von mährischen und slovakischen Wörtern, Ausdrücken und Redewendungen. Die Form hat aber durch die grammatikalische Ausbildung, welche die Sprache seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts besitzt, einen Grad der Kultiviertheit erreicht, den man Klassizität nennt, und lässt sich im wesentlichen jetzt nicht mehr ändern. Sie ist unvollkommen, wie alles menschliche; sie würde das aber auch bleiben, wenn man mährische und slovakische Formen beimischen würde. Dass aber die Sprache den Mähren und Slovaken nicht gefallen würde, wie jetzt von mährischer und slovakischer Seite

behauptet wird, ist unrichtig. Jahrhundertlang hat sie ihnen ja gefallen; der Canon der tschechischen Schriftsprache ist sogar in Mähren gemacht worden! Man denke nur an Blahoslav, an die Kralitzer Bibel, an Comenius! Und in der Slovakei haben sich die Evangelischen immer der biblischen Sprache bedient und tun das noch jetzt. Von einer Abkehr von dem Tschechischen ist also nicht die Rede. Die katholischen Slovaken hatten bis auf Bernolák keine Literatur; nachher sind sie ihren eigenen Weg gegangen ohne Rücksicht auf die Tschechen und Mährer. Die tschechische Literatur hat dadurch nichts verloren, wird aber auch nicht leicht etwas gewinnen. Vielleicht werden aber die Bernolákianer doch auf die Dauer zur besseren Einsicht gelangen. Summa summarum: die Beschwerde, dass die Tschechen aus Trotz und Herrschsucht den Mähren und Slovaken nicht entgegenkommen wollen, ist unrechtmässig. Nicht derjenige, der sich freiwillig den schon lange herrschenden Gesetzen unterwirft, spielt ja den Diktator, sondern derjenige, der sich selber neue Gesetze ausdenkt und sie anderen auferlegt. Besser als sich zu zanken über Buchstaben und grammatikalische Formen, ist es sich an die Arbeit zu setzen, damit das Volk, die Gebildeten und der Adel eine Literatur bekommen welche sie so sehr brauchen und die ihnen bisher fehlt.

Das ist in den Hauptzügen Palacký's Meinung über das Streben, die tschechische Schriftsprache zu reformieren. Dass er auch Kollár's Neuerungen ganz und gar verwirft ¹⁾, braucht jetzt kaum mehr gesagt zu werden. Sein Urteil repräsentiert gleichsam dasjenige der Tschechen überhaupt, und man kann ihm im allgemeinen eine überzeugende Kraft nicht absprechen, besonders da, wo er sich gegen die übertriebene Liebe für die Dialekte auf das historisch Gewordene beruft. Aber eins fasste er doch nicht genügend ins Auge: dass Prag und Böhmen ihr kulturelles Übergewicht in dem Masse, wie sie es früher besessen hatten, jetzt gar nicht mehr besessen, nicht einmal über Mähren, geschweige denn über die Slovakei. Wenn Prag in dieser Zeit noch das nationale Zentrum aller Tschechoslovaken gewesen wäre, der Mittelpunkt eines regen geistigen Verkehrs, an welchem auch Mährer und Slovaken in gehörigem Masse Anteil genommen hätten, dann wäre die Sache

¹⁾ Č Č M 1879, S. 393 und S. 474.

ganz anders gewesen. Dann hätte sich die Selbständigkeitsneigung bei den Mähren wohl nicht so stark offenbart, dann hätte von Böhmen aus eine das nationale Leben erweckende Kraft der Slovakei zuströmen können. Nun war dem aber nicht so. Das nationale Leben in Böhmen war nicht viel kräftiger als in der Slovakei; der tschecho-slovakische geistige Verkehr war nicht viel reger als in der Zeit Dobrovský's und Ribay's. So mussten die evangelischen Slovaken in Hauptsache ihre eigenen Wege gehen. Noch lebte bei ihnen die tschechische Tradition, aber daneben stand, als eine Fortbildung der eigenen slovakischen Gedankenentwicklung, das slavisch-slovakische Bewusstsein. Und bei den katholischen Slovaken hatte das slovakische Bewusstsein schon längst die Oberhand gewonnen. Diese Zerteiltheit war dem kleinen slovakischen Stamm doppelt gefährlich, weil das Nationalbewusstsein bei den meisten Slovaken äusserst schwach war ¹⁾, und die magyarische Nationalbewegung immer drohender wurde. Das alles bemerkten Kollár und Šafařík sehr wohl. Sie wollten darum die Slovaken womöglich vereinigen — unter Beibehaltung der tschechoslovakischen literarischen Einheit. So erklärt sich Kollár's enge Zusammenarbeit mit den katholischen Slovaken in Budapest, wo er Vorsitz einer im Jahre 1834 gegründeten, hauptsächlich aus Katholischen bestehenden, literarischen Gesellschaft wurde, die während einiger Jahre einen Almanach (*Zora*) herausgab, worin sich Beiträge in Bernolákischer und tschechischer Sprache brüderlich nebeneinander befanden ²⁾. So erklärt sich auch Šafařík's Wunsch einer slovakisierten Schriftsprache, welche alle Slovaken vereinigen und dazu die Einheit mit den Tschechen in wirklich tschecho-slovakischem Sinne fördern sollte und welche zugleich den romantisch-musikalischen und den slavisch-slovakischen Sprachidealen einigermassen entsprechen könnte.

Und dieser Versuch wurde nun von den Tschechen ohne weiteres verurteilt. Es mag wahr sein, dass Palacký's Ansichten weniger romantisch-phantastisch, fester begründet, reeller waren; und auch,

¹⁾ Darüber klagen Šafařík und Kollár oft: vgl. z. B. Nováček, Palackého Korrespondence II (1902), S. 102 und 108.

²⁾ Vgl. Pražák, Dějiny spisovné slovenštiny usw., S. 175—176; und Kollár selbst über das Ziel dieses Unternehmens: Kollár an Hanka, 9. April 1835, Č Č M 1897, S. 237.

dass es sehr zweifelhaft ist, ob eine Slovakisation überhaupt in der Praxis hätte durchgeführt werden können. Aber trotzdem hatten die Tschechen für die Slovaken und ihre schwere Lage zu wenig Auge. Sie sahen in dem Selbständigkeitsstreben der Slovaken Eigensinn, Ehrgeiz, Eitelkeit ¹⁾, ihr Gesichtskreis war — begreiflich übrigens! — auf ihre eigene, nicht ungefährdete Sache beschränkt; kurz, sie waren, trotz ihrer Überzeugung der tschechoslovakischen Einheit, zuviel tschechisch, zu wenig tschechoslovakisch ²⁾.

Diese Haltung hat die Slovaken, auch die besten und am meisten tschechophilen wie Kollár und Šafařík, sehr gereizt. Šafařík wirft es Palacký in heftigen Worten vor, dass er die Slovaken in sprachlicher Hinsicht mit den Tschechen identifiziere ³⁾. An Kollár schreibt er ⁴⁾ über Jungmanns Kritik auf die Zweiteilung der Tschechen und Slovaken in seiner „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur“: „Die Tschechen werden in dem ungerechten Streit nicht nachgeben. Ihnen gefällt über alles ihre Abgeschmacktheit. Es sind die richtigen Affen.“ Überhaupt hielt Šafařík in seinen jüngeren Jahren nicht viel von den Tschechen. Als er sich auf seiner Rückreise aus Jena einen Monat in Prag aufhielt, gefielen ihm die dortigen Kreise gar nicht ⁵⁾. Später, im Jahre 1828, schreibt er an Kollár, der aus Budapest fort wollte und Šafařík um Rat gefragt hatte, wohin er gehen sollte: „... Was werden Sie in Böhmen anfangen? — Ich wenigstens rate Ihnen aufrichtig, dass Sie sich nicht nach Böhmen begeben. Die Gründe brauche ich *Ihnen* nicht auseinanderzusetzen, Sie kennen sie gut“ ⁶⁾. Selber hat er sich bekanntlich an diese Worte nicht gehalten, sondern ist auf Palacký's Einladung nach Prag gekommen, wo ihm die Mittel um leben und arbeiten zu können anfangs von tschechischen Freunden verschafft wurden. Nachdem er aber schon nach Prag gekommen war, hat er (im Jahre 1834) den Wunsch ausgesprochen,

¹⁾ Palacký an Kollár, 8. Juni 1830, Č Č M 1879, S. 468.

²⁾ Auch Jakubec, Lit. č. 19. stol. II, S. 354, ist der Meinung, dass die Tschechen den Slovaken und ihrer Sprache zu wenig Aufmerksamkeit widmeten.

³⁾ Šaf. an Pal., 11. Okt. 1830, zitiert von Jireček in Osvěta 1895, II, S. 773.

⁴⁾ Šaf. an Kollár, 6. Aug. 1826, Č Č M 1874, S. 81.

⁵⁾ Vgl. Jireček, Osvěta 1895, I, S. 402.

⁶⁾ Č Č M 1875, S. 141.

dass in Mähren und Ungarn mehr slavische Bücher erscheinen sollten; die Konzentration der Literatur in Prag sei ein Fehler und mache sie einseitig ¹⁾.

Die Selbstgenügsamkeit der Tschechen wird auch von Kollár getadelt. So schreibt er in seiner „Wechselseitigkeit“ ²⁾: „Einige Böhmen scheinen auch noch in unseren Tagen sehr viel Selbstgefälligkeit und Verliebtheit bloss in ihrer Mundart zu besitzen, und hassen und verketzern alle Wechselseitigkeit selbst mit den Slovaken, von denen sie nur Selbstvernichtung und unbedingte Böhmisierung verlangen, aber dieses thun nur diejenigen, die mehr sich selbst als die Nation lieben, die da fürchten, ihre stark germanisierende Sprech- und Schreibart könnte dadurch mehr slawisirt und so auch ihre Autorsunsterblichkeit auf das Spiel gesetzt werden.“ In derselben Zeit schreibt Kollár an den Tschechen Hanka: „Die Klage unserer Slovaken, Mährer usw., dass die Tschechen selbstsüchtig, einseitig, unnachgiebig, unverträglich sind, findet beinahe auch bei mir selbst einen Platz“... und warum? Weil den Tschechen ein Tscheche noch immer mehr ist als ein Slave“ ³⁾.

In den letzten Worten sehen wir noch einmal den schon öfters erwähnten Gegensatz wieder: Slovake-Slave und Tscheche, als nationaler Typus schon längst individualisiert. Wir wissen auch schon, dass dieser Gegensatz nicht absolut ist, dass auch alle nationalgesinnten Tschechen mehr oder weniger Panslavisten waren, dass auch die slovakischen Panslavisten, wenigstens die evangelischen, an der literarischen Einheit mit den Tschechen festhalten wollten. Bei Kollár und Šafařík ist die letztere Tendenz in späterer Zeit sogar wieder stärker geworden; bei Šafařík offensichtlich unter dem Einfluss der tschechischen Umgebung, in welcher er seit 1833 bis zu seinem Tode lebte und arbeitete. Die slovakisch-slavische Ideologie und die romantische Vorliebe für den eigenen Dialekt genügten daher nicht um die Kraft der tschechischen Tradition zu brechen. Das beweist die Geschichte Kollárs und Šafaříks, das beweist auch die Geschichte der jüngeren evangelischen Generation, die wir im nächsten Kapitel behandeln werden. Wenn sie aber diespättere

¹⁾ Jireček, a. a. O., II, S. 776.

²⁾ S. 23.

³⁾ Kollár an Hanka, 9. April 1835, Č Č M 1897, S. 237—238.

slovakische nationale Abtrennung nicht *allein* verursacht haben — vorbereitet haben sie sie gewiss ¹⁾. Gerade bei der Konstituierung der absonderlichen slovakischen Nationalidee werden wir die Gedanken und Gefühle Kollárs und Šafaříks von neuem in frischer Kraft aufleben sehen.

SECHSTES KAPITEL.

DIE GEBURT DER SLOVAKISCHEN NATIONALIDEE.

In den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, als Kollár seine *Slávy Dcera* herausgab und Šafařík seine Geschichte der slavischen Sprache und Literatur schrieb, war es in der eigentlichen Slovaei nördlich der Donau in nationaler Hinsicht öde und leer. Es hielt zwar der Professor am Pressburger Lyceum Palkovič seine trockenen Vorträge über die tschechoslovakische Sprache und Literatur, aber diese vermochten die slovakische Jugend nicht zu begeistern. Bis sie endlich sich selbst aufraffte und im Jahre 1828 einen literarischen Verein gründete, der durch die Pflege der nationalen Sprache und Literatur dasjenige was die Schule nicht gab, ersetzen sollte. Und so wuchs hier in den dreissiger Jahren eine neue Generation heran, die im nächsten Jahrzehnt eine entscheidende Wendung in der slovakischen Nationalbewegung vollbringen würde ¹⁾.

Führer dieser neuerwachten evangelischen Studentenschaft wurde bald der Mann, der während der nächsten Zeit die slovakische Geschichte fast völlig beherrscht: L'udevít (Ludwig) Štúr. Durch seine Geburt (1815) als Sohn eines armen evangelischen Lehrers hatte er von frühester Jugend an das Vorbild eines strengen und entsagungsvollen Lebens im Dienst einer höheren Sache vor sich gehabt. Die romantische Gegend in der er aufwuchs — Zay-Uhrovec in den Trenčfner Bergen — hatte ihm die Liebe zum slovakischen Volk mit seinen alten Sitten, Trachten, Tänzen und Liedern gleichsam ins Blut gelegt: sie brauchte durch die spätere Herdersch-romantische Lektüre nur noch bewusst gemacht zu werden ²⁾. So war er durch seine Jugend zu dem Dienst seines Volkes gleich-

¹⁾ Ähnlich: Vlček, *Dejiny lit. slov.*, S. 65; Pražák, *Děj. spis. slov. usw.*, S. 225. Ganz mit Unrecht wird von Hodža (*Československý Rozkol*, S. 99) Šafařík und Kollár jeder Einfluss, direkt oder indirekt, auf die spätere slovakische Abtrennung abgesprochen. Wir werden darüber im nächsten Kapitel ausführlicher zu sprechen haben.

¹⁾ Vgl. über das obige: Vlček, *Lit. č. 19. stol.*, III, 1, S. 391 ff.; derselbe, *Dej. lit. slov.*, S. 91—92.

²⁾ Vlček, *Lit. č. 19. stol.* III, 1, S. 407 ff.;

sam vorbereitet. Sein ganzes kurzes ¹⁾ aber inhaltreiches Leben hat er mit einer geradezu fanatischen Liebe seiner Nation geopfert: ihretwegen gab er auch seine „irdische“ Liebe auf ²⁾. Sein Charakter hatte ihn dabei zu der Führersrolle bestimmt: er hatte eine Herrschernatur; über sein autokratisches Verhalten klagten sogar seine Mitarbeiter ³⁾. Im allgemeinen war er aber von seiner Umgebung geliebt und verehrt, nicht zum geringsten wegen seines angenehmen Auftretens, wegen der Noblesse in seinem Benehmen, die er — und das ist typisch slovakisch! — von dem alten Grafen Zay, dem Herrn seines Heimatdorfes, gelernt hatte ⁴⁾.

In Pressburg wurde er bald die Seele der national gesinnten Studentenschaft und in späteren Jahren wurde er zum Hilfsprofessor der tschechoslovakischen Sprache beim Ev. theologischen Seminar ernannt. Dort vertrat er Palkovič, der oft keine Vorlesungen hielt und überhaupt keinen Einfluss auf seine Studenten hatte. Ein reges literarisches Leben blühte unter Štúrs Leitung auf: man las die Meisterwerke der slavischen und anderen Literaturen; man übte sich in der tschechischen Grammatik; man dichtete und schrieb Aufsätze; in geheimen Sitzungen wurden Berichte über die nationale Bewegung in den anderen slavischen Ländern erstattet. Štúr forderte von seinen Anhängern und Schülern ein strenges und hartes Leben, fleissiges Studium, körperliche Abhärtung und Abschwörung aller Frauenliebe, weil diese die Liebe und Arbeit für die Nation verhindere. Sogar in letzter Hinsicht scheint er nicht ohne Erfolg gewesen zu sein ⁵⁾. Man muss seinen Einfluss wohl vor allem seinem Rednertalent und dem Zauber seiner Person zuschreiben; denn die Gedichte und wissenschaftliche Schriften die er hinterlassen hat bieten wenig aussergewöhnliches ⁶⁾. Mit seiner persönlichen Überredungskraft machte er viele

¹⁾ Er starb in 1856 an den Folgen eines Jagdunfalles. Vgl. Tourtzer, Louis Štúr etc., S. 231.

²⁾ Tourtzer, a. a. O., S. 82 ff.; Škultéty, Sto dvadsatpäť rokov usw., S. 62—64.

³⁾ Tourtzer, a. a. O., S. 152, Fussbem. 2.

⁴⁾ Vlček, Lit. č. 19. stol. III, 1, S. 410.

⁵⁾ Vgl. über Štúrs Tätigkeit in Pressburg und das literarische Leben der dortigen Studenten: Vlček, Lit. č. 19. stol., III, 1, S. 412—414; und Flora Kleinschnitzová, Andrej Sládkovič a jeho doba, Praha 1928, S. 42 ff.

⁶⁾ Vgl. Denis, La Question d'Autriche, les Slovaques, S. 162—163.

Proselyten unter den in nationaler Hinsicht Lauen oder Abtrünnigen. Das bekannteste Beispiel davon ist Hurban ¹⁾.

Dieser wurde als achtzehnjähriger Student unter Štúrs Einfluss nach eigenem Geständnis von einem leichtsinnigen Verächter seines Volkes bekehrt zu einem der eifrigsten und moralisch strengsten Anhänger der nationalen Sache ²⁾. Einige Jahre später, als Štúr in Halle studierte, war Hurban zeitweilig sein Vertreter als Hilfsprofessor in Pressburg. In den vierziger Jahren bildete er mit Štúr und M. M. Hodža gleichsam ein slovakisches Triumvirat, das unter Štúrs Führung das Slovakische zur Schriftsprache erhob und im Jahre 1848 den slovakischen Aufstand gegen Ungarn leitete. Nach dem Tode Štúrs (1856) war Hurban auf lange Zeit die tonangebende Figur der Slovaken. Er hatte, besonders in späterem Alter, etwas alttestamentisches über sich: die Würde und Glut, aber auch die Härte und Einseitigkeit eines Propheten. Der etwas ältere M. M. Hodža dagegen war weicher und wohl auch tiefer; er hatte, wie Šafařík, dem er überhaupt nicht unähnlich war, eine bei den Slovaken öfters vorkommende Neigung zur Melancholie.

Die Gefühls- und Ideenwelt, in der die jungen Slovaken lebten, war in Hauptsache diejenige Kollárs ³⁾. Seine Ansichten über das Wesen der Nation, über das Verhältnis der Nationen zur Menschheit, über die slavische Nation als Trägerin der Humanität, welche sie in der Zukunft zu verwirklichen berufen ist — das alles findet man bei den Pressburger Studenten in irgendeiner Form zurück ⁴⁾. Besonders Kollárs Panslavismus fand Anklang bei dieser romantischen Jugend: Allslavien nannten sie ihr Vaterland; allslavisch war ihr Nationalgefühl ⁵⁾, das sich, besonders auf den gemeinsamen Ausflügen, manchmal in einer naiven Überschwenglichkeit manifestierte ⁶⁾. Auch praktisch wurde der Panslavismus gepflegt: man

¹⁾ Vlček, a. a. O., S. 415—417.

²⁾ Osuský, Filozofia Štúrovcov, II. Hurbanova Filozofia, Myjava 1928, S. 9—11.

³⁾ Vgl. Vlček, Lit. č. 19. stol. III, 1, S. 393—394, 413; Kleinschnitzová, a. a. O., S. 43.

⁴⁾ Vgl. Pražák, Dějiny spisovné slovenštiny usw., S. 258 ff.

⁵⁾ Pražák, a. a. O., S. 264—267.

⁶⁾ Vgl. die Beschreibung des Ausfluges nach Dėvín (Theben) an der

unterhielt schriftliche, und durch Reisen ¹⁾ und Besuche auch persönliche Beziehungen zu den anderen slavischen Völkern, und machte darüber, wie wir schon oben erwähnten, in den Versammlungen Mitteilungen an die übrigen Studenten.

Der Einfluss Kollárs beschränkte sich nicht auf Pressburg. Wo, wie in Leutschau, in Nachfolge Pressburgs am Ev. theol. Lyceum ein national-literarisches Vereinsleben entstand, dort verbreitete sich auch Kollárs Geist und die von ihmintroduzierten literarischen Formen ²⁾. Auch die Zeitschrift *Hronka*, die im Jahre 1836 von bereits als Pfarrer fungierenden evangelischen Theologen (besonders Kuzmány) errichtet worden war, wurde in Kollárschem Sinne geleitet ³⁾. In diesem Blatte erschien sogar zum ersten Mal (auf tschechisch) Kollárs Abhandlung über die slavische Wechselseitigkeit.

Wie bei Kollár ⁴⁾, so steht auch bei seinen Jüngern der Panslavismus in engstem Zusammenhang mit dem slovakischen Stammesgefühl. Man könnte ihr slavisches Nationalbewusstsein die Erweiterung ihres slovakischen Bewusstseins nennen, weil ja der Slovake der Slave par excellence ist. Eine derartige Vergrößerung ihrer Nation hatte dazu bei dem schwachen Stand ihrer Sache für die Slovaken etwas sehr trostvolles ⁵⁾. Wie leicht slovakische und slavische Gefühle ineinanderflossen, ist ersichtlich aus dem Gedichte Kuzmány's: „Slowák“ ⁶⁾, von dem wir die letzte Strophe übersetzen:

Ich bin ein Slovake, und das ist meine Ehre,
Slave zu sein ist mein Stolz;
Mein Vaterland, das weite Slavien,
Verbreitet seinen Ruhm schon über die Welt.
Hurrah, ich habe Gran und Waag getrunken!
„Wer ist Slovake?“ Ich bin Slovake!

Donau bei Hurban, L. Štúr (Lebensbeschreibung), in *Sl. Pohl'ady* 1881, S. 198—205.

¹⁾ Vgl. Vlček, *Dej. lit. slov.* ³⁾, S. 96.

²⁾ Vlček, *Lit. č.* 19. stol. III, 1, S. 404—407.

³⁾ Tourtzer, a. a. O., S. 68.

⁴⁾ Vgl. oben, S. 119.

⁵⁾ Pražák, a. a. O., S. 263.

⁶⁾ Erschienen in der tschechischen Zeitschrift „*Kwěty*“, 1837, č. 14, S. 105.

Die Verbindung von Slovakismus und Slavismus ist hier um so treffender, weil beide nicht in der Luft schweben, sondern sich auch auf das slovakische, bezw. slavische Land beziehen. Gerade so stimmt sie aber ganz gut überein mit der bekannten, auch unter den Jungslovaken verbreiteten ¹⁾ Auffassung, dass die Tatra die Wiege der Slaven sei.

Noch in anderer Hinsicht traten die jüngeren Evangelischen in die Fustapfen Kollárs: auch seine Slovakisierung der Schriftsprache ahmten sie nach. Das geschah zum Beispiel in der Sammlung literarischer Produkte der Pressburger Studenten, die im Jahre 1836 herauskam ²⁾. Es scheint sogar, dass man zeitweilig beabsichtigte, dieses Buch ganz in slovakischer Form zu veröffentlichen, obwohl die Beiträge tschechisch geschrieben waren ³⁾. Wenn aber auch die meisten nicht so weit gehen wollten, eine gewisse, von den Tschechen genehmigte Slovakisierung der literarischen Sprache, so wie sie von Kollár und Šafařík gefordert worden war, hätte doch wohl den Wünschen vieler Slovaken entsprochen ⁴⁾. Und wenn man sich, wie Kuzmány i. J. 1836, an das reine Tschechische halten wollte ⁵⁾, so entkam man doch der unwillkürlichen Slovakisation seiner eigenen Schriften nicht, weil man eben das reine, moderne Schrifttschechische nicht genügend beherrschte ⁶⁾. Übrigens änderte sich auch Kuzmány's Ansicht bald nachher: schon im zweiten Jahrgang der *Hronka* forderte er von den Tschechen, welche die Slovakismen aufs schärfste kritisierten, mehr Entgegenkommen für die slovakischen Elemente in der Schriftsprache. Er tat das, wie Kollár, um die tschechoslovakische Einheit zu befördern. Aber seine Meinungsänderung ist doch merkwürdig im Lichte des späteren Überganges zum Slovakischen, dessen Urheber er zwar nicht war, dem er sich aber sehr bald angeschlossen hat ⁷⁾.

¹⁾ Vgl. z. B. Fejérpataky in *Kwěty*, 1839, S. 263.

²⁾ Sie wurde deswegen von dem Tschechen Dr. J. K. Chmelenský scharf getadelt: *Č Č M* 1836, S. 215—216.

³⁾ Vgl. Pražák, a. a. O., S. 228—'29.

⁴⁾ Vgl. Tourtzer, a. a. O., S. 69 (Ollik); Pražák, *Slovenská otázka v době J. M. Hurbana*, Bratislava 1923, S. 31 (Zoch).

⁵⁾ Dr. P. Bujnák, Dr. Karol Kuzmány, *Lipt. Sv. Mikuláš* 1927, S. 45 ff.

⁶⁾ Bujnák, a. a. O. und S. 51; Vlček, *Dej. lit. slov.*, S. 90, 100 ff.

⁷⁾ Bujnák, a. a. O., S. 52.

Das Entstehen der slovakischen Schriftsprache und der slovakischen Nationalidee im nächsten Jahrzehnt ist gewiss durch den slavisch-slovakischen Gefühls- und Ideenkomplex und die damit zusammenhängende Slovakisierung in der (tschechischen) Schriftsprache vorbereitet worden. Wir kommen darauf später noch zurück. Allein, restlos lässt sich die sogenannte slovakische Abtrennung aus diesen Faktoren nicht erklären. Denn man bekommt auf diese Weise keine Antwort auf die Frage, warum der tschechoslovakische Zusammengehörigkeits- oder gar Einheitsgedanke, der auch bei den jungen Slovaken, wie bei Kollár und Šafařík, mit ihrem Panslavismus und Slovakismus parallel geht, in den vierziger Jahren auf einmal zerbrochen wurde. Diese Frage drängt sich um so mehr auf, weil die Einheit gerade in den vorangehenden Jahren nachdrücklich betont wird, und zwar nicht nur von Männern wie Kuzmány, sondern auch von Štúr, Hurban und Hodža selbst. Štúr verurteilt z. B. (1836—'37) Kollárs Slovakismen, wenn auch er von den Tschechen auf die Dauer Konzessionen in der Sprache erhofft ¹⁾. Mit dieser Hoffnung will er auch seinen Freund Zoch davon abhalten, seine Pläne zur Verbesserung der slovakischen Schriftsprache zu veröffentlichen (1837) ²⁾. Hurban ist direkt begeistert für die tschechoslovakische Nationalidee. Sein Verwandtschaftsgefühl mit den Tschechen spricht besonders deutlich in dem Bericht, den er über seine Reise (1839) nach Mähren und Böhmen verfasst hat ³⁾. Dieses Büchlein, das die „Reise eines Slovaken zu den slavischen Brüdern in Mähren und Böhmen“ beschreibt, ist, wie die Reise selbst, eine Frucht des Panslavismus. Aber gerade im Namen der slavischen Wechselseitigkeit ist Hurban (wie Kollár) für die Einheit mit den Tschechen! Er hofft für die Zukunft auf ein „erneuertes und vollkommeneres Einverständnis unserer durch die Natur verbundenen Länder Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei. Was für ein schönes Stück der Erde — durch einen Klang beseelt!“ ⁴⁾. Und M. M. Hodža dichtet in 1836: „Mährer, Slovaken und Tschechen, eine Nation, alle sind wir

¹⁾ Pražák, Slov. otázka usw., S. 24—25 (Fussbem.).

²⁾ Pražák, a. a. O., S. 31; Milan Hodža, Československý Rozkol, S. 104.

³⁾ M. J. Hurban, Cesta Slováka ku Bratrům Slawenským (I) na Morawě a w Čechách, Pest 1841.

⁴⁾ Hurban, a. a. O., S. 104.

Slaven!“ ¹⁾. Schon drei Jahre vorher hatte er in einer Rede an die Pressburger Studenten die sprachliche und nationale Einheit mit den Tschechen verteidigt. Die „tschechoslovakische“ Sprache nennt er das Erbteil der Väter, das die Slovaken zu bewahren und erhalten verpflichtet sind ²⁾. Sehr treffend ist auch der Brief von einigen Pressburger Slovaken an einige Lausitzer Sorben, worin diese im Namen der Wechselseitigkeit angespornt werden sich in ihrer Schriftsprache möglichst eng dem Tschechischen anzuschließen (1839; Hurban ist der erste Unterzeichnete) ³⁾. Das taten Slovaken, die fünf Jahre später sich vom Tschechischen möglichst weit entfernten!

Der „Tschechoslovakismus“ der hervorragenden Jungslavaken am Ende der dreissiger Jahre ist also unverkennbar. Trotzdem dürfen wir das wiederholte Betonen der Einheitsidee nicht überschätzen. Es beweist nämlich auch, dass zentrifugale Tendenzen unter den Slovaken wirkten, sonst wäre das fortwährende Predigen der Einheit nicht nötig gewesen. Demgegenüber steht jedoch wieder, dass eine Verstärkung der Einheitsidee unter tschechischem Einfluss gerade in dieser Zeit nicht unmöglich schien. Von tschechischer Seite widmete man den Slovaken und ihrer nationalen Sache eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit. Graf Leo Thun, der hochadlige Verfechter der „böhmischen Literatur“ ⁴⁾, verteidigte auch die Slovaken in Ungarn gegen die Angriffe der Magyaren ⁵⁾ und betonte ihre Einheit mit den Tschechen ⁶⁾. Die tschechische Zeitschrift „Kwěty“, die laut ihres Untertitels ein nationales Unterhaltungsblatt für Böhmen, Mähren und die Slowakei sein wollte, gab regelmässig Berichte über slovakische Angelegenheiten ⁷⁾ und

¹⁾ Plody zboru učenců řeči českoslowanské prešporského, 1836, S. 103.

²⁾ Pražák, Dějiny spis. slov. usw., S. 242—248.

³⁾ Der Brief ist veröffentlicht in Slov. Pohl'ady 1891, S. 193—194. In ähnlichem Sinne schreibt Štúr 1840 an einen sorbischen Freund: Sl. Pohl'. 1891, S. 261—262.

⁴⁾ Vgl. seine Schrift: Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung, Prag 1842.

⁵⁾ Leo, Graf von Thun, Die Stellung der Slowaken in Ungarn, Prag 1843.

⁶⁾ Dasselbst, S. 60.

⁷⁾ z. B. Jahrg. 1835, No. 23, 4. Juni, XIIe Beilage, S. 229—230; die dritte Nummer des zweiten Jahrganges (1835, 15. Januar) war ganz den Slovaken gewidmet. Die Berichte über die Slowakei mehren sich im Jahrgang 1839.

veröffentlichte Gedichte von Tschechen und Slovaken, in welchen das Einheitsgefühl zum Ausdruck kam¹⁾. Dieses Gefühl hätte nun vielleicht bei den Slovaken wachsen können. Ein slovakisch-tschechoslovakisch-slavisches Bewusstsein, das bis jetzt nur in einer kleinen, sei es auch prominenten, Minderheit von evangelischen Geistlichen und Lehrern lebte, hätte — so würde man wenigstens denken — bei stetem Wachsen der nationalen Bewegung Gemeingut der Mehrzahl der Slovaken — wenigstens der Evangelischen — werden können. Warum ist dies nicht geschehen? Was trieb Štúr und die Seinigen dazu, das Erbe der Väter zu verlassen und neue Wege einzuschlagen? Auf diese Fragen müssen wir jetzt eine Antwort suchen.

Fassen wir dazu erst noch einmal die allgemeine Lage der Slovaken und ihrer nationalen Sache in Ungarn ins Auge. Sie wird von einem magyarischen Zeugen (Pulszky) folgendermassen charakterisiert²⁾: der Adel ist ungarisch; die Bürger der Städte wollen deutsch sein, auch wenn sie slavischer Herkunft sind; es bleiben also nur das niedere Volk und die unbemittelten protestantischen Geistlichen. Die katholische Geistlichkeit widmet sich ganz der Verbreitung der ungarischen Sprache. — Diese Charakteristik mag wohl übertrieben sein, denn es ging Pulszky vor allem darum zu beweisen, dass die Slovaken keine Zukunft hätten und besser täten sich zu magyarisieren. Immerhin war die Lage vom slovakischen Standpunkt aus besehen doch wenig erfreulich und nicht viel besser als wir sie am Ende des 18. Jahrhunderts gesehen haben. Die in national-kultureller Hinsicht führende Schicht bildeten noch immer die evangelischen Pfarrer und die theologischen Studenten. Vereinzelt gehörten zu ihr auch wohl einige Lehrer und Professoren, aber ein zahlreicher Stand der letzteren war nicht da, weil es ausser einem Paar theologische Lyzeen so etwas wie slovakische Gymnasien nicht gab, geschweige denn eine Universität. Von Mitarbeitern in der nationalen Bewegung aus den sonstigen intellektuellen Berufen — z. B. Juristen — hört man nicht

¹⁾ z. B. Kwěty 1837, No. 1, S. 3; ibid. 1842, No. 31 und 37; die letzte zwei auch bei Hodža, Čsl. Rozkol, S. 132.

²⁾ Pulszky bei Thun, Die Stellung der Slowaken in Ungarn, Brief vom 24. April 1842.

viel¹⁾. Das Bauernvolk und ein Teil des städtischen Bürgertums waren gewiss slovakisch, aber im ganzen nicht national bewusst. Und wenn sie schon an ihrer Sprache hingen, so war es, wenigstens bei den Evangelischen, mehr aus religiösen Gründen. Es lag hier jedenfalls für nationale Aufwecker ein riesiges Arbeitsfeld brach. Was den Zustand der katholischen Geistlichkeit und des slovakischen Adels anbetrifft: der war wohl nicht so schlimm für die Slovaken wie Pulszky ihn darstellt. Sehr hoffnungsvoll war er aber auch nicht. Wir müssen über beide noch etwas mehr sagen. Hier liegen ja die Wurzeln der kommenden Ereignisse.

Bei den Katholischen war noch immer die Bernolákische Schriftsprache in Gebrauch. Sehr fruchtbar hatte sich diese aber nicht gezeigt. Die Zahl der nationalen Schriftsteller oder der für die nationale Sache Eifernden war hier relativ (und wahrscheinlich sogar absolut) geringer als bei den Evangelischen, wiewohl die letzteren nur ein Viertel oder ein Fünftel der ganzen slovakischen Bevölkerung bildeten. Man soll dabei aber nicht vergessen, dass die katholische Pfarre nicht wie die evangelische eine Pflanzstätte war, aus welcher neue Sprösslinge für das nationale Leben hervorgehen konnten. Die evangelischen Pfarrersfamilien, die öfters verschiedene Generationen nacheinander der Nation treue Diener lieferten, fehlten in der grösseren katholischen Volkshälfte²⁾. Dann gab es noch einen anderen Umstand der ungünstig wirkte. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Ungarn hatte ihre Anhänger hauptsächlich unter den Slovaken und war daher bis zu gewissem Grade ein Bollwerk der slovakischen Sache, obwohl auch sie — wie wir sehen werden — mehrmals Angriffen von magyarischer Seite ausgesetzt war³⁾. Der Katholischen Kirche im slovakischen Gebiet fehlte aber natürlicherweise jede Selbständigkeit. Sie bildete mit der Kirche des übrigen Ungarns eine geschlossene Einheit. Die höhere Geistlichkeit der Katholischen Kirche in Ungarn war nun aber in dieser Zeit der slovakischen Bewegung nicht mehr günstig

¹⁾ Die in 1834 in Pest gegründete Vereinigung der Liebhaber der slovakischen Sprache und Literatur zählte unter ihren Mitgliedern auch einige Juristen, Beamten und einen Arzt. Vgl. Pražák, Děj. spis. slov., S. 175.

²⁾ Vgl. Štefan Króméry a Eugen Klementis, „Moyses a Kuzmány“, 1927, S. 29—30.

³⁾ Vgl. Tourtzer, Louis Štúr etc., S. 92 ff.

gesinnt ¹⁾, wenn es auch vereinzelt Ausnahmen gab ²⁾. Da war es für die armen Dorfpriester nicht leicht, sich für die nationale Sache einzusetzen.

Eine blühende nationale und literarische Bewegung gab es somit bei den Katholischen nicht. Doch weisen sie zwei hervorragende Figuren auf: den Dichter Holly (1785—1849) und den Organisator der national-literarischen Arbeit Hamulják (1789—1859), die man beide neben ihre besten evangelischen Zeitgenossen stellen darf. Der erstere war ein schlichter Dorfpriester, dessen Poesie noch ganz im klassizistischen Gewand steckt: die neuen literarischen Formen drangen eben nicht schnell durch in die ungarischen Priesterseminare und abgelegenen Dorfpfarren! ³⁾. Auch der Inhalt der Poesie Holly's war anfänglich dem Altertum entnommen: seine ersten Gedichte sind Übersetzungen von Homer, Ovid, Vergil usw. In seinen späteren Hauptwerken: Svatopluk, Cyrillo-Metodiada, Sláv, ist er, wie es die Titel schon verraten, der Dichter der ruhmreichen slovakischen Vergangenheit. Und hier herrscht schon, wenn auch die Form streng metrisch-klassisch bleibt, die moderne Nationalidee und die romantische Auffassung der nationalen Geschichte, gleich wie bei der zeitgenössischen magyarischen Poesie, und — natürlich! — bei Kollár ⁴⁾. Die slavisch-slovakische Ideologie des letzteren findet man auch bei Holly: auch bei ihm ist die Tatra die Wiege der Slaven, und diese sind daher im Grunde Slovaken ⁵⁾; auch er besingt die traurige Vergangenheit der slavischen Nation (er schreibt slovenský národ!) und erwartet für sie eine grosse Zukunft ⁶⁾. Tief hatte das slavische Gefühl sein Wesen durchdrungen: als ihn auf seiner Pfarre der russische Gelehrte Srezněvskij besuchte, war er dermassen gerührt, dass er erblasste und unter Tränen ausrief: „ein Russe, mein Gott, ein Russe!“ ⁷⁾.

¹⁾ Vgl. Milan Hodža, Československý Rozkol, S. 9—10 und S. 192.

²⁾ z. B. Bischof Moyses, vgl. Krčméry a Klementis a. a. O., S. 57; in früherer Zeit gab es mehrere den Slovaken wohlgesinnte höhere Geistliche, z. B. Kardinal Rudnay und Kanonikus Palkovič: ibid., S. 15.

³⁾ Vlček, Dej. lit. slov., S. 66—67.

⁴⁾ Vgl. über das obige: Vlček, a. a. O., S. 67—81.

⁵⁾ Vlček, a. a. O., S. 81.

⁶⁾ Vgl. Ján Holly, Výber z básní, Turč. Sv. Martin 1925, S. 152—'53: Na slovenský národ.

⁷⁾ Krčméry a Klementis, „Moyses a Kuzmány“, S. 13.

Kein Wunder, dass seine Gedichte neben denjenigen Kollárs, die geistige Speise der Pressburger Studenten bildeten ¹⁾.

Ganz anders war die Persönlichkeit Hamuljáks. Dieser katholische Budapester Regierungsbeamte ²⁾ hatte schon am Ende der zwanziger Jahre einen Kreis von Leuten, mit denen er in Korrespondenz stand, um sich versammelt. Darunter waren katholische Geistliche und Laien, aber auch verschiedene Evangelische ³⁾. In den dreissiger Jahren (1834) errichtete er in Budapest den schon oben ⁴⁾ erwähnten Verein der Liebhaber der slovakischen Sprache und Literatur, dessen Mitglieder meistens Katholische waren; Vorsitzender aber ward Kollár. Die von dem Verein geplante slovakische Zeitung konnte zwar nicht verwirklicht werden ⁵⁾; dafür gab man aber während einiger Jahre (1835, '36, '39, 1840) einen Almanach heraus (Zora), an welchem sich beide, Katholische und Evangelische, beteiligten, in dem sich also Beiträge in tschechischer und in Bernolákischer Schriftsprache nebeneinander befanden. Auch die Veröffentlichung von Holly's Gedichten wurde von Hamulják und seinem Verein besorgt ⁶⁾. Man kann aus diesen Tatsachen sehen, dass die katholische Geistlichkeit und Intelligenz, wenn ihre national-slovakische Arbeit auch über ein bescheidenes Mass nicht hinausging, sich doch nicht ganz und gar der Verbreitung der ungarischen Sprache widmete — wie es Pulszky behauptete.

Noch etwas anderes geht aus den erwähnten Tatsachen hervor: die enge evangelisch-katholische Zusammenarbeit und gegenseitige Anerkennung. Die beiden Gruppen arbeiteten nicht mehr — wie in früheren Jahrhunderten — gegeneinander, sondern nebeneinander ⁷⁾. Der religiöse Gegensatz war bedeutend geschwächt und in der neuen slavisch-slovakischen Ideologie fühlte man sich eins. Wie standen nun aber die slovakisch gesinnten Katholischen gegenüber dem tschechoslovakischen Einheitsgedanken, dem doch

¹⁾ Krčméry a Klementis, „Moyses a Kuzmány“, S. 23.

²⁾ ibid., S. 14.

³⁾ ibid., S. 19.

⁴⁾ Oben, S. 135.

⁵⁾ „Moyses a Kuzmány“, S. 21.

⁶⁾ ibid., S. 20—21; Vlček, Dej. lit. slov., S. 75.

⁷⁾ Vgl. „Moyses a Kuzmány“, S. 15.

fast alle Evangelischen huldigten? Mit dieser Frage, deren Wichtigkeit für die Erklärung der späteren Ereignisse ins Auge springt, hat sich besonders Milan Hodža beschäftigt. Er behauptet, dass die katholischen Slovaken, wenn sie auch bei der Bernolákischen Schriftsprache blieben, doch keine prinzipiellen Separatisten mehr gewesen seien. Dieses treffe besonders zu auf Hamulják und Holly. Die ungarisch-slovakische konservative Gesinnung des ersteren hätte seine geistige Zusammenarbeit mit Kollár nicht verhindert, ebensowenig wie sein korrekter ungarischer Patriotismus seinem Zusammengehörigkeitsbewusstsein zum tschechoslovakischen Ganzen Abbruch getan hätte. Dass er bei der slovakischen Schriftsprache blieb, sei nur aus praktischen, volkerzieherischen Motiven gewesen ¹⁾. — Diese Ausführungen Hodžas sind aber nicht ganz überzeugend. Zwar ist Hamuljaks Zusammenarbeit mit Kollár unverkennbar; sie braucht aber keineswegs das zu beweisen, was Hodža will: das gemeinsame slavisch-slovakische Bewusstsein bildete eine genügend breite Grundlage für die Zusammenarbeit. Ein positives Bekenntnis Hamuljaks zur tschechoslovakischen Einheit ist uns nicht bekannt: er sieht zwar die Vorteile der literarischen Einheit mit Verwandten ²⁾, betont aber ausdrücklich, dass die Erhebung des slovakischen Volkes nur in der eigenen Muttersprache möglich sei ³⁾. Damit stimmt überein seine Aussprache vom Jahre 1841: „Čechen sind wir nicht“ ⁴⁾, so wie auch der Umstand, dass er nach Štúrs Abtrennung sofort seine Einstimmung bezeugte ⁵⁾.

Noch weniger richtig scheint mir Hodžas Behauptung, dass Holly's nationale Ideologie tschechoslovakisch gewesen wäre, indem seine Idee vom Grossmährischen Reiche die politischen und vermeinten Stammesgrenzen vernichtet, und die kulturelle und geschichtliche Einheit der Slovaei mit dem westlichen, jenseits der March gelegenen Gebiet dargestellt hätte ⁶⁾. Selbst-

¹⁾ Hodža, Československý Rozkol, S. 92 ff.

²⁾ Hamulják an Šafařík, 6. Sept. 1827, abgedruckt in der Zeitschrift Sokol, II (1863), S. 6; Pražák, Děj. spis. slov. usw., S. 173 interpretiert diese Stelle zu sehr als ein Bekenntnis zur tschechoslovakischen Einheit.

³⁾ Sokol II, S. 6.

⁴⁾ Zitiert von Pražák, a. a. O., S. 179.

⁵⁾ ibidem.

⁶⁾ Hodža, a. a. O., S. 172—173 und 189—191.

verständlich streckt sich das Grossmährische Reich auch bei Holly über einen Teil Mährens aus ¹⁾. Aber Holly annektiert gleichsam diese Gebiete für das slovakische Volk und die slovakische Geschichte: nennt er doch das Grossmährische Reich wiederholt das Königreich der Slaven ²⁾, oder einfach: die Slovaei ³⁾, und seine Bewohner heissen immer nur Slovaken ⁴⁾. Und was die kulturelle Einheit betrifft: wenn Holly in dieser Hinsicht Tschechoslowake gewesen wäre, wie ist es dann möglich, dass er in seinem Lobgesang auf Bernolák, den Hodža sogar selber zitiert ⁵⁾, diesen dafür lobt, weil er auf Gottes Befehl das Tschechische aus der Slovaei vertrieben und seine Mutter, das Slovakische, wiederaufgeweckt und auf den ihr gebührenden Herrsersitz gestellt hat. Etwas derartiges schreibt ein Anhänger der tschechoslovakischen Einheit nicht!

Was Hodža sonst noch anführt um seine Auffassung über die tschechoslovakische Gesinnung der Katholischen zu beweisen, ist nur inzidenteller Art ⁶⁾. Auch Pražaks Behauptung, dass die evangelisch-katholische Annäherung zugleich eine Annäherung der Katholischen zu den Tschechen bedeutete, hat nur schwachen Grund. Vereinzelt hat es Äusserungen in diesem Sinne wohl gegeben ⁷⁾, von einem allgemeinen katholischen Umschwung in tschechoslovakische Richtung hört man aber nicht. Andere Berichte weisen sogar auf das Gegenteil ⁸⁾. Die evangelisch-katholische Annäherung beruhte hauptsächlich auf der gemeinsamen slavisch-slovakischen Ideologie: diese stand aber dem katholisch-slovakischen Standpunkt nicht ferner als der tschechischen Tradition. Kollárs Zusammenarbeit mit Hamulják kann man daher auch ganz gut als eine evangelische Schwenkung in slovakische Richtung

¹⁾ Vlček, Dej. lit. slov., S. 76.

²⁾ Holly, Výber z básní, S. 14: „Svatopluk“.

³⁾ ibid., S. 75: „Cyrillo-Metodiada“.

⁴⁾ ibid., S. 167 und passim.

⁵⁾ Hodža, a. a. O., S. 75—76.

⁶⁾ z. B. die zwei Briefe eines jungen katholischen Slovaken Tambor (1844): Českoslov. Rozkol, S. 154 ff.

⁷⁾ Vgl. Pražák, a. a. O., S. 177—178.

⁸⁾ z. B. der Brief Kadavý's an Šembera (15. Juli 1844): er schreibt, dass die Katholischen lieber magyarisch als tschechisch werden! (Bratislava II, č. 1—2, S. 208). Die Äusserung Kollárs, dass die katholischen Slovaken nicht anti-tschechisch gewesen seien, hat nicht viel Beweiskraft, weil sie in einer erregten Polemik mit Štúr getan wurde. (Hodža, a. a. O., S. 272).

betrachten! ¹⁾ Dass also gerade die katholischen Slovaken ihren ursprünglichen Standpunkt verlassen hätten ist eine schwer haltbare Behauptung.

Übrigens blieb der Zwiespalt in der Schriftsprache, trotz der literarischen Zusammenarbeit, bestehen. Und das bedeutete bei der magyarischen Gefahr eine fortwährende Schwäche der slovakischen Sache. Diesen Zwiespalt zu überwinden, die sprachliche und kulturelle Einheit der Slovaken zu befördern blieb also die Aufgabe der slovakischen Führer. Dass Stúr auch zu diesem Zwecke in den vierziger Jahren nach der slovakischen Schriftsprache griff, ist daher von vorneherein gar nicht undenkbar ²⁾.

Eine nicht weniger grosse Bedeutung für die slovakische nationale Sache als die katholische Geistlichkeit hatte der slovakische Adel. War er doch bis 1848 der einzige politisch berechtigte Teil des slovakischen Volkes. Nur die Adligen gehörten zu der „natio ungarica“ ³⁾; ohne die Hilfe dieses Standes, der allein die nötige Unabhängigkeit und politische Erfahrung besass, war damals auf politischem Gebiet für die Slovaken wenig zu erreichen. Hiervon war sogar der fortschrittlich gesinnte Tscheche Havlíček überzeugt, der sonst nicht an einem Übermass von Ehrfurcht für althergebrachte Rechte und Institutionen litt. Er schätzte noch nach 1848 die Bedeutung des slovakischen Adels so hoch, dass nach seiner Meinung die Slowakei wegen des Besitzes dieses nationalen Adels, der Böhmen fehlt, in der Zukunft berufen sei, das führende tschechoslovakische Land zu werden. Zwar sei der slovakische Adel grösstenteils magyarisiert, aber nur oberflächlich, so dass sein Rückkehr zur eigenen Nation durchaus nicht ausgeschlossen wäre ⁴⁾.

Die Geschichte hat Havlíček kein Recht gegeben: die Magyarisierung des slovakischen Adels hat sich später immer mehr durchgesetzt. Sie war ja auch die natürliche Fortsetzung des politischen Hungarismus der früheren Jahrhunderte: als sich der ungarische Ständestaat vor 1848 ideell und in diesem Jahre auch realiter in einen magyarischen Nationalstaat verwandelte, blieb

¹⁾ Vgl. oben, S. 135.

²⁾ Das Gegenteil behauptet Milan Hodža, Čsl. Rozkol, S. 9.

³⁾ Vgl. darüber oben S. 73 ff.

⁴⁾ Havlíček, Politické Spisy, ed. Tobolka, III, 1, S. 462—464.

für den slovakischen Adel schliesslich nichts anderes übrig als diese Metamorphose mit zu machen, wenn er nicht auf weitere politische Rechte verzichten wollte.

Ohne Protest ist dies freilich nicht gegangen. Viele slovakische Mitglieder besonders des niederen Adels wollten in der Zeit vor 1848 an dem Lateinischen als offizielle Sprache festhalten ¹⁾, nicht nur weil sie das Magyarische noch nicht oder nur ungenügend beherrschten, sondern auch weil sie eben mit der Magyarisierung auch die Modernisierung des alten ungarischen Staates und somit den Verlust ihrer ständischen Privilege befürchteten. Und mit Recht, denn die fanatischsten Verfechter der Magyarisierung Ungarns, wie Kossuth, waren zugleich die Vertreter des modernen liberalen Verfassungsstaates.

Der Widerstand mancher slovakischer Adligen gegen dieses Streben entsprang also in gehörigem Masse ihrem ständischen Egoismus und war im Grunde eine Manifestation ihrer konservativen Gesinnung. Doch wirkte dabei auch ein gewisser sentimentaler Lokalpatriotismus, eine atavistische Anhänglichkeit an das Slovakische, das man zwar offiziell nicht sprach, das aber seine Rechte wieder geltend machte beim Wein und Gesang. Ein Nationalbewusstsein in höherem Sinne war dies aber nicht ²⁾. Eine national-literarische Tätigkeit findet man beim slovakischen Adel nur ausnahmsweise, und wo sie sich zeigt ist sie mehr slovakisch als tschechoslovakisch — auch bei den evangelischen Adligen ³⁾. Ein kulturelles Band mit Böhmen gab es ja bei diesem Stande nicht ⁴⁾ und politisch war er aufs engste mit Ungarn verbunden. Wenn die slovakischen Führer, unter Benutzung der zeitweiligen Unzufriedenheit des slovakischen Adels gegen die herrschende Strömung in Ungarn, ihn für die slovakische Sache gewinnen wollten, so

¹⁾ Einen Beweis für die Opposition der slovakischen Adligen gegen das Magyarisierungsstreben gibt Jozef Škultéty, D'ord' Kossuth, Sl. Pohl'. 1881, S. 552. Dass die slovakischen Adligen in 1845 noch nicht ganz magyarisiert waren bezeugt auch M. M. Hodža, Dobruo slovo usw., S. 73 ff.

²⁾ Vgl. über das Obige Hodža, Čsl. Rozkol, S. 81 ff. und S. 210 ff.

³⁾ z. B. Čaplovič und Romy; letzterer wollte schon 1822 eine slovakische Schriftsprache: vgl. Pražák, Děj. spis. slov. usw., S. 184 f.

⁴⁾ Von der geringen Kenntnis des Tschechischen beim slovakischen Adel zeugt die Broschüre von Hojč, Apologie des ungarischen Slavismus, zitiert von Pražák, Slovenské Studie, Bratislava 1926, S. 67.

konnten sie dabei nur dann Erfolg erwarten, wenn sie es taten mit einem slovakischen, nicht mit einem tschechoslovakischen Programm.

Zusammenfassend kann man die Situation der Slovaken vom nationalen Gesichtspunkt im Anfang der vierziger Jahre folgendermassen charakterisieren: Der grösste Teil des Volkes hatte kein kräftiges Nationalbewusstsein. Nur bei den evangelischen Pfarrern war es stark entwickelt aber nicht scharf umgrenzt: es war slavisch-slovakisch, dabei meistens auch tschechoslovakisch. Der kleine Teil der Katholischen, der national fühlte und für die nationale Sache arbeitete, stand zwar den Evangelischen nicht scharf mehr gegenüber, hielt aber trotzdem an seiner eigenen (Bernolákischen) Schriftsprache fest. Der Adel war politisch ganz und gar ungarisch orientiert, teils auch schon magyarisiert, teils aber widerstrebte er noch der magyarisch-nationalen Strömung. Es schien nicht unmöglich diesen letzten Teil für die slovakische Sache zu gewinnen; zu der tschechoslovakischen Idee hatte er aber keine Zuneigung gezeigt.

Unter diesen nicht sehr erfreulichen Umständen richtete sich nun im Anfang der vierziger Jahre ein scharfer magyarischer Angriff gegen das slovakische Nationalleben. Die magyarische Nationalbewegung hatte seit ihrem Anfang am Ende des achtzehnten Jahrhunderts so sehr zugenommen, dass sie in dieser Zeit die gesetzliche Einführung des Magyarischen als einzige amtliche und Unterrichtssprache in Ungarn durchsetzen konnte. Ihr Ziel war, nach dem offenen Geständnis ihrer Führer ¹⁾, die vollständige Magyarisierung Ungarns. Gegenüber den Slovaken wurde dieses Streben dadurch gerechtfertigt, dass Ungarn seit dem Untergang Polens die Aufgabe habe die europäische Kultur gegen Russland zu beschützen; dass es dann aber auch kein mächtiges slavisches Element innerhalb seiner Grenzen dulden könne ²⁾. Ein derartiges, durch die Angst vor dem Panslavismus eingegebenes Argument war wegen des slavischen Nationalgefühls der Slovaken nicht ganz

¹⁾ z. B. Pulszky in seiner Korrespondenz mit Thun, veröffentlicht in Thuns Broschüre: Die Stellung der Slowaken in Ungarn.

²⁾ So argumentierte Graf Zay gegen Štúr: vgl. J. M. Hurban, *L'udevít Štúr*, Sl. Pohl'ady I (1881), S. 534; M. Hodža, *Československý Rozkol*, S. 199 ff.; J. Škultéty, *Sto dvadsaťpäť rokov* usw., S. 41.

unbegreiflich. Auch das literarische Band der Slovaken mit den Tschechen hatte eine für Ungarn bedenkliche Seite. Wenn das slovakische Nationalbewusstsein, wie es auch bei den Magyaren selbst der Fall war, auf die Dauer einen politischen Charakter annehmen würde, so könnte das für den ungarischen Staat gefährlich werden. Ganz undenkbar war so etwas nicht: wir sahen ja schon, dass bei Kollár politische Tendenzen nicht ganz fehlten, wenn auch sein Panslavismus hauptsächlich einen literarischen Charakter trug. Eine vernünftige Politik hätte nun diese Gefahr vielleicht beschwören können indem sie durch eine breite Toleranz gegenüber den nicht-magyarischen Nationalitäten das bei den Slovaken unzweifelbar anwesende Loyalitätsgefühl gegen den ungarischen Staat hätte verstärken können. Die ungarische Politik kam aber je länger je mehr unter den Einfluss der fanatischen magyarischen Nationalisten, an deren Spitze sich bald Kossuth stellte und die nur in einem magyarischen Nationalstaat die Lösung für Ungarn sahen. Jede nicht-magyarische Nationalbewegung wollten sie daher unterdrücken.

Bei den Slovaken hat man es anfangs mit sanfteren Mitteln versucht: man bestritt die slovakische Bewegung durch Wort und Schrift, und Graf Zay jr. machte vergebliche Versuche seinen früheren Dorfsgenossen Štúr von seinem slovakischen Nationalismus zu bekehren. Als das nicht half, wurden andere Mittel angewendet. Zwar kam der Plan des Grafen Zay, die Slovaken ihres wichtigsten nationalen Bollwerks zu berauben, nicht zur Ausführung. Er hatte nämlich nach seinem Antritt als Generalinspektor der Evangelischen Kirchen in Ungarn den Wunsch geäussert die (hauptsächlich slovakische) Ev. Lutherische Kirche in Ungarn zu vereinigen mit der (fast gänzlich magyarischen) Reformierten Kirche ¹⁾. Dadurch wäre zwar der Protestantismus gestärkt worden; die Slovaken aber würden auch in kirchlicher Hinsicht ganz unter die magyarische Herrschaft gekommen sein. Dieser Plan fand nicht genügend Unterstützung. Es gelang aber die Slovaken auf andere Weise zu treffen und zwar in der Person ihres Führers Štúr. Er wurde nach wiederholter Untersuchung im Jahre 1843 seines Amtes als Hilfsprofessor der tschechoslovakischen Sprache beim Ev. theologi-

¹⁾ Vgl. Tourtzer, *Louis Štúr* usw., S. 96.

schen Seminar in Pressburg entsetzt ¹⁾. Dadurch verlor er natürlich in beträchtlichem Masse die Möglichkeit der Beeinflussung der zukünftigen slovakischen Pfarrer und somit auch des slovakischen Volkes. Das bedeutete eine wesentliche Verschlimmerung der so wieso nicht günstigen Lage der Slovaken.

Štúr gab aber den Kampf nicht auf. Er blieb in Pressburg, lud soviel wie es ihm möglich war die Studenten zu privaten Besprechungen bei sich ein und war auch sonst unaufhörlich für die nationale Belebung des slovakischen Volkes tätig. Ein Mittel schien ihm dazu unentbehrlich: eine eigene slovakische Zeitung. Diese sollte die nationstreuen Slovaken bei der nationalen Sache halten, die lauen für sie begeistern und im allgemeinen das geistige Organ der Slovaken bilden. Zur Gründung dieses Unternehmens war aber die Bewilligung der Regierung nötig. Viermal hat Štúr dazu in den Jahren 1842 und 1843 ein Gesuch an den stellvertretenden Königlichen Rat in Budapest gerichtet — aber immer vergebens. Dann hat er sich, noch im Jahre 1843, direkt nach Wien gewandt. Hier war in dieser Zeit unter den Ministern eine mehr slavophile Strömung, als deren vornehmster Vertreter Kolovrat galt ²⁾. Auch die gerade erschienene Broschüre Thuns über die Stellung der Slovaken in Ungarn blieb in Wien nicht ohne Auswirkung. Trotzdem war es für Štúr schwer genug Erfolg zu erzielen, denn Kollárs Panslavismus hatte auch hier Argwohn gegen die Slovaken erregt ³⁾. Štúr tat daher alles mögliche um diesen Eindruck auszuwischen und die Staats- und Kaiserstreue der Slovaken zu bezeugen. Er schrieb eine Broschüre: „Das neunzehnte Jahrhundert und der Magyarrismus“ ⁴⁾, in der er gegen die Aufklärung und die französische Revolution Stellung nimmt, den Wiener Kongress und die Heilige Allianz wegen ihrer Politik der christlichen Gerechtigkeit lobt und schliesslich für die Slovaken, die in der letzten Zeit national erwacht sind, aber von den Magyaren unterdrückt werden, um dieselbe Gerechtigkeit bittet, die sonst von der kaiserlichen Regierung gegenüber ihren Völkern betrachtet wird. Die hier

¹⁾ Vgl. Julius Botto, *Slováci I*, S. 60 f.

²⁾ Vgl. Hodža, *Čsl. Rozkol*, S. 199 ff.; S. 231 ff.

³⁾ *Čsl. Rozkol*, S. 199 ff.

⁴⁾ Untertitel: Eine Rechtfertigungsschrift des Ludwig Stur. Wien 1845.

von Štúr bekundeten geschichtlichen und politischen Anschauungen stimmen nicht gerade überein mit seinen in den früheren Pressburger Vorlesungen geäusserten Meinungen. Diese Frage wird uns später noch beschäftigen. Die Broschüre hat aber jedenfalls ihren Nutzen abgetragen. Als sie im Jahre 1845 mit der Zustimmung Wiens veröffentlicht wurde (der ungarische Zensor hatte die Publikation verweigert), hatte der Kaiser seine Bewilligung zu der slovakischen Zeitung schon gegeben. Die erste Nummer konnte in August 1845 erscheinen ¹⁾.

In diesen für die Slovaken überaus kritischen Jahren hat Štúr nun mit seinen Mitarbeitern Hurban und M. M. Hodža den schon öfters erwähnten Entschluss gefasst, die bisherige von den Evangelischen gebrauchte tschechische Schriftsprache durch eine neu gebildete, auf den mittelslovakischen Dialekt gegründete slovakische zu ersetzen. Die erste Nummer von Štúrs slovakischer Nationalzeitung (*Slovenské Národné Noviny*) war nicht das erste, was in dieser neuen Sprache gedruckt wurde. Schon der 1844 erschienene zweite Jahrgang des von Hurban redigierten Almanachs „Nitra“ war in die neue Form gegossen worden. Ja, es ist höchstwahrscheinlich, dass Štúrs Entschluss Ende 1842 schon fest stand ²⁾.

Die Wichtigkeit dieses Entschlusses springt sofort ins Auge, wenn wir uns die frühere Geschichte der tschechischen Literatur und Tradition in der Slovakei in die Erinnerung rufen. Das Abschaffen der tschechischen Schriftsprache war eine mehr als sprachliche Tat; es war das Durchschneiden der jahrhundertelangen Tradition der kulturellen Gemeinschaft mit den Tschechen, die wenigstens bei einem wichtigen Teil der Slovaken gelebt hatte. Nicht nur in sprachlicher, sondern auch in kultureller, in nationaler Hinsicht wollten die Slovaken fortan selbständig sein.

Was trieb Štúr und die Seinigen zu ihrem Entschluss? Wir haben diese Frage schon früher gestellt ³⁾; jetzt ist es angemessen, ihre Beantwortung zu versuchen.

¹⁾ *Čsl. Rozkol*, S. 246 ff.

²⁾ Vgl. Unten, S. 159—160.

³⁾ Oben, S. 146.

Es herrscht über die Ursachen und Motiven der slovakischen Abtrennung bei denen, die sich mit dieser Sache beschäftigt haben, keine communis opinio. Die traditionelle slovakische Auffassung die noch bei vielen Slovaken, besonders bei denen der sogenannten Martinschen Richtung ¹⁾, lebt, ist etwa folgende: Die heikle Lage in der sich die nationale Sache der Slovaken in dieser Zeit befand, insbesondere die Angriffe der Magyaren, drängten Štúr und die Seinigen zu besonderen Massnahmen ²⁾. Die Slovaken konnten sich gegenüber den Magyaren nur dann behaupten, wenn sie ein kräftiges, national bewusstes Volk bilden würden. Die Wirklichkeit zeigte aber Zwietracht, Lauheit und sogar Abfall. Um das Volk national aufzuwecken und zu vereinigen war nun die tschechische Literatur ungeeignet ³⁾. Die tschechische Schriftsprache wurde nur von einem Teil des Volkes gebraucht und war zudem eine fremde Sprache. Nur wenn das Volk ganz sich selbst war, hätte es Kraft genug dem Magyarisierungsstreben zu widerstehen. Dann musste es aber auch seine eigene Schriftsprache und Literatur besitzen. Dass Štúr dabei den mittelslovakischen Dialekt als Grundlage wählte, war sehr richtig: dieser sei ja die am meisten slovakische Mundart. So ist das Neuslovakische als Aufweckungs- und Einigungsmittel der Slovaken und als Abwehrmittel gegen die Magyaren zu betrachten ⁴⁾. Es war zudem durch die vorangegangene Entwicklung (Kollár!) vorbereitet worden ⁵⁾. Das Resultat hat Štúrs Erwartungen nicht getäuscht: die Slovaken sind nicht untergegangen, und ein neues frisches Leben, besonders in der Literatur, ist aufgeblüht.

Hier wird also Štúrs Tat als etwas heilvolles und durch die Umstände gebotenes gewürdigt; zugleich wird sie als die normale,

¹⁾ Heutzutage u. a. vertreten von Škultéty in seinen öfters zitierten Werken; Krčméry; S. Št. Osuský (Filozofia Štúrovcov: I Štúrova Filozofia, Myjava 1926; II Hurbanova Filozofia, Myjava 1928); usw.

²⁾ Škultéty, Sto dvadsatpäť rokov usw., S. 46.

³⁾ Vgl. Julius Bodnár, Dr. Josef M. Hurban, jeho život a dielo 1817—1888, Bratislava 1925, S. 25—26.

⁴⁾ Osuský, Štúrova Fil., S. 242 ff.: Hauptmotiv war das Leben, die Einheit der Slovaken.

⁵⁾ Vlček, Dejiny lit. slov., S. 100. Später hat Vlček mehr der neueren, hierunter beschriebenen Auffassung gehuldigt: z. B. Lit. č. 19. stol. III, S. 440.

wenn auch vielleicht durch die besonderen Zeitverhältnisse veranlasste Fortsetzung einer früheren Entwicklung betrachtet. Ganz anders urteilt die andere Auffassung, die in neuerer Zeit von fast allen Tschechen ¹⁾ und von einigen hervorragenden, tschechisch orientierten Slovaken ²⁾ vertreten wird. Nach ihr ist die Schöpfung des Neuslovakischen nicht das normale Resultat der slovakischen Sprach- und Stammesentwicklung, sondern viel mehr ein plötzlicher Umschwung des bisherigen Kurses, eine Abweichung von dem bisher betretenen Wege, und zwar aus äusseren, politischen Gründen. Zum richtigen Verständnis dieser Anschauung müssen wir die Ereignisse selbst etwas eingehender betrachten.

Es steht über allem Zweifel fest, dass Štúrs Entschluss zum Schriftslovakischen schon im Jahre 1843 genommen worden ist. Seine Hauptverteidigungsschrift: „Nárečja slovenskuo alebo potreba písanija v tomto nárečí“ hat er nämlich nach eigenem Geständnis schon in diesem Jahre geschrieben, obzwar sie erst 1846 in Druck erschien ³⁾. Štúrs junger Freund und Mitarbeiter Francisci Rimavský, der in dieser Zeit ganz unter seinem Einfluss stand, schrieb bereits Februar 1843 einen Brief in der „neuen Sprache“ und verkündigte schon Januar 1843 in einem tschechisch geschriebenen Brief die neue Ideologie des selbständigen slovakischen Stammes, so wie sie später von Štúr selber ausführlicher ausgearbeitet worden ist. Offensichtlich war er hierzu von Štúr inspiriert worden ⁴⁾. Dieser Brief ist nach Hodža die früheste Andeutung des neuen Kurses, die wir aus Štúrs Kreis besitzen. Wir fanden aber im Archiv des slovakischen Museums einen Brief Hurbans an A. H. Škultéty vom 28. Dezember 1842, in dem einerseits mit der Zugehörigkeit der Slovaken zu den Tschechen ganz gebrochen wird und die Slovaken als ein selbständiger Stamm im Slaventum betrachtet werden, andererseits der Nachdruck darauf gelegt wird, dass die Slovaken fortan als eine selbständige Nation, auch gegenüber der Regierung, auftreten werden. Dieser Brief

¹⁾ Z. B. Pražák in seinen öfters zitierten Werken; ferner Chaloupecký, Č Č H XXVI (1920), S. 217—241; e. t. q.

²⁾ In erster Linie Milan Hodža, Československý Rozkol, T. Sv. Martin 1920; weiter Štefánek u. a.

³⁾ Hodža, Čsl. Rozkol, S. 144 ff.

⁴⁾ ibid., S. 137—142.

ist mit demselben Recht als derjenige Rimavský's als ein Zeichen des neuen Kurses zu betrachten¹⁾. Der Entschluss, die neue Richtung einzuschlagen wird also wohl gegen das Ende des Jahres 1842 zur Reife gekommen sein.

Warum gerade damals? Milan Hodža beantwortet diese Frage in seinem Buche *Československý Rozkol*, indem er darauf hinweist, dass kurze Zeit vorher (Oktober 1842) slovakische Edelleute aus dem Komitat Turec Štúr ein Beistimmungszeugnis zu seinem Gesuch um die slovakische Zeitung anboten, dass aber die von 148 Adeligen aus Turec unterzeichnete Adresse, die Februar 1843 in Štúrs Händen war, den Wunsch enthielt, dass die Zeitung in slovakischer Sprache herauskommen sollte²⁾. Der slovakische Adel sei nach Hodža hierbei wohl vor allem durch die Abneigung von der Magyarisierung und Modernisierung Ungarns geleitet worden³⁾. Štúr aber brauchte diesen Adel als gesellschaftlichen Kern der slovakischen nationalen Individualität, die ohne ihn nicht genug Lebensfähigkeit hätte. Er habe ihm daher in der Schriftsprache den Willen getan und so tritt, nach Hodža, das Schriftslovakische in das slovakische öffentliche Leben als „das Resultat einer Über-einkunft mit dem Adel“⁴⁾.

Dieser Adel war nun aber bekanntlich politisch ganz mit Ungarn zusammengewachsen⁵⁾. In ihm lebte das alte Sprichwort: extra

¹⁾ Schon vorher gab es Äusserungen Hurbans in slovakischem Sinne, aber es besteht doch ein Unterschied zwischen unserem Brief und demjenigen, welchen Hurban ein Jahr vorher (18. Dez. 1841) an Pospíšil schrieb (Pražák *Děj. spis. slov.*, S. 295). Dort schreibt er: *my jsme... vůdcové kmene poněkud od Čechů rozdílného* (wir spatiieren) (weiter aber) .. *nech se nediví žádný Čech, že my zoupna Čechové nejsme*. In dem Brief von 1842 (28 Dez.) drückt er sich aber viel entschiedener aus: „*My sme už od dávno s Čechy v odporu, nyní to vystaupiti musí vážně. My jsme Slováci veskrze, u nás nic není českého, naše díla jsou plod ducha veskrz slowenskeho; . . . My se musíme immediate centralisovati w centrum Slowanstwa, a nemáme zapotřebí těch (?) Intermediatorství, Slowák do Čecha, a jeho milost Čech teprw do Slowanstwa, proč ne zrowna Slowák-Slowan; Čech-Slowan; usw. (Wir spatiieren).*“

²⁾ Hodža, *Rozkol*, S. 216—226.

³⁾ Vgl. oben, S. 153.

⁴⁾ Hodža, *Čsl. Rozkol*, S. 226.

⁵⁾ *ibid.*, S. 289.

*Hungariam non est vita, aut si vita, non est ita*¹⁾. Wenn man ihm zu liebe die tschechoslovakische Einheit auflöste, so bedeutete das eine Umorientierung in ungarischer Richtung. Die Slovaken traten jetzt nicht mehr auf als Teil einer ausserungarischen Nation, sondern als ein ganz in Ungarn gehörender Stamm, dessen führende Schicht sogar von Mitgliedern der „*natio hungarica*“ gebildet werden sollte.

Das sich-stellen-wollen auf den Boden des ungarischen Staates war, nach Hodža, auch sonst die Absicht der Schöpfung des Neuslovakischen²⁾. Dadurch würden nämlich die früher öfters gegen die Slovaken geäußerten Beschuldigungen der Unloyalität gegen den Ungarischen Staat, des „Panslavismus“, aufhören³⁾. Und wenn man schon die heftigen magyarischen Nationalisten nicht gewinnen würde, man konnte doch hoffen, mit Hilfe der konservativen, gemässigten Magyaren und gestützt durch die Wiener Regierung, die magyarische Nationalstaatsidee zu zerschlagen und für die Slovaken eine nationale Existenz in Ungarn zu erlangen, die es für Tschechoslovaken nicht gab. Die Schöpfung des Neuslovakischen sei daher eine politische Tat, ein *politicum*, und zwar ein *politicum hungaricum*⁴⁾. Sie trägt also nach der Anschauung Hodžas c.s. einen ziemlich willkürlichen Charakter, wurde nur durch die äusseren Umstände veranlasst, keineswegs aber aus innerer Notwendigkeit geboren⁵⁾. Manche betrachten sie sogar als einen Fehltritt, der die Slovaken auf einen Abweg führte, von dem sie am besten täten so bald wie möglich zurück zu kehren.

Die Moral der Geschichte wollen wir aber vorläufig beiseite lassen. Fragen wir zunächst: Ist die oben auseinander gesetzte Deutung der Tatsachen annehmbar? Zum Teil, ja. Das politische Motiv — die Hoffnung den Adel zu gewinnen und dem slovakischen Volk

¹⁾ Seton-Watson, *Racial Problems in Hungary*, S. 90.

²⁾ Hodža, *Čsl. Rozkol*, S. 194, 287—290.

³⁾ Dass derartige Beschuldigungen tatsächlich häufig waren geht hervor aus Kwěty, Beilage: *Nowiny z oboru literatury uměnj a věd*, č.X, 20 Mai 1841, S. 38 f.; Hurban, *Českje Hlasi proti slovenčině*, v. Skalici 1846, S. 48—49; Hurban, Brief an Pospíšil vom 29. Mai 1846, Hs., *Archiv des Č. Museums in Prag*; Vgl. ferner Pražák, *Dějiny spis. slov. usw.*, S. 344—345; derselbe, *Slovenské Studie*, S. 68—69.

⁴⁾ Der Ausdruck ist von Hodža ins Leben gesetzt: *Rozkol*, S. 10—12.

⁵⁾ Vgl. Hodža, *Rozkol*, S. 157.

den ihm in Ungarn gebührenden Platz zu erwerben — hat gewiss in bedeutendem Masse zu dem Entschlusse Štúrs beigetragen. Zwar behauptet Škultéty¹⁾, dass es keineswegs fest steht, ob der Turecer Adel wirklich eine slovakisch geschriebene Zeitung wünschte. „Slovenský“ wurde ja in dieser Zeit öfters im Sinne von tschechisch gebraucht; das könnte auch hier der Fall gewesen sein. Das könnte gewiss so sein, ist aber wohl nicht so; denn Hurban selber bezeugt wiederholt, dass die Adeligen eine *slovakische* Zeitung wollten²⁾. Und das stimmt ganz mit dem überein, was wir über ihre Nationalgesinnung schon früher bemerkt haben³⁾. Nur für eine slovakische, nicht für eine tschechoslovakische Sache wollten sie ihre Mitarbeit verleihen. Dass Štúr, der für die Bedeutung des Adels für die nationale Sache ein gutes Verständnis hatte, unter dem Einfluss des adligen Angebots und der dabei gestellten Bedingung seinen Entschluss zum Neuslovakischen genommen hat, liegt jetzt auf der Hand. Beide Ereignisse fielen ja in dieselbe Zeit. Ausserdem haben wir das Zeugnis verschiedener Jungslovaken, dass das Slovakische den Adel gewinnen sollte⁴⁾.

Auch die weitere Behauptung Hodžas, dass nämlich Štúr c.s. die Verbindung mit den Tschechen abschnitten weil sie nur so auf Anerkennung der Slovaken in Ungarn hoffen konnten, wird durch eine Reihe von Zeugnissen bestätigt. Besonders zutreffend sind in diesem Zusammenhang die Worte Hurbans in seiner gegen die tschechische Kritik gerichteten Verteidigungsschrift: *Českje Hlasi* usw.⁵⁾, wo er ausführt, dass in Ungarn der tschechische Stamm weniger gelte als der slovakische. Überhaupt habe keine einzige Nation in Ungarn als Nation irgendwelche Rechte; es gäbe nur eine Nation in Ungarn und zwar den Adel. Nur in sofern der slovakische Stamm seine Magnaten und Edelleute habe, könne er politische Rechte erwerben. Die literarische Verbindung mit den Tschechen habe den Slovaken nur geschadet. „Wir sind ein

¹⁾ *Sto dvadsatpäť rokov* usw., S. 139.

²⁾ Hurban an Pospíšil, 29. Mai 1846; Hurban, *L'ud. Štúr, Slov. Pohl'ady* II (1882), S. 127 ff.

³⁾ Oben, S. 153-154.

⁴⁾ Štúr, *Nárečja slovenskuo* usw., S. 83—84; derselbe in den *Prager Národní Nowiny* (Redaktor Havlíček), 2. Mai 1848; Hurban, *Brief an Pospíšil* 29. Mai 1846; derselbe, *Českje Hlasi* usw., S. 15.

⁵⁾ S. 26.

Stamm im Slaventum, aber auch ein Stamm des ungarischen Staates; und das Wohl unseres Stammes dürfen wir weder in Böhmen noch in Polen suchen, sondern nur auf der Grundlage des ungarischen Slovaktums“. Kann man sich ein positiveres Bekenntnis zum „*politicum hungaricum*“ vorstellen? Es zu leugnen hiesse mit Štúr und Hurban selber in Streit geraten¹⁾.

So weit müssen wir Hodža, Pražák usw. beistimmen. Die von der anderen Seite gegen das „*politicum hungaricum*“ angeführten Gründe sind als untriftig abzulehnen²⁾. Eins dürfen wir aber nicht aus dem Auge verlieren: dass es Štúr in allem nur um das Heil des slovakischen Volkes zu tun war. Es ist notwendig das zu betonen, denn der Ausdruck *politicum hungaricum* hat das Missverständnis geweckt, alsob Štúrs Tat ein Nachgeben, eine Konzession an den Geist des Magyarismus gewesen wäre³⁾. Den Magyarismus hat Štúr nach wie vor bestritten, und nachher vielleicht noch mehr als zuvor. Seine Tat war denn auch ein Verteidigungsmittel in diesem Streit⁴⁾, ein Mittel, wodurch er sein Volk vereinigen und verstärken⁵⁾ und den Gegnern ein Angriffsmittel (die Be-

¹⁾ Es liesse sich noch eine Menge von anderen Stellen zitieren, wo derselbe Gedanke ausgedrückt worden ist, z. B. Štúr, *Nárečja* usw., S. 83—84; ders., *Nár. Nowiny*, 2. Mai 1848; Hurban, *L'ud. Štúr, Sl. Pohl'. II* (1882), S. 127 ff.; ders., *Č. Hlasi*, S. 15, 17—18, 37, 58; Štúr an S. B. Hroboň, *Bratislava* 1845, 17. rujna, *Hs. Matica Slovenská: Novini politické slovenskje v Uhorsku* musja sa stať na stanovisku štátného uhorského práva, bo sa inakšie ani len pohnúť nemuožu. Vgl. ferner Pražák, *Děj. spis. slov. usw.*, S. 309—312, 338—344, 349—350.

²⁾ So z. B. die Bemerkungen Škultéty's: *Sto dvadsatpäť rokov* usw., S. 91—92. Die Argumentation Osuský's (*Štúrova Filozofia*, S. 238), welche beweisen soll, dass Štúrs Entschluss schon lange vor 1843 zustande gekommen, und somit nicht unter dem Einfluss der adligen Aktion genommen sei, ist schwach. S. 273—282 weist Osuský zwar mit Recht auf einige schwache Punkte in Hodžas Darstellung, zum Teil übereinstimmend mit unserer hier unten folgenden Kritik, geht aber in seiner Ablehnung des „*politicum hungaricum*“ zu weit.

³⁾ Vgl. Pavel Bujnák in *Prúdy VIII*, S. 225. Milan Hodža trägt an diesem Missverständnis selber Schuld wegen seiner unvorsichtigen Ausdrucksweise. Vgl. z. B. *Čsl. Rozkol*, S. 400: . . . priznal sa Štúr, že rozluka stala sa k vóli zemianstvu a maďarstvu.

⁴⁾ Vgl. Škultéty, a. a. O., S. 46.

⁵⁾ Das bezeugt Štúr selber in seinem *Narečja* usw., S. 18. Schon im Jahre 1827 bezeugte Hamuljak, dass die Slovaken gegen die Magyarisierung nur durch das Slovakische gerettet werden konnten. (*Sokol II*, S. 6).

schuldigung der Unloyalität) aus den Händen schlagen wollte. Das Gewinnen des Adels kann man ganz gut unter diesem Gesichtspunkt — Vereinigung und Kräftigung des Volkes — betrachten. Aber auch in anderer Hinsicht hat Štúr dieses Ziel erreichen wollen. Er handelte nicht nur dem Adel und dem ungarischen Staat zuliebe; er wollte durch das Slovakische auch die Katholischen und Evangelischen vereinigen und das Volk zu einem kräftigen Nationalleben aufwecken. Milan Hodža weist diese zwei Beweggründe zurück — wir meinen aber mit Unrecht.

Von den Katholischen behauptet Milan Hodža ¹⁾, dass sie in dieser Zeit keine prinzipiellen Separatisten mehr gewesen seien, und dass Štúrs Abtrennung folglich auch nicht ihnen zuliebe geschehen sein könne. Den ersten Teil dieser Behauptung haben wir schon früher ²⁾ ablehnen müssen in sofern sie einen Umschwung bei den Katholischen in tschechoslovakischer Richtung voraussetzte, der nach unserer Meinung nicht da war; auch blieb ja der Zwiespalt in der Schriftsprache bestehen. Die Hoffnung ihn zu überwinden haben wir daher schon damals als ein mögliches Motiv, das Štúr zu seiner sprachlichen Schöpfung trieb, angenommen. Milan Hodža aber leugnet dieses Motiv und führt dazu ausser dem soeben erörterten Argument noch an, dass die katholischen Sloaken im Anfang von Štúrs Entschluss nichts gewusst hätten und dass Štúr sie sogar nachher mit Vorsicht und Nachgiebigkeit behandeln musste um sie für seine Sache zu gewinnen. Tatsächlich gibt es einige Briefe Štúrs, welche dies bestätigen ³⁾, und sicher ist auch, dass die Einigung mit den Katholischen erst im Jahre 1847 zustande kam. Die Zusammenkunft, wo dies geschah (in Čachtice) sei nach Hodža auch keineswegs eine Konzession Štúrs an die Katholischen gewesen: Štúr sei im Gegenteil ein entschiedener Separatist gewesen als sie, und einer der katholischen Führer, Hattala, hat zusammen mit M. M. Hodža statt der anfangs von Štúr c.s. gebrauchten, phonetischen, von der tschechischen

¹⁾ Die betreffenden Stellen in seinem Čsl. Rozkol sind: S. 9—10, 154 ff., 191 ff., 227, 293 ff.

²⁾ Vgl. Oben, S. 151-152.

³⁾ Ausser dem S. 173 und 193 von Hodža zitierten Brief Štúrs an Zoch (23. Feb. 1846) fanden wir im Archiv der Matica Slovenská noch zwei Briefe Štúrs an S. B. Hroboň (18. Feb. und 3. März 1846) ganz in demselben Geist geschrieben.

stark abweichenden Orthographie eine mehr an das Tschechische anschliessende slovakische Rechtschreibung und Grammatik entworfen, die noch immer die Grundlage der heutigen slovakischen Schriftsprache bildet. Der katholisch-evangelische Streit war also nach Hodža nicht entscheidend in der Frage des Slovakischen ¹⁾.

Diese Argumentation Hodžas ist nicht ohne Bedeutung. Jedenfalls geht wohl aus ihr hervor, dass Štúrs Entschluss von 1842—'43 nicht die Frucht einer Übereinkunft mit den Katholischen war. Dass er aber nicht die Hoffnung gehegt hätte durch seine slovakische Schriftsprache auch die literarische und nationale Einheit mit den Katholischen zustande zu bringen, will uns nicht einleuchten. Sagt er es doch selber wiederholt ²⁾ und auch sein Freund Hurban äussert sich in diesem Sinne ³⁾. Das Zögern der Katholischen sich Štúr anzuschliessen liesse sich ganz gut erklären aus der traditionellen Scheidung der beiden Konfessionen, besonders aus dem Umstand, dass das Bernolákische auf einem Dialekt der überwiegend katholischen Westslovakei beruhte, während die Mittelslovakei, aus welcher Štúr seine Schriftsprache hernahm, stark evangelisch ist. Man braucht daher nicht notwendigerweise an Tschechophilie bei den Katholischen zu denken, wenn sie bei einzelnen auch eine Rolle gespielt haben mag. Wie dem allem aber auch sei, sicher ist jedenfalls, dass die katholisch-evangelische Einheit durch das Neuslovakische zustande gekommen ist, während sie, solange das Tschechische bei den Evangelischen herrschte, nicht erreicht wurde. Das sind Tatsachen, das übrige ist eitle Spekulation ⁴⁾.

Betrachten wir jetzt das andere Motiv: das Aufwecken und für die nationale Sache Gewinnen des slovakischen Volkes in seinen breiten Schichten. Hodža ⁵⁾ leugnet, dass auch dies ein Beweggrund

¹⁾ Hodža, Rozkol, S. 193.

²⁾ Štúr, Nárečja, S. 69—70; Štúr, Nauka Reči Slovenskej, Prešpork 1846, S. VIII; Štúr, Nár. Nowiny 1848, 2. Mai.

³⁾ Hurban, Č. Hlasi usw. S. 15; siehe ferner Pražák, Slovenská otázka v době J. M. Hurbana, S. 173, 193.

⁴⁾ Unsere Auffassung, dass die Vereinigung mit den Katholischen auch ein Motiv zu der slovakischen Abtrennung gewesen ist, wird geteilt von Vlček, Lit. č. 19. stol. III, S. 441; Tourtzer, Louis Štúr etc., S. 141 ff.; Pražák, Děj. spis. slov., S. 338.

⁵⁾ Čsl. Rozkol, S. 109—111 und S. 179 ff.

Štúrs bei seiner sprachlichen Schöpfung gewesen wäre. Štúr sei ein geistiger Aristokrat gewesen, und wenn er auch immer von dem Bedürfnis des slovakischen Volkes nach einer eigenen Sprache spricht, so versteht er das „Volk“ nicht empiristisch-demokratisch, sondern metaphysisch, also mehr im Sinne seines Lehrmeisters Hegel. Seine Zeitung habe er nicht slovakisch geschrieben damit sie zugänglicher für das Volk würde; denn bis zu der Ablehnung des ersten Gesuches um die Genehmigung der Zeitung habe er sie tschechisch schreiben wollen. Auch Pražák¹⁾ behauptet, dass die slovakische Zeitung in erster Linie für andere als für die breite Volksmasse bestimmt gewesen sei, und zwar für den Adel: wie liesse sich sonst erklären, dass Štúr rein-slovakische Ausdrücke durch ihre lateinischen oder deutschen Aequivalente erläutert? Das war nur nötig für diejenigen, die ihr slovakisch schon beinahe vergessen hatten, also nicht für das gewöhnliche Volk.

Die konservativ-aristokratische Gesinnung, die Hodža bei Štúr voraussetzt, ist nach unserer Meinung ins einseitige übertrieben. Auf diesen Punkt werden wir später noch zurückkommen. Dass Štúr in dieser kritischen Zeit mehr als früher Rücksicht auf den Adel nahm, der überdies (wenigstens teilweise) seine Hilfe anbot, haben wir bereits konstatiert, und es ist auch sehr verständlich, dass er dabei, wie Pražák zeigt, besonders für ihn Erläuterungen in seiner Zeitung gab. Das alles beweist aber noch nicht, dass er *nur* auf den Adel Rücksicht nahm und *nur* für ihn schrieb, wie Hodža es vorstellt.

Wenn wir nun aber annehmen würden, dass Štúr und die Seinigen durch das Slovakische sich auch dem Volke annähern und ihn zum Nationalbewusstsein aufwecken wollten (wie sie das auch selber bezeugen²⁾), so tut sich sofort die Frage auf: war denn dazu gerade das Slovakische notwendig? Hätte eine tschechisch geschriebene Zeitung (und Literatur überhaupt) nicht auch dasselbe erreichen können? Verstanden die Slovaken denn auf einmal keine tschechischen Schriften mehr?

Das letztere war gewiss nicht der Fall³⁾. Wenn man schon Mühe

¹⁾ z. B. in seiner Kritik auf Osuský's Štúrova Filozofia, Naše Věda VIII, S. 209.

²⁾ Štúr, Nářečja, S. 10 und S. 63—66; Hurban, Č. Hlasi, S. 14; Hurban in Nitra II, S. 310—312, zitiert von Hodža, Čsl. Rozkol, S. 162.

³⁾ Štúrs Genosse M. M. Hodža schreibt in seiner Schrift Větín, dass die Slovaken, denen die tschechischen Predigten schwer verständlich waren,

mit dem Tschechischen hatte, so hatte daran nicht die tschechische Form der Sprache Schuld: man hatte sie doch Jahrhunderte lang in der Kirche gehört und verstanden. Viel mehr lag es an den vielen Neubildungen (Neologismen und neuen Ausdrücken), welche die moderne von Jungmann und anderen neugestaltete Schriftsprache aufzeigte¹⁾. Es war natürlich für die Slovaken ungünstig, dass diese Neugestaltung sich so ziemlich ohne slovakischen Einfluss vollzogen hatte. Kollár und Šafařík hatten deswegen schon die Bildung einer slovakisierten Schriftsprache gewünscht²⁾; sie war aber bekanntlich nicht entstanden³⁾. Dabei war und blieb die Gelegenheit das Volk in der (tschechischen) literarischen Sprache auszubilden sehr gering. Ausser einigen kirchlichen Schulen, wo man die alte biblische Sprache unterrichtete, gab es kein slovakisches Volksschulwesen. Die Hoffnung, dass es je eines geben würde, hatte bei dem in Ungarn herrschenden Geist nicht viel Aussicht bald erfüllt zu werden⁴⁾. Derartige Umstände würden auf die literarische Bildung eines jeden Volkes ungünstig wirken; hier taten sie es um so mehr, weil die literarische Sprache der Volkssprache ziemlich entfernt war und sich von ihr noch immer mehr entfernte⁵⁾. Und sie bewirkten noch etwas anderes: dass die Schriftsteller selber die Schriftsprache nicht mehr genügend beherrschten, um sich ganz frei in ihr ausdrücken zu können⁶⁾. Das eine wie das andere musste ihrer Aufweckungstätigkeit unter dem Volke wohl hinderlich sein.

auch mit den slovakischen Mühe hatten (zitiert von Hodža, Rozkol, S. 165).

¹⁾ Darüber handelt ein Brief Bělopotocký's, dessen Inhalt teilweise wiedergegeben ist in Kwěty, 2er Jahrg. 1835, Beilage I, S. 12.

²⁾ Vgl. oben, S. 127—128.

³⁾ Über die Unnachgiebigkeit der Tschechen in dieser Hinsicht, und überhaupt über das all zu tschechozentrische Benehmen mancher Prager Literatoren haben die Slovaken sich öfters beschwert. Vgl. Hodža, Rozkol, S. 111—112, 140—142; Štúr, Nářečja, S. 32. Vgl. über die tschechische Selbstgenügsamkeit noch Pražák, Děj. spis. slov., S. 354—355; Denis, La Bohême depuis la Montagne Blanche, II, S. 223 ff.

⁴⁾ Vgl. Hurban, Č. Hlasi, S. 57—58.

⁵⁾ Über die niedrige Bildungsstufe des slovakischen Volkes während der tschechischen Schriftsprache berichtet Kadavý, Brief an Šembera, 15. Juli 1844, Bratislava II, č. 1—2, S. 207 ff.

⁶⁾ Vgl. Hodža, Rozkol, S. 181—182; Hurban, L'ud. Štúr, Sl. Pohl', 1882 (II), S. 540.

Nun bleibt es natürlich fraglich, ob diese Schwierigkeit an sich zu der slovakischen Abtrennung genügt hätte. Sie bestand ja auch schon lange vorher. Aber in dieser Zeit empfand man sie mehr als früher und in Kombination mit den schon erwähnten anderen Motiven hat sie gewiss das ihrige zu dem Entschlusse Štúrs beigetragen ¹⁾. Das „*politicum hungaricum*“ mag dabei zeitweilig, wenigstens bei Štúr und Hurban, überwogen haben; aber es ist unzulässig diesen neuen Faktor, der die aus bestimmten Gründen schon anwesende Slovakisationstendenz in die Realität umwandelte, als den einzig wichtigen zu betrachten. Bei M. M. Hodža steht er sogar, wie wir sehen werden, durchaus nicht an erster Stelle.

Wir haben jetzt die Hauptmotive praktischer Art, die Štúr zu seiner Tat bewogen, auseinandergesetzt. Wie man nun über sie denken möge: dass Štúr in Bezug auf den Adel und die ungarische Regierung all zu grossen Optimismus hegte; dass er die Katholischen auf andere Weise hätte gewinnen können; dass die sprachlichen Schwierigkeiten in Bezug auf das Volk durch Erklärungen beim Texte, oder besser noch durch die Herausgabe eines differenzierten Wörterbuches hätten überwunden werden können — eins steht doch wohl fest, dass nämlich die tschechische Literatur und Kultur, und folglich auch die tschechoslovakische Nationalidee, in der Slowakei nur eine sehr schwache Position einnahmen. Wir haben darauf auch früher schon hingewiesen ²⁾. In dieser kritischen Zeit kam aber die Schwäche erst recht deutlich an den Tag. Die tschechoslovakische Nationalidee war den Magyaren mehr noch als die slovakische verdächtig; sie war vollkommen ungeeignet den Adel zu gewinnen; die Katholischen waren ihr nie richtig zugetan gewesen; das Volk, das die neuere tschechische Literatur

¹⁾ So urteilt auch Vlček, Lit. č. 19. stol. III, S. 411. Sogar Pražák (Dej. s. s., S. 338) nennt unter den Motiven Štúrs die Rücksicht auf das Volk, dem der slovakische Dialekt am nächsten war. Dass das Slovakische ein ausserordentliches Mittel war um das Nationalbewusstsein zu kräftigen und die breiten Massen des ungeschulten Volkes zu gewinnen, behauptet auch Karol Golaň, *Revolučné Pokolenie*, Myjava 1926, S. 27. Es hat in dieser Hinsicht auch guten Erfolg gehabt: vgl. unten, S. 182-183.

²⁾ Siehe oben, S. 154. Die Schwäche des kulturellen Bandes zwischen den Tschechen und Slowaken wird auch von Zubatý anerkannt und als eine der Ursachen der slovakischen Abtrennung betrachtet (Sborník Matice Slovenskej, I, 3—4, S. 33 ff).

nicht gut mehr verstand und fast nicht las, war nur sehr wenig von der tschechoslovakischen Nationalidee durchdrungen. Das Slovakische schien in jeder Hinsicht besseren Erfolg zu versprechen: Štúr hoffte auf diesem Weg die verschiedenen Schichten des slovakischen Volkes zu vereinigen, ihr Nationalbewusstsein zu verstärken, und, last not least, politische Rechte für die Nation in Ungarn zu gewinnen. So muss, glauben wir, seine Tat begriffen werden.

Bedeutete sie aber nicht trotzdem ein Zerbrechen der jahrhundertelangen tschechischen Tradition in der Slowakei? Das war ja doch kein geringes Opfer! — Štúr hat es gewiss auch nicht gering geachtet; dass er es bringen konnte beweist aber, dass diese Tradition für ihn den tiefsten Kern der slovakischen Nation nicht berührte: sonst hätte er sie nicht preisgegeben. Zwitterartige Kompromisse zu schliessen lag nicht in seinem Charakter, besonders da nicht; wo es die Nation betraf. In seinem Nationalbewusstsein überherrschte die slavisch-slovakische Ideologie Šafaříks und Kollárs, in deren Geist er ja auch aufgewachsen war ¹⁾. Auch bei ihnen war, wie wir im vorigen Kapitel dargetan haben, die slavisch-slovakische Idee primär, die tschechoslovakische sekundär. Štúr hat nun die letztere ganz eliminiert und überhaupt die slovakisch-slavische Nationalphilosophie einigermaßen umgestaltet unter dem Einfluss der Hegelschen Philosophie, die er während seines Studienaufenthaltes in Halle (1838—1840) kennengelernt hatte. Er schlug daher auch ideologisch neue Wege ein, wie das mit seiner praktischen Politik ja auch zusammenstimmte. Das bedeutet aber nicht, dass diese neue Richtung der bisherigen slovakischen Strömung diametral entgegenlief. Es gibt gewiss eine Kontinuität in der slovakischen Entwicklung: Kollár und Šafařík haben praktisch (durch ihr Slovakisationsstreben) sowie auch theoretisch das Werk Štúrs vorbereitet. So haben es die Zeitgenossen gefühlt ²⁾;

¹⁾ Tourtzer, Štúr, S. 71—72, berichtet wie bei den jungen Pressburger Slowaken überhaupt das slovakische Nationalgefühl das tschechische überherrschte.

²⁾ Štúr, *Nárečja*, S. 50 und 71—72; M. M. Hodža, *Dobruo Slovo Slovákum*, v Levoči 1847, S. 80; gegenüber der Kritik der sprachlichen Abtrennung seitens Kollár und Šafařík schrieb der junge slovakische Dichter Sládkovič: *Otcovia draží! nehnevajte sa na naše vlastného ducha* usw. (Škultéty, *Sto dvadsaťpäť rokov*, S. 99).

so haben es auch die meisten späteren Forscher gesehen¹⁾. Nur Milan Hodža²⁾ leugnet es und behauptet, dass Kollár und Šafařík mit ihrem Streben gerade die tschechoslovakische Einheit befördern wollten, während Štúr's Tat ihre Aufhebung und Ersetzung durch die Idee der slovakischen Nation im ungarischen Staat bedeuten sollte. Aber dabei überschätzt Hodža einerseits die tschechoslovakische Gesinnung Kollár's und Šafařík's und andererseits übertreibt er — wie wir auch früher schon darstellten — die politische Bedeutung der sprachlichen Schöpfung Štúr's. Überhaupt war das tschechoslovakische Nationalbewusstsein vor der Einführung der mittelslovakischen Schriftsprache gar nicht so stark wie Hodža behauptet³⁾; und umgekehrt war Štúr nicht der prinzipielle nationale Schismatiker wie Hodža ihn darstellt⁴⁾. Er hat wiederholt bezeugt, dass er ein völliges Abreißen der tschechoslovakischen Beziehungen nicht wollte — und zwar nicht nur in der Verbrüderungsstimmung des Jahres 1848⁵⁾, sondern auch in seinen, mitten in den ersten Kämpfen entstandenen Schriften⁶⁾.

Die Einführung des Slovakischen bedeutet daher zwar eine wichtige Aenderung, aber keine so radikale wie Milan Hodža es will. Das beweist auch die Figur M. M. Hodža's, die in unseren bisherigen Auseinandersetzungen im Vergleich mit Štúr und Hurban auf dem Hintergrund geblieben ist. Auch er war, wie wir früher sahen, in den dreissiger Jahren ein überzeugter Tschechoslowake, hat sich aber nach 1842 gleich im Anfang Štúr und Hurban angeschlossen. Aber bei ihm überherrscht ein anderes Motiv als bei diesen, und zwar die slovakisch-slavische Ideologie und die romantische Vorliebe für den eigenen Dialekt, ganz in demselben Geiste, wie wir sie bei Kollár und Šafařík kennen gelernt haben⁷⁾.

¹⁾ Vgl. ausser Škultéty a. a. O., S. 28—29 und S. 97 ff.: Vlček, Dej. lit. slov., S. 57—58, 61, 63, 65; ders., Lit. č. 19. stol. III, S. 446; Pražák, Děj. spis. slov., S. 225; Tourtzer, Štúr, S. 61—63; Bujnáč in Prúdy VII, S. 38.

²⁾ Siehe Čsl. Rozkol, S. 88—89, und 97—99.

³⁾ Rozkol, S. 128—133.

⁴⁾ z. B. Čsl. Rozkol, S. 8—9; S. 184—185.

⁵⁾ In dem mehrmals zitierten Artikel der Nár Now. 2. Mai 1848.

⁶⁾ Nárečja, S. 86; in Nauka Reči Slovenskej, S. XI. Vgl. auch Škultéty, Sto dvadsaťpäť rokov etc., S. 119—120.

⁷⁾ Vgl. für den Standpunkt M. M. Hodža's seine Broschüre: Dobruo

Slovake und Slave sind für M. M. Hodža eins und dasselbe. Die Slovaken bilden daher auch keinen absonderlichen slovakischen Stamm: sie sind der Rest der Urslaven, deren Heimat unter der Tatra war. Sie bilden so gleichsam einen slavischen Mikrokosmos und ihre Sprache ist die Mutter aller anderen slavischen Sprachen. Auch das Tschechische ist aus ihr hervorgegangen und ist somit als ein slovakischer Dialekt zu betrachten. Die Überherrschung des Tschechischen in der Slowakei vom 14.—15. Jahrhundert an erklärt sich daraus, dass es damals eine viel höhere Kulturstufe erreicht hatte als das Slovakische. Seit 1620 ist aber dieser Vorzug des Tschechischen verschwunden und es verlor auch je länger je mehr seinen slavischen Charakter. Warum soll man also jetzt noch die Tochter der Mutter vorziehen? Das Slovakische hat seinen slavischen Charakter viel reiner bewahrt und auch seine Lage als zentralslavische Sprache macht, dass es die literarische Ausbildung völlig verdient. Die Slovaken sind das ihrem slavischen Wesen gleichsam verpflichtet; nur so können sie für die anderen Slaven — auch für die Tschechen! — etwas bedeuten.

M. M. Hodža zieht also aus der bekannten slavisch-slovakischen Ideologie die Konsequenz, die Kollár und Šafařík nicht gewagt hatten zu ziehen, weil sie sich aus traditionellen und praktischen Gründen an das Tschechische halten wollten, (sei es auch, dass sie es gerne in slovakischem Sinne umgestaltet hätten). Nun hatten sich aber die Umstände geändert und auch praktische Erwägungen schienen zugunsten des Slovakischen zu sprechen. Und die letzteren — auch die politischen — haben M. M. Hodža's Haltung mit beeinflusst. Es ist nicht wahr, dass, wie Milan Hodža behauptet, das politische Argument bei M. M. Hodža keine Rolle gespielt hätte¹⁾, und übertrieben ist daher auch die Behauptung dass die Abtrennung bei ihm nur sprachlich, und nicht national-

Slovo Slovákom súcim na Slovo, Levoča 1847, besonders S. 73—94. Vgl. ferner Pražák, Děj. spis. slov. S. 413—435.

¹⁾ Mit Recht behauptet das gegen Milan Hodža (Čsl. Rozkol, S. 10, 150—151, und besonders 304—318) Zelmíra Zuriaňová in ihrer (nicht veröffentlichten) Dissertationsarbeit über M. M. Hodža, welche ich durch die Freundlichkeit Prof. Šustas zu Rate ziehen konnte. Zuriaňová bestätigt ihre Meinung durch verschiedene Zitate aus den Schriften und Artikeln M. M. Hodža's.

politisch gewesen wäre. Nur legt M. M. Hodža den Akzent mehr auf die philologischen und historisch-philosophischen, kurz, auf die ideellen Momente, während bei Štúr das Vorherrschen der praktischen, politischen Motive unverkennbar ist. Aber auch bei diesem fehlt die ideologische Begründung seiner Tat keineswegs, ja, sie nimmt in seinen Schriften sogar einen überwiegenden Platz ein. Und die nationale Ideologie Štúrs ist keineswegs so prinzipiell von derjenigen M. M. Hodžas verschieden als Milan Hodža es darstellt. Auch mit der Kollárschen zeigt sie in verschiedener Hinsicht Verwandtschaft. Wir wollen sie noch etwas näher betrachten ¹⁾.

Ihre Grundlage bildet die Hegelsche Philosophie, die Štúr in Halle (1838—1840) durch Erdmann und Schaller kennen gelernt hatte. Auch Geschichte (bei Heinrich Leo) und Sprachwissenschaft (bei Bopp und Pott) hat er dort gehört, aber sein Hauptinteresse richtete sich auf die Philosophie. Die grossartigen Spekulationen und die universellen Tendenzen der Hegelschen Lehre passten auch sehr gut zu dem Geiste Štúrs, der mehr Neigung zu grosszügigen Konstruktionen als zu exakt-kritischer Kenntnis hatte. Es interessierten ihn an Hegels Philosophie am meisten seine Lehren über Staat und Gesellschaft, seine Geschichtsphilosophie, Aesthetik und Religionsphilosophie ²⁾. Im allgemeinen ist er ein treuer Schüler Hegels, der nur in nebensächlichen Punkten vom Meister abweicht. Wichtig ist aber seine Ergänzung der Geschichtsphilosophie Hegels.

Während letzterer nach seiner bekannten Ansicht die Endstufe der weltgeschichtlichen Entwicklung bei den germanischen Völkern stellt, geht Štúr noch einen Schritt weiter und behauptet, dass die Slaven das Volk der Zukunft sind. Man sieht, hier trägt Štúr einen Herdersch-Kollárschen Gedanken in das Hegelsche System hinein. Nahe an Kollár verwandt und zum Teil ihm entnommen ist auch die Begründung der slavischen Zukunftsprophezeiung bei Štúr, sowohl die negative wie die positive. Die negative, indem Štúr wie Kollár die westeuropäische Kultur in verschiedener Hinsicht, besonders aber auf dem Gebiet der Kunst, als ver-

¹⁾ Eine gute aber wenig kritische Darstellung der philosophischen Anschauungen Štúrs bietet das schon zitierte Buch Osuský's: Štúrova Filozofia. Pražáks neulich erschienener Artikel: Hegel a Slovensko (Bratislava V, č. 3) konnte hier leider nicht mehr verwertet werden.

²⁾ Vgl. Osuský, a. a. O., S. 23 ff. und Vlček, Lit. č. 19. stol III. S. 432 ff.

dorben betrachtet ¹⁾; die positive, indem er (ebenfalls, aber mehr noch wie Kollár) besonders die Vorzüglichkeit der Slaven vor andern Völkern aus ihrer Sprache und Poesie herleitet ²⁾. Im einzelnen weicht Štúr hierbei dann allerdings beträchtlich von Kollár ab.

Die Slaven sind nach Štúr das Volk der Poesie. Jedes Volk, das in der Weltgeschichte eine Zeit lang die Führerschaft hatte, hat sein tiefstes Wesen in einen besonderen Zweig der Kunst ausgedrückt: so sind die Inder und Aegypter das Volk der Baukunst, die Griechen zeichneten sich aus durch die Skulptur; die römischen Völker durch die Malerei, die Germanen durch die Musik. Die Slaven sind das Volk derjenigen Kunst, welche auch nach Hegel die höchste ist: die Poesie. Ihr Name (Slovan leitet Štúr ab von slovo = Wort) deutet schon an, dass das Wort ganz besonders ihre Gefühle wiedergibt. Ihnen gehört also, mit der Poesie, die Zukunft.

Diese Poesie wird aber einen neuen Charakter tragen; sie wird nicht menschlichen Stimmungen und Leidenschaften Ausdruck geben, sondern die Natur, die Religion, Familie, Nation und Menschheit besingen; sie wird Natur und Geist umfassen, eine kosmische Harmonie im Reich des Geistes bringen, wie sie der Slave Kopernik in der Natur gefunden hat. Die bisherigen slavischen Dichter wie Mickiewicz, Puschkin oder Kollár tragen noch zuviel fremde Elemente in sich, das Vorbild des künftigen slavischen Dichters wird das slavische Volkslied sein, das die Keime der wahren Poesie in sich trägt ³⁾.

Auch die slavische Sprache verbürgt der Nation eine grosse Zukunft. In einem an Béls Lobpreisung ⁴⁾ erinnernden Abschnitt führt Štúr aus, wie sie die Trefflichkeiten aller anderen Sprachen in sich vereinige ⁵⁾. Die verschiedenen Eigenschaften der anderen Sprachen spiegeln sich in den verschiedenen Mundarten der slavischen Sprache: so gleicht das Russische dem Lateinischen, das Polnische dem Französischen, das Serbische dem Italienischen, das

¹⁾ Tourtzer, Louis Štúr, S. 223; Štúr, Nářečja, S. 72 ff.

²⁾ Vlček, Lit. č. 19. stol. III, S. 436 ff.; Tourtzer, a. a. O., S. 218; Osuský a. a. O., S. 122 ff. Über Kollár vgl. oben, S. 116 ff.

³⁾ Vlček a. a. O., Osuský, a. a. O., S. 172 ff.

⁴⁾ Siehe oben, S. 91.

⁵⁾ Nauka reči slovenskej, S. 4—5.

Tschechische dem Deutschen und das Slovakische dem Griechischen. Gerade die Vielförmigkeit der slavischen Sprache ist ein Beweis ihrer Vorzüglichkeit; sie stimmt darin mit der Griechischen überein.

Und mit dieser Vielförmigkeit der Sprache korrespondiert eine Vielstammigkeit der slavischen Nation, welche auch ein Beweis des Reichtums der Veranlagung, der Begabung, der Elastizität und Lebendigkeit des Geistes ist ¹⁾. Darum müssen die Stämme sich auch frei entfalten können, sonst kann kein wirklich blühendes organisches Nationalleben entstehen. Das heisst aber nicht, dass jeder Stamm, wie winzig und unbedeutend er auch sei, seine eigene Mundart zur Schriftsprache erheben soll; wohl aber soll das tun jeder Stamm, der etwas eigenes, geistiges besitzt, dessen Mundart rein und unverdorben ist und der seine eigene Literatur zu erhalten geistig und materiell im Stande ist. Streitet es aber nicht gegen die slavische Wechselseitigkeit die Zahl der bestehenden Literaturen oder Schriftsprachen zu vermehren? Nein, antwortet Štúr, denn die Wechselseitigkeit kann nicht bedeuten, dass man, um faulen Slaven, die keine neuen Sprachen lernen wollen, entgegenzukommen, wirkliches, natürlich aufgewachsenes Leben zum Schaden der Lebenskraft der Nation willkürlich unterdrückt. Wahre Wechselseitigkeit bedeutet Liebe und Respekt vor allen Stämmen und Mundarten, Kollárs Beschränkung der slavischen Mundarten (und Stämme) auf vier ist darum in Streit mit der wahren Wechselseitigkeit, wenn auch seine Absicht gut war. Štúr will die Zahl der slavischen Stämme auf elf stellen (Gross-Russen, Klein-Russen, Bulgaren, Serben, Kroaten, Slovenen, Polen, Tschechen, Ober-Lausitzer, Nieder-Lausitzer und Slovaken), wobei er allerdings den Bulgaren rät sich den Serben, und den Slovenen sich den Kroaten anzu-

¹⁾ Štúr, Nauka usw., S. 3—4; Nářečja, S. 10 ff. Es ist unnötig zu sagen, dass nach Štúr (Nářečja, S. 37 ff.) die anderen Völker, wie Germanen, Franzosen usw. die Gliederung in Stämme nicht besitzen. Von den Germanen haben sich absonderliche Nationen (Skandinavier, Engländer, Niederländer) abgetrennt; bei den Deutschen gibt es nur Dialekte, aber keine „Stämme“. Die französische Nation hätte sich nie so vereinigen können, wenn die alten Gallier wirklich in Stämme zerteilt gewesen wären. Umgekehrt sind nach Štúr die slavischen Stämme natürlich auch nicht durch geographische oder politische Ursachen entstanden. Sie gehören zum tiefsten Wesen der Nation.

schliessen, weil augenscheinlich weder der bulgarische noch der slovenische Stamm etwas individuelles besitze und ihre Mundarten mit fremden Elementen vermischt seien ¹⁾).

Mit den Slovaken steht es nach Štúr in dieser Hinsicht ganz anders. Sie nehmen sich innerhalb des Slaventums ganz besonders aus: ihr Name, ihre Lage, ihre Sprache und Volkspoesie — das alles beweist, dass sie von allen Slaven die echtsten, die reinsten sind. Ihr Name ist ja nichts anderes als eine Variation des allgemein-slavischen Namens; sie wohnen unter der Tatra, dem Zentrum und der Urheimat des Slaventums; ihre Sprache ist wie ein Knäuel, wo alle Drähte der anderen slavischen Sprachen zusammenkommen; sie ist wohl lautender, reiner, unverdorben, kurz, slavischer als jede andere slavische Mundart; und, da Sprache und Nationalgeist aufs engste verbunden sind, so lebt auch in den stillen Tälern der Tatra der slavische Geist in seiner vollen Reinheit und Frische, sich offenbarend auch in den slovakischen Volksliedern, die nicht, wie die tschechische Poesie, durch fremde, westeuropäische Romantik verdorben sind, sondern ihren ursprünglichen slavischen Charakter, die Idylle, „wo sanft die Linde rauscht“, rein bewahrt haben. Hier, bei den Slovaken, ist also das Herz des Slaventums; hier entstand darum auch der Gedanke der slavischen Wechselseitigkeit.

Dies alles berechtigt, ja verpflichtet nach Štúr die Slovaken dazu ihre Mundart zu pflegen, und, weil sie in der Mittelslovaekai am reinsten erhalten ist, das Mittelslovakische als literarische Sprache zu benutzen ²⁾. Denn Sprache und Geist sind ja eins; und wenn die Slovaken fortführen eine fremde Sprache zu schreiben, so würden sie ihrem eigenen Wesen untreu sein, so würden sie auch der slavischen Welt nicht dienen können: denn gerade als rein-slavischer Stamm, mit seiner zentralslavischen, den anderen Stämmen leichtverständlichen Mundart, haben die Slovaken in und für die slavische Nation eine grosse Zukunft ³⁾.

Das Tschechische muss also verlassen werden. Zwar hat es einst den Slovaken etwas höheres und erhabenes gebracht, etwas, das

¹⁾ Štúr, Nářečja, S. 13—18; auch weiterhin in demselben Sinne.

²⁾ Štúr, Nářečja, S. 78; Nauka, S. IX.

³⁾ Štúr, Nářečja, besonders S. 32 ff. und S. 68 ff.

die slovakische Seele tief ergriffen hat. Darum haben die Slovaken damals auch die tschechische Sprache angenommen¹⁾. Aber die tschechische Sprache war für die Slovaken doch immer dasselbe wie das Kirchenslavische für die Russen und Serben: der eigentliche slovakische Geist, der Geist der Tatra, hat während der Zeit der tschechischen literarischen Herrschaft geschlummert. Und jetzt, wo er (zum Teil unter tschechischem Einfluss!) erwacht ist, da können die Slovaken die fremde Herrschaft nicht länger dulden: denn die Tschechen sind ein anderer Stamm als die Slovaken. Ihre Geschichte ist eine andere: „als sie durch ihre Taten und Siege sich Ruhm erwarben, da schlummerten wir in der stillen Tatra“; ihre Sprache ist eine andere (Štúr versucht das auch philologisch darzutun); sie ist, wie das ganze tschechische Wesen überhaupt, unter fremden (meist deutschen) Einfluss gekommen und hat daher vieles von ihrer ursprünglichen Frische, von ihrem slavischen Charakter verloren²⁾. Die Slovaken müssen darum ihren eigenen Weg gehen. Sie sind der zentrale Stamm, der Kern der grossen slavischen Nation, die bestimmt ist die Führung der menschlichen Kultur zu übernehmen; sie sind daher zu grossen Dingen berufen. In seiner Hymne auf den Krivan, einen der ersten Berge der Tatra, sagt Štúr es in aller Kürze: „Was du für die Tatra bist, werden wir für die Welt sein!“³⁾.

Das ist in Hauptlinien die nationale Ideologie Štúrs. Man spürt hierbei, wir wollen es noch einmal betonen, auf jeden Schritt die Verwandtschaft mit der Kollárschen: in dem Slavismus überhaupt, in der Verehrung für Sprache und Volkslied, in der Betrachtung der Slovaken als die zentralen Slaven. Grundsätzlich verschieden ist dann allerdings Štúrs andere Einteilung der slavischen Nation und seine, damit verbundene, andere Auffassung des tschechoslovakischen Verhältnisses. Aber diese neuen Elemente sind doch in gewisser Hinsicht als die Konsequenz der Kollárschen Slovaphilie zu betrachten. Auch zwischen M. M. Hodžas Ideen und denjenigen Štúrs herrscht eine grosse Übereinkunft. Richtig ist

¹⁾ Štúr Nářečja, S. 74.

²⁾ Štúr, Nářečja, S. 23, 49—62, 73 ff., 81, usw.; Vgl. auch Hurban, Č. Hlasi, S. 15—16.

³⁾ Vgl. Vlček, a. a. O., S. 443. Vgl. ferner über den slovakischen Messianismus: Tourtzer, L. Štúr, S. 144 ff.

zwar, dass M. M. Hodža die sprachliche Verwandtschaft zwischen den Tschechen und Slovaken viel mehr betont als Štúr¹⁾; auch bilden bei Hodža die Slovaken keinen absonderlichen Stamm neben dem tschechischen; sie sind überhaupt kein Stamm, sondern der Rest der Urslaven, aus welchen die slavischen Stämme wie Tschechen, Polen usw. sich individualisiert haben. Aber der letztere Unterschied mit Štúr ist doch nicht so wichtig als Milan Hodža behauptet²⁾, denn in ihren Eigenschaften unterscheiden sich die Slovaken (und ihre Sprache) nach M. M. Hodža auf ganz ähnliche Weise wie bei Štúr von den Tschechen. Und diese Unterschiede geben auch M. M. Hodža genügenden Grund für die literarische Abtrennung von den Tschechen.

Noch in anderer Hinsicht will Milan Hodža einen prinzipiellen Unterschied zwischen Kollár und M. M. Hodža einerseits und Štúr andererseits machen. Kollár sei nach Milan Hodža mit seinem humanistischen Nationalismus der geistige Nachkomme der tschechischen Reformation und ihrer Hauptfiguren Hus, Blahoslav und Comenius gewesen, und sei daher auch hierin der lebendige Beweis der tschechoslovakischen geistigen Einheit³⁾. Auch M. M. Hodža sei mit Kuzmány der Träger und Fortsetzer der humanistischen Tradition unter den Jungslovaken gewesen⁴⁾. Dagegen sei Štúr in jeder Hinsicht als Konservativer zu betrachten⁵⁾. Seine Hegelsche Philosophie, seine Beziehungen zu Wien und seine Broschüre „das XIX. Jahrhundert und der Magyarismus“, sein Streben die Gunst des Adels und der ungarischen konservativen Kreise zu gewinnen, seine und Hurbans kirchliche Orthodoxie und Abkehr von dem Rationalismus, und schliesslich seine Verehrung für das tsaristische Russland — das alles soll seine konservative Gesinnung beweisen. Er habe also die bisher bei den Evangelischen herrschende und sie mit den Tschechen verbindende fortschrittlich-humanistische Tradition verlassen und habe sich der ungarisch-konservativen Strömung, so wie sie sich bei den Katholischen,

¹⁾ Vgl. Milan Hodža, Čsl. Rozkol, S. 177.

²⁾ ibidem, S. 304 ff.

³⁾ Čsl. Rozkol, S. 87—88. Auch Chaloupecký (Č Č H XXVI, 1920, S. 235—236) betrachtet die nationale Wiedergeburt in der Slowakei in genetischem Zusammenhang mit der tschechischen Reformation.

⁴⁾ Čsl. Rozkol, S. 382—383.

⁵⁾ ibid., S. 85—86, S. 124 ff., S. 238 ff und S. 372—398.

aber besonders bei dem Adel zeigte, angeschlossen. Sein Hegelianismus habe dazu eine geeignete Grundlage gebildet und die strenge anti-rationalistische kirchliche Orthodoxie sei eine gute Waffe gegen die liberalere ungarische kirchliche Unionstendenz gewesen.

Auch diese Typierung Milan Hodžas ist, obzwar manches an ihr richtig sein mag, einseitig ins extreme geführt. Wir wollen ganz beiseite lassen die Frage, in wiefern Kollárs Humanismus als die Fortsetzung der früheren tschechischen reformatorischen Tradition zu betrachten ist. Denn das würde uns zwingen, Stellung zu nehmen in der bekannten Streitfrage der tschechischen Historiographie, ob und in wiefern die Humanitätsidee der tschechoslovakischen nationalen Aufwecker des neunzehnten Jahrhunderts auf die tschechische Reformation und besonders auf die tschechischen Brüder zurück zu führen ist. Diese Frage würde den Rahmen unserer Arbeit weit überschreiten. Dass Kollárs Nationalismus im Geiste Herders einen humanistischen Charakter trägt haben wir früher konstatiert. Ebenso ist es bei M. M. Hodža: „Der wahre Slovake ist der wahre Mensch. Ecce homo! Ecce Slavus!“ schreibt er in seinem „Dobruo Slovo“¹⁾, und an anderer Stelle²⁾ heisst es, dass das Slaventum nur auf der Menschheit beruhen könne. So weit hat Milan Hodža Recht. Aber auch bei Štúr findet man diesen Humanismus! Die höchste Form der menschlichen Gemeinschaft ist bei Hegel der Staat; Štúr weicht jedoch in dieser Hinsicht von Hegel ab und stellt anstatt dessen Nation und Stamm, aber über der Nation steht auch bei Štúr die Menschheit: „das höchste ist nicht die Nationalität, denn jede Nation ist nur ein Teil der Menschheit“ schreibt er, und anderswo: „in unserem Stamme müssen wir Slaven, in der Nation Menschen sein, das ist unsere hohe Bestimmung“³⁾. Das ist, wie Osuský mit Recht bemerkt, mehr ein Nachklang Herders als Hegels. Und es beweist, dass Štúr in dieser Hinsicht gar nicht so weit von Kollár und M. M. Hodža entfernt war.

Wie steht es nun aber mit der angeblichen konservativen Gesinnung Štúrs? Das ist eine ziemlich komplizierte Frage, die sich nur in einer Spezialarbeit endgültig lösen liesse. Aber so viel lässt

¹⁾ S. 12.

²⁾ *ibid.*, S. 44.

³⁾ Osuský, a. a. O., S. 120—121.

sich doch wohl sagen, dass Štúr nicht der einseitige Konservative ist, wie Hodža ihn darstellt¹⁾. Vor seinem Halleschen Studienaufenthalt was er sogar ein Bewunderer der Aufklärung, der französischen Revolution, des Amerikanischen Befreiungskrieges und des polnischen Aufstandes. Das hat sich dann allerdings in Deutschland geändert und die Philosophie Hegels war natürlich daran nicht fremd. Aber ein Konservativer im politischen Sinne oder gar ein Verehrer des Absolutismus war Štúr bis auf die Revolution des Jahres 1848 gewiss nicht. Seine Broschüre über das XIX. Jahrhundert soll man nicht all zu ernst nehmen: war sie doch zu einem Gelegenheitszwecke geschrieben. Seine Neigung zum Adel war in der damaligen Zeit ganz begreiflich; sie bedeutete aber durchaus nicht, dass er für das Volk kein Interesse aufgebracht hätte. Er wollte es nicht nur national aufwecken (wie wir früher sahen), aber er ist auch der erste gewesen, der als Mitglied des ungarischen Reichstages im Jahre 1847 für die Befreiung der Bauern von der *robot* seine Stimme erhoben hat²⁾. So etwas tut kein Konservativer³⁾. Und im Jahre 1848 auf dem Prager slavischen Kongress hat er sich sogar der radikalen Linken angeschlossen und in einer Rede gegen den all zu austroslavischen Standpunkt Palacký's protestiert, wobei er die Einstimmung Havlíčeks fand⁴⁾. Das alles lässt sich nicht aus taktischen oder persönlichen Motiven erklären!⁵⁾.

Nach den Enttäuschungen der Jahren 1848—1849 hat Štúr dann allerdings seine Hoffnung ganz auf Russland gesetzt und im Geiste der russischen Slavophilen das Heil für die Slaven nur noch von der russischen tsaristischen Regierung erwartet⁶⁾. Die Slovaken hatten schon lange vorher Beziehungen zu den russischen Slavophilen⁷⁾, was ihre slavische und anti-abendländische Gesin-

¹⁾ Dieser Meinung sind, ausser Osuský, a. a. O., S. 50 ff., 98 ff., 211 ff., auch Vlček a. a. O., S. 457 ff; Pražák in *Naše Věda*, VIII, S. 206; Škultéty, a. a. O., S. 128 ff.

²⁾ Vlček, a. a. O.

³⁾ Osuský, a. a. O., S. 214.

⁴⁾ Vgl. Tobolka, *Slovanský Sjezd v Praze Roku 1848, v Praze 1901*, S. 110 ff.

⁵⁾ Wie das Hodža, *Čsl. Rozkol*, S. 383 ff. will.

⁶⁾ Tourtzer, *Louis Štúr*, S. 226—229.

⁷⁾ Pražák, a. a. O., S. 268—270.

nung wohl verstärkt haben mag und so indirekt zu der Abtrennung beigetragen hat ¹⁾. Verehrung für den russischen Absolutismus und die russische Orthodoxie zeigt Štúr aber erst in der Zeit der Reaktion nach 1850, als jede andere Hoffnung für die Slaven erloschen schien ²⁾. Auf seinen Entschluss des Jahres 1842 und die daran geknüpfte nationale Ideologie kann dies also keinen Einfluss ausgeübt haben. Man darf daher Štúr in den entscheidenden Jahren (1842 und folgenden) nicht als einen Vollblutkonservativen betrachten. Auch in dieser Hinsicht ist der Unterschied zwischen ihm und Kollár, der nach 1848 in engen Beziehungen zu der Wiener Regierung stand, gar nicht so prinzipiell.

Die slovakische Nationalidee Štúrs — das ergibt sich aus unseren vorhergehenden Betrachtungen — wurzelt in der slovakischen Vergangenheit; sie ist keine völlig fremde in das slovakische Leben hineingetragene Pflanze ³⁾. Fremde Ideen haben zwar befruchtend auf sie eingewirkt — aber wo geschah das nicht? Die früher und später geäußerte Beschuldigung, dass die Hegelsche Philosophie Štúr von dem rechten Weg der tschechoslovakischen Realität auf den Abweg der aprioristischen Ideen und metaphysischen Spekulationen geführt hätte, ist jedoch nicht völlig haltbar ⁴⁾. Freilich, Štúrs Theorien sind oft das Gegenteil von empirischer Kenntnis; er generalisiert nur all zu leicht und baut grossartige Konstruktionen auf sehr schmaler Grundlage auf — aber das sind Fehler des romantischen Nationalismus überhaupt ⁵⁾, die auch Kollárs Panslavismus, wenn vielleicht in geringerem Masse, anhaften. Ja sogar der vorromantische Slavismus der Slovaken hatte immer etwas vages und phantastisches an sich. Und andererseits

¹⁾ Vgl. Joz. Jirásek in Průdy VIII, S. 35. Die Beschuldigung Havlíčeks (Pol. Spisy I, S. 63), dass die Russen Bod'anskij, Preis und Srezněvskij direkt die Slovaken zu der Abtrennung angetrieben hätten, hat Francev mit guten Argumenten entkräftet (Časopis pro moderní filologii a literaturu IV (1914), S. 97—105.)

²⁾ Osuský, a. a. O., S. 163.

³⁾ ibid., S. 267.

⁴⁾ Diese Beschuldigung wird, wenn auch nicht genau in der obenstehenden Form, von Milan Hodža (Čsl. Rozkol, S. 124 ff., 169 ff.) ausgesprochen; aber schon Palacký meinte, dass Štúrs Hegelianismus an der Abtrennung schuld sei (Pal. an Kollár, 21. Aug. 1846, Č Č M 1879, S. 480).

⁵⁾ Auch Hurban zeigt sie, vgl. Vlček, a. a. O., S. 461 f.

darf doch nie vergessen werden, dass Štúr bei seiner Schöpfung nicht nur von ideellen Momenten geleitet wurde. Es waren doch in erster Linie praktische, sogar realpolitische Erwägungen, die ihn veranlassten, die tschechische Tradition aus dem slovakischen Bewusstsein auszuschneiden und dann die alte slavisch-slovakische Ideologie in ihrer vollen Konsequenz durchzuführen.

Denn so muss, glauben wir, die Tat Štúrs gesehen werden: die aus den besonderen Umständen der vierziger Jahre geborenen Erwägungen trieben ihn dazu, die schon längst existierende Selbständigkeitstendenz aus der Potentialität in die Realität umzusetzen. Diese Tendenz existierte schon längst; sie existierte auch in breiten Kreisen. Štúrs Tat war mehr als das politische Manöver eines Führers und seines Stabs. Er handelte zwar mit grossem Takt und fast geheimnisvoller Umsichtigkeit ¹⁾, ein Beweis, dass er sich der Einstimmung seiner Volksgenossen durchaus nicht sicher fühlte. Diese Einstimmung hat er aber, trotz anfänglicher Kritik von mehreren Seiten ²⁾, bekommen ³⁾, mit einigen Ausnahmen, von welchen Kollár und der in Prag lebende Šafařík die wichtigsten sind. Auch die Katholischen haben sich wie wir wissen nach anfänglichem Zögern im Jahre 1847 angeschlossen.

Nicht jeder, der sich gewonnen gab, tat es allerdings von Herzen. Kuzmány zum Beispiel hat nirgends seine Einstimmung mit der Štúrschen Schöpfung bezeugt. Er schrieb in der neuen Schriftsprache notgedrungen, weil er sonst kein Forum gefunden hätte (seine eigene Zeitschrift Hronka war aufgehoben) und auch wohl weil er wegen Buchstaben keine Spaltung unter die Slovaken bringen wollte ⁴⁾. Aber diese Haltung war doch nicht typisch für die Mehrzahl der führenden Slovaken, besonders der jüngeren. Bei den meisten dieser fand Štúrs Tat herzlichen Anklang, ja sogar grosse Begeisterung. Sie waren ja fast alle in ihrer Studentenzeit in dem nationalen Idealismus Štúrs aufgewachsen; jetzt, wo die Idee zur Wirklichkeit wurde, fühlten sie sich mächtig ergriffen ⁵⁾. Es schien also der slovakische Geist tatsächlich nur auf das er-

¹⁾ Hodža, Čsl. Rozkol, S. 144 f., 151 ff.

²⁾ Vgl. darüber Pražák, Děj. spis. slov., S. 405 ff., 435 ff.

³⁾ Pražák, a. a. O., S. 462 ff.

⁴⁾ Pavel Bujnák, Dr. Karol Kuzmány, S. 54 ff.

⁵⁾ Hodža, Rozkol, S. 146.

lösende Wort gewartet hatte, um sich völlig beleben zu können. Eine ganze neue Generation von jungen Dichtern stand auf einmal auf, die jetzt, ungehemmt von einer Sprache, die sie nicht völlig beherrschten, ihre tiefsten und erhabensten Gefühle in ihrer Mutterzunge auszudrücken vermochten ¹⁾. Die literarische Beilage der Štúrschen Slovakischen Zeitung, der „Adler der Tatra“ wurde das Organ, das ihre Produkte über die Slowakei verbreitete. Es war dabei zwar nicht alles künstlerisch sehr wertvoll, aber gerade einige der besten slowakischen Gedichte (besonders Sládkovič Marina) sind in dieser Zeit entstanden. So blühte auf einmal die Literatur zu einer bisher ungekannten Höhe auf ²⁾. Es wurde ein Verein (Tatrín) zur Beförderung des literarischen Lebens und zur Herausgabe slowakischer Schriften gegründet und von der ganzen slowakischen Intelligenz unterstützt; Hurban unternahm in vertrauensvollem Optimismus seine Monatschrift Slovenské Pohl'adie (die Slovakische Umschau), welche es bis zum Jahre 1848 aushielt ³⁾.

Aber nicht nur in der Literatur zeigte sich der Aufschwung. Die für die neue, eigene, slowakische Nationalidee begeisterten Jungslowaken setzten sich mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit der nationalen Aufweckung und der kulturellen und sozialen Volksbildung und Volkserhebung. Volksbibliotheken und Sonntag-

¹⁾ Dr. Flóra Kleinschnitzová (Sl. Pohl'ady, 1926 (XLII), S. 239—241) betrachtet das Bedürfnis dieser romantischen Generation nach der eigenen Sprache sogar als die eigentliche Ursache der Entstehung des literarischen Slovakischen — was jedoch zu weit geht. Warum hätten dann Kollár und Šafařík nicht schon durchgesetzt? Dass es aber mitgewirkt hat ist sicher: Štúrs Ausführungen über die slowakische Sprache und Poesie, welche das Slovakische gefordert hätten, sind ja als die Objektivierung dieses Verlangens zu betrachten. Zu der Annahme und dem sich Einleben des Slovakischen hat diese Tendenz dann gewiss beigetragen. Treffend ist in diesem Zusammenhang der Brief eines jungen, nicht sehr bekannten Dichters Jozef Jančo (vom 21. März 1846) an S. B. Hroboň (Hs., Archiv der Matica Slovenská). Jančos Gedicht ist von Hroboň gut aufgenommen worden. Darüber schreibt er: „Und wem habe ich das zu verdanken? Ich anerkenne es offen: nur unserer teuren slowakischen Sprache, die meine Seele so begeistert hat, dass ich keine Worte finden kann um Ihnen das zu sagen.“

²⁾ Hodža, Čsl. Rozkol, S. 265 f.

³⁾ Später, in 1881, wurde sie von neuem gegründet; sie existiert bis auf heute.

schulen (Bildungskurse für Erwachsene), landwirtschaftliche Vereine und Vereine zur Bekämpfung des Alkoholismus wurden in grosser Menge gegründet. Štúr schrieb sogar Schulbücher. In dieser Hinsicht hätte die neue Bewegung grossen Erfolg bringen können, wenn nicht das Jahr 1848 störend dazwischen getreten wäre ¹⁾.

Hinsichtlich der Katholischen und des Volkes hat Štúr also wesentliches erreicht. Hat er auch den Adel gewonnen und die magyarische Feindschaft beschworen? Nein. Slowakisch gesinnte Adlige gab es damals wohl und hat es in geringer Anzahl auch immer nachher gegeben. Die grosse Masse des slowakischen Adels hat sich aber immer mehr magyarisiert. Nun verlor zwar der ungarische Adel in 1848 seine ständischen Privilegien; durch Tradition, Entwicklung und Wohlstand blieb er aber ein wichtiges, für die Volksgemeinschaft unentbehrliches Glied. Dass man ihn nicht gewann, war und blieb verhängnisvoll für die Slowaken.

Auch die Haltung der Magyaren änderte sich nicht zugunsten der Slowaken. Die Auflebung des slowakischen Nationalgefühls machte sie sogar noch misstrauischer. So konnte es geschehen, dass sie hier und dort dem Slovakischen entgegenarbeiteten und die alte biblische Sprache zu handhaben versuchten ²⁾. Die kirchlich-konservative Anhänglichkeit an das Tschechische war ihnen noch lieber als der streitbare slowakische Nationalismus. Hier zeigt sich wohl sehr deutlich, dass das Slovakische nicht nur eine Konzession an Ungarn gewesen war, sondern auch ein Streitmittel gegen den Magyarismus. Als Konzession ging es den meisten Magyaren nicht weit genug: sie wollten Magyarisierung und nichts weniger ³⁾. Als Verteidigungs- und Verstärkungsmittel in dem Kampf um die Selbsterhaltung der Slowaken was es den Magyaren aber doppelt verhasst. Ideologisch ging ja das „politicum hungari-

¹⁾ Vgl. über das literarische und nationale Aufblühen der Slowakei in diesen Jahren: Hurban, Č. Hlasi, S. 12 ff.; Vlček, Lit. č. 19. stol., S. 457, 461; ders., Dej. lit. slov., S. 132 ff.; Bodnár, Hurban, S. 29; Škultéty, Sto dvadsaťpäť rokov, S. 50 f.; Golaň, Revolučné Pokolenie, S. 29.

²⁾ Golaň, Revolučné Pokolenie, S. 28; Tourtzer, Štúr, S. 128; merkwürdig ist auch, dass einer der heftigsten Gegner Štúrs, Launer, sich in 1848 bei Kossuth anschloss: Škultéty, a. a. O., S. 64.

³⁾ Pražák, Děj. spis. slov., S. 466.

cum" auch schwer zusammen mit der slavisch-slovakischen Nationalidee. Hierin hat Štúr übers Ziel hinausgeschossen.

Während er nun die Toleranz der Magyaren nicht gewann, verlor er die Freundschaft der Tschechen. Das tschecho-slovakische gegenseitige Verhältnis wurde durch die Abtrennung, wenigstens im Anfang, sehr getrübt. Wenn die Tschechen schon seinerzeit gegen das Slovakisierungsstreben Kollárs und Šafaříks protestiert hatten, um so mehr taten sie es jetzt gegen Štúr. In 1847 erschien sogar ein ganzer Band unter dem Titel: Stimmen über die Notwendigkeit der Einheit der Schriftsprache für Tschechen, Mährer und Slovaken ¹⁾. Zu den Tschechen, wie Palacký und Jungmann, gesellten sich einige Slovaken, insbesondere Kollár und Šafařík. Ja, ihre Aufsätze sind die wichtigsten, weil Palacký und Jungmann ihre früher geschriebenen Artikel über das betreffende Thema ²⁾ wieder abdrucken liessen und nur einige kurze Bemerkungen hinzufügten. Kollárs Beitrag steht nicht gerade auf einem hohen Plan. Sein Benehmen in dieser Sache ist etwas rätselhaft: er, der doch in verschiedener Hinsicht der Wegbereiter gewesen war, spottet jetzt über die Verehrung der Tatra als Wiege des Slaventums und schimpft auf die zur Schriftsprache erhobene Volkssprache, die er als „Drahtbindersprache, „Viehtreibersprache“, „Kutschersprache“, „Kehrichthaufensprache“, „Küchensprache“, „Schweinesprache“ qualifiziert ³⁾. Er wirft Štúr Grössenwahn vor ⁴⁾ — eine Beschuldigung, die an anderer Stelle ⁵⁾ auch von Havlíček geäussert wurde, der dabei die Meinung ausspricht, dass Štúr c.s. mehr auf ihren eigenen Ruhm als auf das Heil der Nation bedacht gewesen seien. Das alles war nicht gerade taktvoll ⁶⁾ und

¹⁾ Hlasové o potřebě jednoty spisovného jazyka pro Čechy, Morawany a Slowáky, Spisů musejních číslo XXII, w Praze 1847.

²⁾ Vgl. oben, S. 129 und 132 ff.

³⁾ Vgl. ausser Kollárs Aufsatz in „Hlasové“ etc.: Vlček, Lit. č. 19. stol., III, 1, S. 447 f.

⁴⁾ Hodža, Čsl. Rozkol, S. 268 ff.

⁵⁾ Havlíček, Politické Spisy I, ed. Tobolka, Praha 1900, S. 39 (Artikel Slovan a Čech). Vgl. auch ibid., S. 266. Vgl. über Havlíčeks Kritik: Francev, Štúrovo schisma a jeho ohlasy, Časopis pro moderní filol. a liter. IV, 2.

⁶⁾ Es gab auch Tschechen, die ein gemässigeres Urteil hatten, z. B. Lambl, der den Standpunkt einnahm, dass das Slovakische nun einmal existiere und dass es ein gutes Aufweckungsmittel für das Volk sei. Man müsse sich deshalb mit ihm abfinden. (Francev, a. a. O. IV, 3.)

es reizte die Slovaken, besonders den temperamentvollen Hurban ¹⁾ zum Widerwort, das sich auch nicht durch Besonnenheit auszeichnete. Štúr wusste sich besser zu beherrschen.

In dieser Kampfesstimmung konnte das ruhige und ernste Wort Šafaříks nicht den Eindruck machen, den es verdient hätte. Šafařík hatte hinsichtlich des tschecho-slovakischen nationalen und sprachlichen Verhältnisses auch früher seine Schwankungen gehabt; seitdem er aber in Prag lebte waren sie verschwunden und eingehenderes Studium hatte ihn zu einem überzeugten Anhänger der tschechoslovakischen Einheit gemacht. Dieser Überzeugung gibt er jetzt Ausdruck: *eine* Sprache herrscht in den Ländern vom Erzgebirge bis Bardijov und vom Riesengebirge bis an die Donau, wenn sie auch in zwei Hauptdialekte, das Tschechische und das Slovakische zerfällt. Die Einheit der Sprache weist auf gleiche Abstammung; und beim Anfang der Geschichte, im neunten Jahrhundert, hat sich zudem ein geistiges Band zwischen den Tschechen und Slovaken gebildet, das sich im Laufe der Geschichte immer mehr verstärkt hat, besonders durch die Einheit der Schriftsprache seit dem fünfzehnten Jahrhundert. Dass sich dieser geistige Zusammenhang so entwickeln konnte, trotz der politischen Trennung, beweist, dass die Einheit auf tiefer und fester Grundlage beruhen muss. Zwar haben sich in der letzten Zeit wegen der modernen Entwicklung des Tschechischen Schwierigkeiten dargeboten für slovakische Schriftsteller und Leser, aber Šafařík meint, dass hier eine Lösung gefunden werden könnte, wenn die slovakischen Schriftsteller, unter Beibehaltung der alten grammatischen Formen und der traditionellen Rechtschreibung, in lexikalischer und syntaktischer Hinsicht mehr Rücksicht auf die Slovaken als auf die Tschechen nehmen würden. Auf diese Weise würde die slovakische Literatur eine besondere Abteilung im grösseren Ganzen, einen Kreis im Kreise bilden, und die Einheit mit der tschechischen würde nicht zerstört werden. Das wäre eine wohltuende Erneuerung; was Štúr getan hat ist aber ein gewalttätiger Umsturz, unnatürlich, schädlich und gefährlich. Das neue Streben ist kein natürlicher Fortschritt der Slovaken in der Kultur und Geistesbildung, sondern es ist hervorgegangen aus theoretischer, nicht im Leben wurzelnder

¹⁾ In seiner mehrmals zitierten Schrift České Hlasi usw.

Spekulation. Es ist schädlich, weil es Uneinigkeit und Hader verursacht und weil es führen wird zu Verketzerung der Tschechen und des Tschechischen, aber auch derjenigen Slovaken, die an der tschechoslovakischen Einheit festhalten. Es ist gefährlich, nicht nur, weil die dialektische Zersplitterung des Slovakischen kleinliche und die nationalen Kräfte erschöpfende Buchstabenkrämerei und Wortklauberei ins Leben rufen wird, sondern auch weil die Slovaken ohne die Tschechen nicht in der Lage sein werden eine selbständige, lebensfähige Literatur im Stande zu halten. Sie werden dann nach vergeblicher Anstrengung geschwächt aus dem Streit hervorgehen, was besonders bedenklich ist wegen ihrer allgemeinen Lage, da sie zerstreut in den Bergen wohnen ohne eine vereinigte Hauptstadt, ihre Sprache zersplittert ist, ihre Industrie und Wohlstand auf niedriger Stufe steht und sie bei einem Mangel an Schulen in schwierigem Verhältnis zu den Magyaren leben. Das alles erfüllt Šafařík mit Angst und Sorge um die Zukunft seines Volkes.

Hier spricht die Stimme des älteren und reiferen, des besonnenen und an der Tradition festhaltenden zu den jugendlichen Revolutionären, die einen neuen, angeblich gefährlichen Weg eingeschlagen haben. Ist es auch die Stimme des Weisen gegen den Übermut und die Selbstüberhebung der Jugend? Sicher ist, dass Šafaříks Ansichten in vieler Hinsicht reeller sind als die philologischen und geschichtsphilosophischen Theorien Štúrs. Das gilt namentlich von der Sprache: die moderne Sprachwissenschaft hat Šafařík Recht gegeben. Die kulturelle Vergangenheit der Slovaken sah Šafařík auch besser als Štúr, der unter der tschechischen Kultur in der Slowakei einen metaphysisch hypostasierten slovakischen Geist schlummern lässt. Aber Šafařík, der schon lange in Prag wohnte, machte doch denselben Fehler, den fast alle Tschechen begingen: er überschätzte die Kraft der tschechischen Kultur und der tschechoslovakischen Idee in der Slowakei in Vergangenheit und Gegenwart, und vergass, dass ihre Anziehungskraft auf grosse Gruppen des slovakischen Volkes nur gering war. Er konnte sich nicht mehr gut versetzen in die Lage der Slovaken, welche sie zu ausserordentlichen Massnahmen zwang.

War aber nicht trotzdem sein Besorgnis gerechtfertigt, dass die Tat Štúrs die Slovaken für die Zukunft isolieren und schwächen

würde? Wir wissen, dass die neue Schriftsprache im Anfang eine, wenn auch nicht in jeder, so doch in verschiedener Hinsicht für die slovakische nationale Sache heilvolle Auswirkung hatte. Das gilt aber zunächst nur für die ersten Jahre. Es bleibt noch die Frage, ob die neue Sprache und die neue Nationalidee sich auch später bewährt haben, und wie sich unter ihrem Einfluss das Schicksal der Slovaken und ihr Verhältnis zu den Tschechen weiterhin gestaltet haben. Mit dieser Frage werden wir uns in unserem nächsten und letzten Abschnitt noch in grossen Zügen beschäftigen müssen.

SIEBENTES KAPITEL.

RÜCKBLICK UND AUSBLICK.

Werfen wir zuerst noch einmal einen Blick zurück auf die Entwicklung des slovakischen Nationalbewusstseins, damit sie in ihrem Zusammenhang uns klar vor Augen stehe. Aus unseren Betrachtungen am Ende des dritten Kapitels wissen wir, dass die tschechoslovakische Kulturgemeinschaft beim Anfang der neuesten Zeit zwar bestand, aber durchaus nicht alle Gruppen und Schichten des slovakischen Volkes umfasste. Der Stand, in welchem die tschechische Kultur hauptsächlich lebte, die evangelische Pfarrer- und Lehrerschaft, war zwar in kultureller, aber nicht in sozialer und politischer Hinsicht die wichtigste Gruppe der Slovaken. Quantitativ bildete dieser Stand mit seinem Anhang (die evangelischen Bauern und Bürger) auch nur eine Minorität des slovakischen Volkes. Als nun die ersten Zeichen eines erwachenden Nationalbewusstseins sich unter den evangelischen Intellektuellen (wie Horčíčka, Krman, Papánek, Běl) zu zeigen anfangen, da ergab es sich, dass die tschechische Kultur auch sie nicht völlig absorbiert hatte. Denn sie betrachteten sich in erster Linie als Slaven, wie es ihre eigenen Äusserungen und überhaupt die Nomenklatur der damaligen Zeit beweisen. Sie erkannten zwar ihre sprachlich-ethnische Verwandtschaft und ihre kulturelle Verbindung mit den Tschechen an, aber sie identifizierten sich doch nicht völlig mit diesen. Dabei waren sie meistens gute ungarische Patrioten, wie das ja auch bei dem damals in Ungarn herrschenden Geist ganz gut möglich war.

Wenn die Sache sich so bei den Evangelischen verhielt, so braucht es kein Wunder zu nehmen, dass die seit dem siebzehnten Jahrhundert stark zerfallene tschechische Literatur auf die Katholischen bald ihren Einfluss verlor. Das Tschechische war für sie nicht die Sprache der Bibel und der Kirche, sondern nur die der Katechismen, Traktätchen und Volksbücher, welche übrigens im achtzehnten Jahrhundert schon stark slovakisiert waren. Als nun am Ende

dieses Jahrhunderts unter der Regierung Josephs II die Pflege der Muttersprache überall anfang, da erhob auch Bernolák den west-slovakischen Dialekt zur Schriftsprache. Weder als katholischer Priester, noch als Adliger hatte er ja zu der tschechischen Kultur in einem innigeren Verhältnis gestanden. So hatten sich die Katholischen nun auch formell von der tschechischen Kultur abgewandt.

Die Evangelischen blieben ihr treu, aber wohl hauptsächlich aus traditionellen Gründen. Denn die Wiederauflebung der tschechischen Literatur war noch zu schwach, als dass sie auch die Slovaken stark hätte berühren können. Die tschechische Nationalbewegung war im Anfang auch zu bohemozentrisch. Erst Dobrovský gelangte zu einem klaren Bewusstsein der tschechoslovakischen Sprach- und Stammverwandtschaft und seine Überzeugung hat dann vielleicht dieses Bewusstsein bei einigen Slovaken gestärkt. Bei Ribay und Palkovič, und besonders bei Tablic findet man es jedenfalls klar zum Ausdruck gebracht. Bei ihnen — und ebenfalls bei Bernolák — lebte aber auch das slavische Gefühl weiter. Ein slovakisches Monopol war dieses Gefühl zwar nicht: Tschechen wie Balbín, Dobrovský, Jungmann, Hanka und viele andere haben es auch in starkem Masse gezeigt. Aber die slavische Idee war doch insbesondere eine Pflanze von slovakischem Boden.

Das zeigt sich vor allem bei Kollár. Das unbestimmte slavische Gefühl der früheren Slovaken wurde bei ihm unter deutschem Einfluss zu einer vollständigen, slavisch-nationalen Ideologie. Der slovakische Charakter dieses Kollárschen Panslavismus manifestiert sich besonders darin, dass er den slavischen Makrokosmos nach dem slovakischen Mikrokosmos gestaltet hat, und dass die Slovaken für ihn in jeder Hinsicht Kern und Mittelpunkt des Slaventums bilden. Diese slavisch-slovakische Ideologie war übrigens nichts neues: sie war nur die Weitergestaltung ähnlicher Ideen des achtzehnten Jahrhunderts.

Kollárs Lehre verbreitete sich schnell unter die nationstreuen Slovaken. Šafařík und Hollý und die ganze Generation der dreissiger und vierziger Jahre wurden ihre begeisterten Anhänger. Der Führer dieses jüngeren Geschlechts, L'udevít Štúr, hat nun die Lehre gleichsam vollendet, indem er aus der Theorie des zentral- und reinslavischen Charakters der Slovaken die Konsequenz zog, dass

sie eine absonderliche nationale (in Štúr's Terminologie: Stammes-) Existenz zu führen berechtigt, ja verpflichtet seien, und dass sie somit ihre eigene Mundart, und zwar in ihrer am meisten unverdorbenen Gestalt (das Mittelslovakische!), zum Organ ihres geistigen Lebens machen sollten. Kollár und Šafařík hatten diese Folgerung eigentlich auch schon gezogen, indem sie die Slovakisierung der literarischen Sprache gefordert und teils auch anzuwenden versucht hatten. Sie hatten aber nicht durchgesetzt, weil das der Bruch der tschechoslovakischen literarischen (und nationalen) Einheit bedeuten würde, an welcher sie aus traditionellen und praktischen Erwägungen festhalten wollten. Štúr und die Seinigen waren anfangs in dieser Hinsicht mit ihnen einverstanden; erst die geänderten Umstände veranlassten ihn einen neuen Weg einzuschlagen, nachdem die auf die Slaven angewandte Hegelsche Geschichtsphilosophie seine von Kollár ererbte Überzeugung der weltgeschichtlichen Mission der Slaven, und besonders der Slovaken, noch verstärkt hatte.

Die geänderten Umstände — das war in Hauptsache das immer wachsende Magyarisierungsstreben in Ungarn, das die Stellung der Slovaken ernstlich bedrohte. Dagegen konnte zweierlei helfen: die eigenen Glieder zu schliessen und womöglich zu verstärken und andererseits gegenüber den Feinden jeden Verdacht der Unloyalität von sich abzuwenden und so die gemässigten vielleicht zu gewinnen. Zu beiden Zwecken schien die Einführung des Slovakischen als literarische Sprache ein geeignetes Mittel. Es sollte die Einheit der Katholischen und Evangelischen, die trotz gegenseitiger Annäherung noch nicht zustande gekommen war, bewirken; es sollte die Schriftsteller und das Volk zu einander bringen, damit das Nationalbewusstsein des letzteren gekräftigt würde; es sollte auch besonders den slovakischen Adel gewinnen, der nur auf diese Weise für die Stimme des Nationalbewusstseins zugänglich schien. Denn dieser nicht ganz magyarisierte, wohl aber ungarisch gesinnte Stand war für eine Nation, die ihren Kern ausser Ungarn hatte, nicht zu gewinnen. Durch das Slovakische wollten sich daher die Slovaken auf ungarischen Boden stellen und so auch die Kritik der Magyaren beschwichtigen, ja vielleicht mit Hilfe des gemässigten Elementes für den slovakischen Stamm das Existenzrecht in Ungarn erlangen.

Ein merkwürdiges Ineinandergreifen von phantastischen Spekulationen und realpolitischen Erwägungen! Wir wollen uns nicht den Kopf zerbrechen über die Frage, welche von diesen beiden als primär zu betrachten sind. Denn ebensowohl wie der praktische Entschluss die Umgestaltung der Ideologie mit sich brachte, ebensowohl haben die ideellen Momente zu dem Zustandekommen des praktischen Entschlusses beigetragen. Dabei bewies die Einstimmung in breiten Kreisen, wie sehr auch da die Tendenz in dieselbe Richtung neigte. Und das ist wieder ein Zeichen dafür, dass die tschechoslovakische Idee auch bei denen, die am meisten von ihr durchdrungen waren, doch nicht allesüberherrschend war. Sie hatte immer die slavisch-slovakische Idee neben sich, und wenn die letztere dominieren wollte, so war es mit ihrem Reich aus.

Diese Zwitterhaftigkeit des Nationalbewusstseins der Slovaken, besonders der Evangelischen, lässt sich historisch auch wohl erklären: einerseits hatte es während langer Jahrhunderte eine auf Sprach- und Stammverwandtschaft gegründete Kulturgemeinschaft mit den Tschechen gegeben; andererseits beweisen aber die Namensbezeichnung der Slovaken im Laufe der Zeit und die Äusserungen ihres Nationalbewusstseins von den ersten Anfängen an, dass die völlige Assimilation nicht zustande gekommen war. Die Slovaken fühlten sich zwar verbunden mit dem individuellen tschechischen Stamm, aber sie waren nicht in ihm aufgegangen. Sie waren wirklich ein noch nicht differenzierter Rest der Slaven, dessen erwachendes Nationalbewusstsein daher auch in erster Linie slavisch war und bis zu gewisser Höhe auch geblieben ist.

Das alles hängt natürlich mit ihren politischen Umständen im Laufe der Jahrhunderte aufs engste zusammen. Die Zugehörigkeit der Slovaken zu Ungarn hemmte die Entwicklung ihres individuellen Stammes- oder Nationalbewusstseins in der Zeit, dass ein derartiges Bewusstsein hauptsächlich politisch-territorial zu sein pflegte; das Getrenntsein vom tschechischen Staat verhinderte die Assimilierung der Slovaken an die Tschechen. An dem letzteren war aber die ungarische Grenze doch nicht allein Schuld. Das beweist der Fall Mährens, das, obgleich es seit dem zehnten oder jedenfalls seit dem elften Jahrhundert zu Böhmen gehörte, doch noch im neunzehnten Jahrhundert seinen politischen und sprachlichen Separatismus gekannt hat. Hier war die Ursache eine andere: der politische

Untergang des tschechischen Staates seit dem siebzehnten Jahrhundert und der sehr starke Rückgang der tschechischen Kultur seit derselben Zeit. Und wenn auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Wiederaufleben begann, die tschechische Kultur blieb vorläufig zu schwach, um eine anziehende, geschweige denn eine assimilierende Wirkung ausüben zu können. Wenn dies auf Mähren zutrifft, um so mehr auf die Slowakei!

So ist es begreiflich, dass das erwachende Nationalbewusstsein der Slovaken nicht völlig tschechisch war. Und so versteht es sich auch, dass in den Kreisen, die auch früher nur geringen oder gar keinen Anteil an der tschechischen Kultur gehabt hatten, auch jetzt kein tschechisches oder tschechoslovakisches Bewusstsein sich entwickeln konnte. Die Slovaken waren einesteils noch halb und halb Slaven geblieben; andernteils waren sie Ungarn geworden, ja, sie waren schon im Begriff Magyaren zu werden. So war die Situation, als Štúr zu seiner Tat kam. Die Stamm- und Sprachverwandtschaft und die kulturelle Gemeinschaft waren nicht stark genug gewesen um der doppelten Ungunst der Umstände: der politischen Trennung und dem zwei Jahrhunderte dauernden tschechischen Niedergang, zu widerstehen.

So brach sich Štúrs neue slowakische Idee Bahn. Aber auch sie war kein Definitivum ¹⁾. Sie trug vom Anfang an einen Januskopf

¹⁾ Vgl. über die weitere Entwicklung der slowakischen Geschichte und des slowakischen Nationalbewusstseins: Tobolka, Slovanský Sjezd v Praze roku 1848, Praha 1901; Dohnány, Historia povstaňja slovenského, v Skalici 1850; Pražák, Czechs and Slovaks in the Revolution of 1848, Slovanic Review V, p. 565—579; ders., Czechs and Slovaks after the Revolution of 1848, Slov. Rev. VI, p. 119—129; Tobolka, Karel Havlíček, Lit. č. 19. stol. III, 1, S. 538 ff.; Havlíček, Pol. Spisy, ed. Tobolka, I—III, viele Artikel über die slowakische Frage; Alb. Pražák, Slovenská otázka v době J. M. Hurbana, Bratislava 1923; Milan Hodža, Čsl. Rozkol, S. 322 ff.; Jar. Vlček, Slovensko od reakce Bachovy do zrušení Matice Slovenské, v Praze 1913; Seton-Watson, Racial Problems in Hungary; F. Dominois, Jozef Miloslav Hurban, Rieger et l'unité tchécoslovaque, Mélanges publiés en l'honneur de M. Paul Boyer, Paris 1925, p. 214—222; Jozef Jirásek, Slováci a Rusko, Prúdy VII; ders., Slovenské vedomosti o Rusku a vzájomné styky, Prúdy VIII; ders., Hurban Vajanský v názoroch na Rusko, Prúdy VIII; Ernest Denis, La Question d'Autriche; les Slovaques; Alb. Pražák, Československý Národ, Bratislava 1925; ders., Slovenská Svojskost, Bratislava 1926; I. Markovič, Slováci v zahraničnej revolúcii, 1923; T. G. Masaryk, Světová

mit einem slavisch-slovakischen und einem ungarisch-slovakischen Gesicht. Und das erstere blieb den Magyaren verhasst, wenn es auch zeitweilig keine tschechischen Charakterzüge mehr zeigte. Ja, sogar das letztere war den nationalistischen Magyaren nicht nach dem Sinne: sie wollten nur eine magyarische Maske.

Als dann bald darauf im Jahre 1848 die magyarische Nationalpartei unter Kossuths Führung die Herrschaft in Ungarn bekam und die von den Slovaken gestellten Forderungen der nationalen Autonomie mit Verfolgungen beantwortete, da verliessen die letzteren den ungarischen Standpunkt und wandten sich wieder nach Prag. Dort kam, noch vor dem slavischen Kongress, eine Versöhnung zwischen Štúr und Havlíček zustande, und die nächsten Monate zeigten eine enge tschecho-slovakische Zusammenarbeit. Štúr und seine Freunde beteiligten sich an dem Prager Pfingstaufruhr; und als sie im Herbst des Jahres 1848 in der Slowakei einen Aufstand gegen die neue ungarische Regierung zu erwecken versuchten, da fanden sie bei den Tschechen, besonders bei Havlíček, Unterstützung. Es verschwand jetzt natürlich auch die anti-tschechische Spitze des slowakischen Nationalismus: in der vom slowakischen Nationalrat (Štúr, Hurban und Hodža) an die tschechischen, mährischen und slowakischen Soldaten gerichteten Proklamation heisst es sogar: „Eine Nation sind wir, ihr Söhne dort aus dem tschechischen Land, ihr benachbarte Mährer, und ihr slowakische Söhne von den Ufern der Waag, Gran und Donau. Eine Sprache klingt über allen diesen Ländern“ . . . ! ¹⁾ So schwankend war also damals noch das Nationalgefühl der impulsiven Slovaken; so stark konnte es sich ändern nach den Umständen des Augenblicks. Wenn die Slowakei in dieser Zeit von Ungarn losgelöst worden wäre — ein Wunsch, der besonders 1849 von den Slovaken ausgesprochen worden ist — und den

Revoluce; Chaloupecký, Martinská deklarace a její politické osudy, Č Č H XXXIV; Seton-Watson, The new Slovakia, Prague 1924; Ant. Štefánek, Slovensko pred prevratom a počas prevratu, 1923; ders., Slovenská a československá otázka, Prúdy VI; ders., Československo a autonomia, Prúdy VII; ders., Československý Problém, Prúdy VIII; und viele andere Zeitschriften- und Zeitungsartikel der neuesten Zeit.

¹⁾ M. Dohnány, Historia povstaňja slovenského z roku 1848, I, v Skalici 1850, S. 155.

Rang eines selbständigen oesterreichischen Kronlandes bekommen hätte, eventuell verbunden mit Mähren oder mit Mähren und Böhmen, wie es besonders Palacký und Havlíček wollten, dann hätte die Entwicklung des Nationalbewusstseins in der Slowakei wohl auf die Dauer einen ganz anderen Lauf genommen. Die Wünsche der Slovaken wurden aber nicht erfüllt; die Hilfe, die sie Wien in der kritischen Zeit des ungarischen Aufstandes gebracht hatten, wurde nicht belohnt. Die Slowakei blieb bei Ungarn, sei es auch, dass sie im nächsten Dezennium des zentralistischen Absolutismus mehr von Wien als von Budapest aus regiert wurde.

Mit diesem letzteren halbschlächtigen politischen Zustand korrespondiert in den nächsten Jahren ein verwirrendes Schwanken der Slovaken in der Frage der literarischen Sprache. Die Wiener Regierung, in welcher unter anderen neben Bach und Stadion auch Graf Thun sass, schien nicht ungeneigt den Slovaken in sprachlicher Hinsicht — besonders auf den Schulen — gewisse Freiheiten zu schenken. Die Stimmung war ja in dieser Zeit in Wien den Magyaren sehr ungünstig. Die Uneinigkeit der Slovaken in der Schriftsprache (tschechisch oder slovakisch), und auch in der Orthographie (die Vorsteher des Schriftslovakischen hatten sich in dieser Hinsicht noch nicht geeinigt) bereitete aber der Regierung Schwierigkeiten. Unter dem Einfluss Kollárs, ihres damaligen Ratgebers für ungarisch-slovakische Angelegenheiten, beschloss sie nun das Tschechische als offizielle Sprache in der Slowakei einzuführen. Ein offiziöses Blatt (Slovakische Zeitung) für die Slowakei wurde herausgegeben in dieser Sprache und sie wurde an den Schulen unterrichtet. Natürlich folgten nun auch viele Slovaken, Evangelische und Katholische. Das Slovakische hatte ja nur noch kurz Gelegenheit gehabt sich einzuleben, und die Zukunft schien jetzt ganz anders als einige Jahre vorher! Nur wenige, unter denen Štúr, Hurban und Hodža waren, blieben dem Slovakischen treu. Es scheint aber, dass auch sie später (Štúr kurz vor seinem Tode) zeitweilig den Rückkehr zum Tschechischen gewollt haben ¹⁾.

¹⁾ Vgl. Pražák, Slovenská otázka v době J. M. Hurbana, Bratislava 1923, S. 436 ff. Dass Štúr seine Schrift: „O národních písničkách a pověstech plemen slovanských“ (Praha 1853) tschechisch herausgab, ist aber kein Beweis dieses Rückkehrs; er schrieb sie zuerst slovakisch, liess sie dann

Die Begünstigung des Tschechischen seitens der Wiener Regierung dauerte aber nicht lange. Anstatt dessen trat bald ein Germanisationsstreben beim Unterricht und in der Administration ein. Dabei wurde in den späteren fünfziger Jahren je länger je mehr die Schwäche des Wiener Absolutismus offenbar, während bei den Magyaren der ungarische Staatsgedanke wieder aufzuleben anfang. Unter diesen Umständen sind die Slovaken allmählich wieder zu dem Slovakischen zurückgekehrt. Bei einigen katholischen Priestern (Palárik und Radlinský) war das schon früher unter dem Druck des ungarisch gesinnten Erzbischofs Scitovský geschehen; bei den meisten Slovaken muss man sich die Sache so vorstellen, dass sie in der Erwartung der Wiederaufrichtung des ungarischen Staates nur von der slovakischen Schriftsprache Heil für ihr Volk erwarteten ¹⁾, und zwar politisch (gegenüber Ungarn) als auch national (als Aufweckungsmittel des Volkes) — also in demselben Sinne wie Štúr in den vierziger Jahren. Politisch war das nicht unbegreiflich: bei den Magyaren schien ja mit Deák und Eötvös eine gemässigte Richtung das Übergewicht zu bekommen ²⁾.

Nach der Wiedereröffnung des politischen Lebens im Jahre 1860 und der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung haben die Slovaken sofort (1861) einen Versuch gemacht ihre sprachlichen und nationalen Rechte in Ungarn in bescheidenem Ausmass zu erlangen. Bedenklich war, dass die wenigen Adligen, die sich der Bewegung angeschlossen hatten, sich im kritischen Moment entzogen. Trotzdem wurde die slovakische Deputation, welche das die slovakischen Forderungen enthaltende Memorandum an das ungarische Parlament überbrachte, von den magyarischen Führern Koloman Tisza und Eötvös freundlich empfangen. Der Erfolg blieb aber aus, bis das Parlament wegen Streitigkeiten mit Wien aufgehoben wurde. Damit war auch das Memorandum begraben. Jetzt wandte man sich wieder nach Wien und erreichte wirklich etwas: die Genehmigung der Matica Slovenská, eines Vereins zur

notgedrungen tschechisch herausgeben. Vgl. Vlček in Sborník Matice Slov. I, S. 58—63; Osuský, Štúrova Filozofia, S. 303 f.

¹⁾ Vgl. den Brief Hurbans an Rieger, 20 Okt. 1860, Příspěvky k listáři Dra. F. L. Riegra, sebral Dr. Jan Heidler, I (v Praze 1924), S. 136.

²⁾ Denis, Les Slovaques, S. 188—190; Seton-Watson, Racial Problems in Hungary, S. 124 ff.

Beförderung der slovakischen Kultur im breitesten Sinne, aber in erster Linie natürlich der Literatur. Ein für die arme Slowakei verhältnismässig grosses Kapital (94.000 Gulden) wurde zusammengetragen; sogar der Kaiser spendete einen ansehnlichen Beitrag! Gross war die Begeisterung; sehr gespannt die Erwartungen. Man sah in der Matica viel mehr als ein Mittel zur kulturellen Erhebung des Volkes; man sah in ihr ein Symbol und Wahrzeichen der slovakischen Freiheit und Einheit; die Matica sollte den Slovaken einen Ersatz für die nicht erreichte politische Selbständigkeit bieten. Das alles klang recht schön, aber die Wirklichkeit brachte Enttäuschung. Der erste Eifer liess bald nach, besonders als der Ausgleich vom Jahre 1867 in Sicht kam. Die Tätigkeit der Matica beschränkte sich auf die Herausgabe einiger unbedeutender Schriften. Warnungen des Vorsitzenden gegen die Erschlaffung halfen nicht.

Dazu kam als grosses Missgeschick für die Slovaken der oesterreichisch-ungarische Ausgleich vom Jahre 1867. Sie waren fortan ganz der Gnade Ungarns, das in seinen inneren Angelegenheiten unabhängig von Wien wurde, preisgegeben. Das zeigte sich auch bald. Das ungarische Nationalitätengesetz des Jahres 1868 gewährte zwar den nicht-magyarischen Nationalitäten auf Papier ihre sprachlichen und nationalen Rechte; in der Praxis hielt man sich nicht daran. Ein neues Wahlgesetz wurde so eingerichtet, dass die Slovaken statt der vierzig Abgeordneten, die sie ihrer Anzahl gemäss in das ungarische Parlament hätten abschicken müssen, nur einen bis drei bekamen. Einige, von den Slovaken in der letzten Zeit auf eigene Kosten gegründeten slovakischen Gymnasien wurden im Jahre 1874 ohne weiteres aufgehoben. Im nächsten Jahr, als der radikal-nationale Koloman Tisza Ministerpräsident wurde, folgte auch die Matica Slovenská, angeblich wegen panslavistischer Bestrebung. Ihr Vermögen und ihre sämtlichen Eigentümer wurden beschlagnahmt. Als der serbische Abgeordnete Dr. Polit im Parlament dagegen protestierte und forderte, dass man wenigstens das Vermögen denen zurückgeben sollte, die es geschenkt hatten, also der slovakischen Nation, antwortete Koloman Tisza einfach, dass es eine slovakische Nation nicht gäbe. Ungarn kannte eben nur eine ungarische Nation — und in der magyarischen Sprache gibt es nur ein Wort für ungarisch und magyarisch!

Jetzt fing die schwerste Zeit für die Slovaken an. Der magyarische Druck wurde immer stärker. Viele Leute aus den Kreisen der slovakischen Intelligenz gaben nach und gingen zur magyarischen Nation über. Die Zahl der gebildeten nationstreuen Slovaken wurde bedenklich gering: man hat sie für die Zeit vor dem Weltkrieg auf gute fünfhundert Familien geschätzt. Es lässt sich dies zum Teil aus der Weichheit und Gefügigkeit des slovakischen Charakters erklären; aber es war doch ausserordentlich schwer treu zu bleiben, wo das ganze Schulwesen — ausser einigen kirchlichen Volksschulen — magyarisch war und der magyarischen Propaganda diente. Dabei blieb den nationstreuen Slovaken jede amtliche Karriere verschlossen. Wehrte man sich dazu etwas heftiger in der Presse oder sonst, so drohte sofort Gefängnisstrafe.

Jedes politische Leben der Slovaken war unter diesen Umständen natürlich unmöglich. Auch das kulturelle konnte sich nicht entfalten. Ihm fehlten, ausser einer genügenden Anzahl der Gebildeten, auch die nötigen Organe. Ein slovakisches Museum in Turčianský Svätý Martin, mit seinen alljährlichen Versammlungen, eine slovakische Zeitung, die dort ein Paar Male in der Woche erschien, und die in 1880 von Hurbans Sohn Vajanský und Škultéty wiedererrichtete Monatschrift Slovenské Pohl'ady — viel mehr gab es nicht.

Es blieb den Slovaken eigentlich nur *ein* nationaler Besitz: ihre Sprache. Und diese wurde ihnen darum noch um so teurer. Sie war ihnen das ein und das alles: „für diese unsere slovakische Sprache“ ging ihr Streit. Und in dieser Sprache wussten ihre Dichter und Schriftsteller — auch in den Zeiten des Niederganges nach 1870 — Kunstwerke von bleibendem Wert zu schöpfen, Werke, die oft wegen ihres Lokalkolorits nur in und durch das Slovakische ihre wertvolle Form erhalten haben. Während also die slovakische Schriftsprache als politisches Mittel gescheitert ist und während sie auch als Aufweckungsmittel des Volkes wegen der ungünstigen Verhältnisse ungenügenden Erfolg erzielt hat — das Bauernvolk blieb zwar slovakisch, aber es blieb grösstenteils auch ungebildet — so hat sie doch als nationales Symbol in schweren Zeiten ihre grossen Dienste geleistet und als Ausdrucksmittel der Künstler, die durch sie etwas eigenes und wertvolles leisten konn-

ten, das slovakische Selbstgefühl — und dadurch auch die Widerstandsfähigkeit — erhöht.

Man könnte nun zwar die Frage stellen, ob es um die slovakische Sache nicht besser gestanden hätte, wenn die Slovaken sich an die tschechische Schriftsprache gehalten hätten. Zwar wäre ihnen das Tschechische nicht so ganz eigen gewesen, aber dafür hätten sie dann Teil eines grösseren Ganzen ausgemacht, auf das sie sich hätten stützen können. Es scheint uns aber ziemlich unfruchtbar sich in diese Frage zu vertiefen. Man kann keine gesunden geschichtlichen Betrachtungen auf Hypothesen basieren. Es würde zum Beispiel in unserem Fall doch immer fraglich bleiben, ob die literarische Einheit mit den Tschechen den Slovaken in diesen Zeiten eine grosse Stütze gewesen wäre. Vor der Abtrennung der vierziger Jahre war die den Slovaken aus Böhmen zuströmende Kraft jedenfalls nicht übermässig gross gewesen.

Übrigens brauchte das Slovakische nicht immer eine vollkommene literarische und nationale Trennung von den Tschechen zu bedeuten, und es hat es auch nicht bedeutet. Sogar Štúr wollte in den vierziger Jahren im Geiste der slavischen Wechselseitigkeit die Beziehungen zu den Tschechen unterhalten. Die tschechoslovakische Idee war ja im Jahre 1843 nicht nach einem blühenden Leben plötzlich gestorben; sie war schon vorher schwach gewesen und wurde damals unter dem Einfluss der Umstände noch schwächer. Aber als die Umstände sich änderten, lebte sie wieder auf: so zum Beispiel im Jahre 1848. Und als die Slovaken um das Jahr 1860 wieder zu dem Slovakischen zurückkehrten, da bedeutete dies bei vielen auch nicht eine nationale Abtrennung von den Tschechen: sie wollten im Geist mit ihnen verbunden bleiben ¹⁾. Die tschechische Sprache ist ausserdem auch nie ganz aus der Slovaekie verschwunden; sie blieb die Kirchensprache der Evangelischen und auch verschiedene katholische Schriften sind weiterhin tschechisch herausgegeben worden.

Ja, einmal ist sogar noch ein Versuch gemacht worden das Tschechische wieder ganz als die Schriftsprache der Slovaken einzuführen, und zwar von — Hurban. Es geschah dies im Jahre

¹⁾ Vgl. dazu Pražák, Sl. ot. usw., an vielen Stellen; Vlček, Slovensko usw., S. 38—40; Škultéty, Sto dvadsaťpäť rokov, S. 116; Dominois in Mélanges Boyer, S. 214—215.

1876, also gleich nachdem Tisza die berüchtigten Worte gesprochen hatte: es gibt keine slovakische Nation. Hurban gab darauf seinen Almanach Nitra auf einmal wieder tschechisch heraus (also das umgekehrte von 1844!). Und in diesem Almanach schreibt er als Antwort an Tisza und als Rechtfertigung seines neuesten Umschwunges: Tiszas Worte sind eine Lüge. Es gibt eine slovakische Nation in Ungarn, schon seit zweitausend Jahren. Ihr Name ist: tschechoslovakische Nation. Und es folgt ein Bekenntnis Hurbans zur tschechoslovakischen Einheit, sprachlich, geschichtlich, und überhaupt national, so wie es ein Tscheche in 1846 nicht besser hätte schreiben können.

Das war mehr als eine demonstrative Geste. Es war der Ausdruck der aufrichtigen Überzeugung, dass unter den damaligen Umständen die Rückkehr zu dem tschechoslovakischen Ganzen die einzige Rettung sei. Das Slovakische, meinte Hurban, habe seine belebende Wirkung unter dem Volk vollbracht. Jetzt, wo den Slovaken in Ungarn jedes Existenzrecht abgesprochen wurde, behaupteten sie dieses Recht als Tschechoslovaken. Das „politicum hungaricum“ wurde damit von Hurban begraben.

Aber Hurbans Versuch misslang, und zwar hauptsächlich wegen der ungenügenden Unterstützung, die er aus Prag empfing ¹⁾. Ausser einigen Literatoren ignorierte oder kritisierte man sogar Hurbans tschechische Nitra. Auch die Politiker zeigten kein Verständnis für Hurbans Tat, die doch in erster Linie einen politischen Charakter trug. Rieger, der damalige Führer der alttschechischen Partei, weigerte sich einen Plan Hurbans zur Errichtung eines tschechoslovakischen Tageblattes in Budapest finanziell zu unterstützen. Wegen Geldmangels musste Hurban nun auch bald seine Nitra einstellen.

Die Tschechen waren in dieser Zeit noch immer zu sehr von ihrer eigenen nationalen Sache präokkupiert. Zwar hatte es immer, auch nach der Abtrennung Štúrs, hervorragende Leute unter ihnen gegeben, die für das Schicksal der Slovaekie eine warme Teilnahme aufgebracht hatten. Havlíček und Božena Němcová sind davon wohl die bekanntesten Beispiele. Auch hatte der definitive Sieg des Slovakischen um das Jahr 1860 keine neue

¹⁾ Dominois in Mélanges Boyer, p. 216; Pražák, Sl. ot. etc., S. 170 ff.

Erbitterung unter den Tschechen hervorgerufen. Man betrachtete die Sache ruhig, als ein *fait accompli*, das übrigens nicht verhindern sollte die slovakischen Bücher zu der tschechoslovakischen Literatur zu rechnen ¹⁾. Aber, wenn man so in literarischer Hinsicht die Slovaken zu den Tschechen zählte, in dem tschechischen politischen Programm fanden sie keinen Platz. Das tschechische Programm wurde in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts je länger je mehr die Wiederherstellung der historischen Rechte des alten böhmischen Staates, also Böhmens, Mährens und Schlesiens. Man strebte in dieser Hinsicht nach einem tschechischen Ausgleich, wie ihn Ungarn 1867 erreicht hatte. Besonders nach dem Auftreten des Ministeriums Taaffe (1879) wurde die Hoffnung lebendig in dieser Richtung etwas zu erreichen. Rieger hat es nun zu diesem Zwecke für dienlich gehalten die Hilfe der Magyaren zu suchen. Und so erfolgt im Anfang der achtziger Jahre eine tschechisch-magyarische Annäherung, die den Tschechen zwar nicht viel genutzt hat, für die Slovaken aber die Folge hatte, dass die offizielle tschechische Politik ihre Hand ganz von ihnen abzog. Rieger, der mit ungarischer Hilfe die Selbständigkeit des böhmischen Staates in der Monarchie wiederherstellen wollte, konnte nicht anders als das Recht des ungarischen Staates respektieren und die slovakische Frage als eine innerungarische Angelegenheit betrachten. Die Slovaken hätten nach ihm übrigens durch ihre sprachliche Abtrennung die nationale Gemeinschaft mit den Tschechen formell abgebrochen und sich als eine absonderliche slavische Nation konstituiert; dadurch hätten sie auch implicite auf eine tschechische Intervention in ihrer Sache verzichtet ²⁾.

Wir wollen uns im Rahmen dieses Abschnitts nicht in eine Beurteilung dieser Argumentation begeben, die auf merkwürdige Weise sprachliche und nationale Abtrennung identifiziert. In Prag wurde Riegers Haltung jedenfalls nicht allgemein gebilligt. Aber sie hatte doch die Folge, dass Tschechen und Slovaken sich in dieser Zeit weiter von einander entfernten als je. Dass die Slovaken daran nicht allein Schuld tragen, beweist der Protest der slovakischen

¹⁾ Pražák, Sl. ot. etc., S. 143; Vlček, Slovensko od reakce Bachovy etc. S. 40—41.

²⁾ Dominois in *Mélanges Boyer*, p. 220—221.

schen Nationalzeitung gegen Riegers Worte. Darin bezeugten die Slovaken, dass sie die Gemeinschaft mit den Tschechen nicht geleugnet hätten, und dass sie sich diesen im Gegenteil je länger je mehr annäherten.

Vorläufig bewirkten aber die Ereignisse der achtziger Jahre, dass die russophile Strömung unter den Slovaken stark zunahm. Die eigene Kraft war zu schwach; von den Tschechen schien nichts mehr zu erwarten; was blieb den Slovaken sonst noch übrig als zu hoffen, dass Russland sie einmal befreien würde, so wie es auch die Balkanslaven befreit hatte? Hatten nicht sogar die Tschechen, deren nationale Sache viel stärker stand und unter welchen Havlíček mit seinem: „ich bin ein Tscheche, kein Slave“, den Russophilismus aufs schärfste bestritten hatte, sich noch im Jahre 1867 in der Enttäuschung über den ungarischen Ausgleich nach Moskau gewandt? Um so besser versteht sich die russophile Haltung der Slovaken, bei denen der Slavismus mehr als bei den Tschechen immer einen integrierenden Bestandteil ihres Nationalbewusstseins ausgemacht hatte. Schon bei Štúr hatte in der Enttäuschung der fünfziger Jahre dieser Slavismus die Form der Verehrung für und der Hoffnung auf Russland angenommen. Und diese Tradition war nie gestorben. Jetzt lebte sie in voller Kraft auf und wurde durch russischen Einfluss noch verstärkt: Russen wie Lamanskij besuchten die alljährlichen Zusammenkünfte in Turčianský Svätý Martin, und die *Národné Noviny* (Slovakische Nationalzeitung) genoss eine Subvention von der russischen Regierung.

Der Hauptrepresentant dieser Richtung war Hurbans Sohn Vajanský, der überhaupt als der Führer des slovakischen Geisteslebens in den letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts zu betrachten ist. Bei diesem konservativen, gläubigen Slovaken findet man, in noch stärkerem Masse als bei Štúr, den slavischen Messianismus, die Überzeugung, dass das Abendland geistig und politisch verdorben sei durch den Atheismus, den Materialismus, den demokratischen Parlamentarismus und den Sozialismus, und dass die Slaven, besonders die Russen mit ihrer Orthodoxie und ihrem Tsarismus, die Träger der neuen zukünftigen Kultur sein würden. Diese Gedanken hat Vajanský nur zum Teil von Štúr übernommen; auch die russischen Slavophilen, Aksakov und besonders Danilevskij, haben auf ihn eingewirkt. Er teilt völlig ihre Verehrung;

ja fast kritiklose Vergötterung des tsaristischen Absolutismus; sogar von der Regierung Alexanders III weiss er, obzwar er selber wiederholt in Russland war, nichts als gutes zu berichten. Hinsichtlich der Sprache ist Vajanský auch ganz russisch orientiert: er will, unter Beibehaltung des Slovakischen als Sprache für das Volk, das Russische als wissenschaftliche Sprache einführen — ein Gedanke der übrigens, auch bei den Slovaken, nicht neu war; in seine eigene literarische Sprache hat er häufig russische Wörter und Ausdrücke aufgenommen.

Gegenüber den Tschechen hat sich Vajanský im allgemeinen ablehnend verhalten, aber nicht weil sie Tschechen waren, sondern weil sie nach ihm durch westeuropäische Einflüsse ihren reinslavischen Charakter verloren hätten. Und wenn er auch zu einzelnen Tschechen innige Freundschaftsbeziehungen unterhielt ¹⁾, das Heil für die Slovaken erwartete er nur vom Osten. Diese Heilserwartung von aussen her hat einen lähmenden Einfluss auf die slovakische Politik gehabt. Während Štúr, wenigstens vor 1850, von den Slovaken die höchsten Zukunftserwartungen hatte für die Regeneration des Slaventums, ja der Menschheit, ist bei Vajanský und den Seinigen die Hoffnung nur noch auf Russland gerichtet. Die Slovaken sind zwar in Art und Wesen den Russen aufs engste verwandt, aber ihre Rolle bleibt eine passive. Es ist die Rolle der Leidenden, der gekreuzigten Nation — so wird sie wenigstens in der damaligen Poesie verherrlicht. Die Tat der Befreiung muss aber von Russland kommen, dem starken Russland, mit seinen Generalen und seiner grossen Armee. Die politische Aktion der Martinischen Slovaken gegenüber der Budapester Regierung blieb daher immer gering. Als der grosse Krieg endlich kam, da wurde sie ganz stillgelegt. Man wartete nur noch auf Russland. Vajanský schaute jeden Tag nach den östlichen Bergen, von wannen er die russische Hilfe erwartete, die oft so nah war. Vielleicht war es glücklich für ihn, dass er starb (1916), bevor er die endgültige Katastrophe Russlands erleben konnte.

Ein Glück ist es wohl auch für die Slowakei gewesen, dass die passive, russophile Strömung der Martinier nicht die alleinherr-

¹⁾ Vgl. Inž. I. H—k, Bol Vajanský nepriateľom Čechov?, Průdy IX, 464—'65.

schende geblieben ist. Denn wie hätte es sonst, bei dem Zusammenbruch Russlands, zu ihrer Befreiung kommen können? Škultéty, der Freund Vajanský's, hat ja selber anerkannt, dass er bis tief in das Jahr 1918 nicht an die Möglichkeit einer tschechoslovakischen Befreiungsaktion gedacht hatte. Der Verdienst, das slovakische Leben wenigstens teilweise in eine neue Bettung geleitet zu haben, kommt wohl in erster Linie dem weitblickenden Genie Masaryks zu. Dieser Mähre slovakischer Abstammung und westeuropäischer Bildung hat nicht nur in Böhmen den romantischen Historismus und den eng nationalen Gesichtspunkt erfolgreich bestritten, er hat auch die Slowakei mit seinem allseitigen Interesse studiert, sie jeden Sommer mit seiner Familie besucht, die Schwächen ihres geistigen Lebens erkannt und unter den in Prag studierenden jungen Slovaken einen anderen Geist gebracht: anstatt der Träume einer Rettung von aussen und von oben her, positive Arbeit — auch im kleinen — für die kulturelle und wirtschaftliche Erhebung des Volkes. Eine neue, reellere, mehr an den Westen und an Böhmen sich anschliessende Gesinnung unter einem Teil der Slovaken war hiervon seit dem Ende der neunziger Jahre die Folge. Auch seitens der Tschechen — und nicht nur der Anhänger Masaryks — lebte in dieser Zeit der tschechoslovakische Gedanke wieder auf. Und in der Slowakei war in den neunziger Jahren auch unter den Katholischen neues Leben erwacht: sie gründeten eine klerikale Partei, die sich politisch sehr betätigte; ihr Führer Hlinka war ein fanatischer Kämpfer für die Rechte der Slovaken und beteuerte vor dem magyarischen Gericht die tschechoslovakische Stammes- und Kultureinheit (1908).

So traf die Slovaken der Weltkrieg. Als Masaryk seine Befreiungsaktion begann, die vom Anfang an *tschechoslovakisch* war, da standen zwar die älteren russophilen Martinier zur Seite, aber unter den jüngeren, tschechoslovakisch Gesinnten hat es mancher Mitarbeiter gegeben: im Inland soweit es möglich war, und im Ausland. Das berühmteste Beispiel der letzteren war Štefánik, der junge Astronom, der sich in Paris eine glänzende Position auch in politischen Kreisen erworben hatte und somit in mancher Hinsicht Masaryks Wegbereiter sein konnte. Schwierigkeiten wegen der anti-tschechischen Gesinnung mancher Slovaken in Amerika und Russland hat es zwar genug gegeben, aber allmählich siegte doch

die tschechoslovakische Orientation, sei es auch, dass man sich zum Beispiel in Amerika die slovakische Autonomie im tschechoslovakischen Staate vorbehielt. Als dann schliesslich die oesterreichisch-ungarische Monarchie zusammenbrach und am 28 Oktober 1918 in Prag die Tschechoslovakische Republik ausgerufen wurde, da haben sich zwei Tage später, noch bevor sie von den tschechischen Ereignissen etwas wussten, auch die Slovaken bezeugt: die Führer *aller* Parteien, auch der Martinschen Nationalpartei kamen in T. Sv. Martin zusammen und einigten sich auf eine Deklaration, in welcher es buchstäblich heisst: „die slovakische Nation ist ein Teil der einheitlichen tschechoslovakischen Nation, sprachlich so wohl als kulturhistorisch . . . Für diese tschechoslovakische Nation fordern auch wir unbeschränktes Selbstbestimmungsrecht auf der Grundlage der völligen Unabhängigkeit . . .“ Der tschechoslovakische Gedanke hatte, nach allem Wechseln und Schwanken, gesiegt, auch bei den Slovaken.

So hatte es wenigstens den Anschein. Aber bald kam, nach der gehobenen Einheitsstimmung, wieder die Entzweiung. Sie konnte wohl nicht ausbleiben, wo zwei auf so verschiedener Stufe ihrer Entwicklung stehenden Völker auf einmal in einem Staat zusammenleben mussten. Die Tschechen waren, trotz wiederholter politischer Enttäuschungen, seit der Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in stetem Aufstieg gewesen: sie sind jetzt ein national bewusstes, auf der Höhe westeuropäischer Bildung stehendes Volk mit einer zahlreichen Intelligenz, die sich nur darin von derjenigen der westeuropäischen Völker unterscheidet, dass sie fast ganz dem Arbeiter-, Bauern- und Kleinbürgerstand entsprossen ist (Adel und Patriziat sind schon längst fast völlig verdeutscht). Die Slovaken dagegen waren seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in ihrer Entwicklung stark zurückgeblieben. Ihr Adel war magyarisiert; ihre Bürgerklasse und Intelligenz zum grössten Teil auch. Es blieb nur eine dünne Schicht von (meistenteils armen) Gebildeten und weiter das Volk der Bauern und Hirten. Unter den Gebildeten herrscht in gehöriger Masse eine konservative, kirchliche oder klerikale Denk- und Gefühlsweise, während in Böhmen — und weniger auch in Mähren — ein moderner, freisinniger und demokratischer Geist lebt. Das slovakische Bauernvolk steht auch auf einer viel älteren Entwicklungsstufe als das tschechische: es

trägt noch seine alten farbenreichen Trachten, singt noch seine tausenden Volkslieder — oft in den alten Tonarten! — tänzt noch seine Volkstänze und lebt nach den althergebrachten Sitten. Aber es ist auch noch vielfach unentwickelt und wirtschaftlich rückständig: es glaubt in jedem Ding dem Dorfspfarrer und lässt sich vom Dorfsjuden aussaugen. Natürlich ist diese Typierung generalisiert und besonders in den letzten Jahren ändert sich vieles, aber im Vergleich zu dem tschechischen Bauern, der gut entwickelt ist und die modernen Wirtschaftsmethoden anwendet, steht der slovakische doch noch sehr weit zurück. Je ferner nach dem Osten der Republik, je weiter.

Und nun kamen die Slovaken 1918 auf einmal in den tschechoslovakischen Staat. Eine genügend zahlreiche, brauchbare Intelligenz um die leitenden Funktionen in Amt und Schule zu erfüllen hatten sie nicht. Die magyarischen oder magyarisch gesinnten Beamten und Lehrer aus der vorangegangenen Zeit mussten selbstverständlich fort. Wer sollte ihren Platz sonst einnehmen, als die Tschechen? Aber die Tschechen sind nicht alle geborene Taktiker — was man ihnen übrigens nicht übel nehmen darf, besonders nicht, da sie ein junges Volk sind. So wurden, bei grossem Eifer und schöner, aufbauender Arbeit, auch Fehler gemacht, in dem Sinne, dass man auf die slovakische Eigenart und Empfindlichkeit nicht genug Rücksicht nahm, in dem Bewusstsein eigener Vorzüglichkeit das tschechische Element in den Ämtern zu sehr bevorzugte, und überhaupt sich zu sehr als Kulturträger fühlte. In gewissem Sinne war man das auch, aber nicht in jedem; auf jeden Fall hätte man es nicht so ausdrücklich merken lassen sollen, besonders nicht, weil die Slovaken, wenn sie auch geistig und wirtschaftlich hinter den Tschechen zurückstanden, in gesellschaftlicher Hinsicht diesen überlegen waren. Sie hatten eben aus dem alten Ungarn, besonders von dem ungarischen Adel ein *savoir vivre* gelernt, das die tschechischen Parvenus nicht besaßen.

So machte, sei es mit Recht oder mit Unrecht, die anfängliche Dankbarkeitsstimmung der Slovaken der Unzufriedenheit Platz. Wirtschaftliche Schwierigkeiten (die bescheidene slovakische Industrie konnte sich gegenüber der hochentwickelten böhmisch-mährisch-schlesischen nur schwer behaupten), persönliche Reibereien, besonders auch die gegen die tschechische Fortschrittlich-

keit gerichtete Aktion der slovakischen Klerikalen, steigerten die anti-tschechische Stimmung. Man behauptete, dass die magyarische Herrschaft nur durch eine tschechische ersetzt sei. Verkappte Magyaronen wie Tuka, die sich in der klerikalen Volkspartei durch die Leichtgläubigkeit mancher Slovaken eine mächtige Stelle zu erwerben wussten, fachten das Feuer noch mehr an. Das unentwickelte Volk folgte natürlich seinen geistigen Führern.

Unter diesen Umständen lebte die anti-tschechische, slovakisch-nationale Ideologie in voller Kraft wieder auf. Politisch kristallisierte sie sich in die Forderung einer weitgehenden slovakischen Autonomie. Ideell betonte sie aufs neue die slovakische Eigenart — sprachlich, kulturell, geschichtlich — gegenüber den Tschechen.

Jetzt fängt das alles wieder an abzuflauen. Die Verhältnisse konsolidierten sich; eine neue slovakische Intelligenz ist, dank sei dem neuen Schulwesen, im Entstehen und nimmt allmählich die slovakischen Stellen ein; die neue administrative Einteilung der Tschechoslovakischen Republik brachte im Jahre 1928 den Anfang einer bescheidenen Selbstverwaltung; durch den Tuka-Prozess wurde die slovakische Bewegung von den magyarophilen Elementen gesäubert. Natürlich ist noch nicht alles im reinen. Aber wie wäre das möglich bei den grossen Unterschieden in Vergangenheit und Gegenwart?

Eine tschechoslovakische Gesinnung wird bei den Slovaken erst allmählich wachsen können. Und sie wird es nur dann können, wenn sie auch bei den Tschechen allgemein wird. Denn diese sind noch häufig zu viel „Tschechen“, zu wenig Tschechoslovaken. Die tschechoslovakische Nationalidee kann nicht einseitig eine tschechische sein. Es geht nicht an zu sagen — wie es öfters geschehen ist —: ihr Slovaken habt euch früher Tschechen genannt, habt tschechisch geschrieben und gefühlt; dann habt ihr aber wegen Ungarn slovakisch zu schreiben angefangen, und habt eure slovakisch-ungarische Nationalidee ins Leben gesetzt; sie war aber etwas künstliches, unnatürliches, von aussen her angebrachtes; jetzt seid ihr nicht mehr unter Ungarn, streift also den Hungarismus ab, denket, fühlet, schreibet wieder wie vor hundert Jahren: tschechisch.

So einfach liegt die Sache nicht. Das haben wir zur Genüge dagetan. Das Slovakische und die slovakische Nationalidee sind

mehr als hungaristische Gebilde: sie sind der Ausdruck einer durch die Geschichte und die politischen Umstände sanktionierten Sprach- und Stammeseigenart. Diese Eigenart war zwar nicht so gross, dass sie sich nicht unter anderen Umständen der tschechischen hätte anpassen können. Aber die Umstände waren eben *nicht* anders! Und dabei sind in dem Streit um die Selbsterhaltung die slovakische Sprache und Nationalidee den Slovaken ein teureres Pfand, ein köstliches Gut geworden. Sie lassen sich jetzt nicht auf einmal auswischen. Es hilft nichts, wenn man mit hundert guten Argumenten die Sprachverwandtschaft beweist, oder den tschechoslovakischen historisch-kulturellen Zusammenhang betont. Das reizt mehr als dass es überzeugt. Denn Nationalgefühl ist Sache der Empfindung, nicht des Verstandes.

Und ist es schliesslich von objektivem Standpunkt betrachtet so wünschenswert, dass sich die Slovaken in jeder Hinsicht, sprachlich, kulturell, ideell an die Tschechen assimilieren? Wir meinen keineswegs. Denn die slovakische Eigenart ist nicht nur Rückständigkeit oder Hungarismus, sie hat gewiss auch ihre positiven Werte. Sprachlich, indem sie den slovakischen Dichtern und Schriftstellern Möglichkeiten bietet, die sie bei dem Tschechischen nicht haben würden. Als Wissenschaftssprache hat das Slovakische allerdings geringere Existenzberechtigung: uns sind verschiedene Slovaken bekannt, die ihre wissenschaftlichen Publikationen ohne weiteres tschechisch schreiben würden — wenn sie dadurch nicht den Schein erwecken würden sich auf den ultratschechischen Standpunkt zu stellen. Als belletristische Sprache wird aber das Slovakische sogar das Tschechische bereichern können. Und auch sonst haben die Slovaken für das tschechoslovakische Ganze wertvolle Elemente, die den Tschechen fehlen. Die Tschechen sind ein intellektuell begabtes, verständiges, fleissiges, sparsames Volk. Sie haben dabei aber oft etwas kleinbürgerliches und pedantisches, ihnen fehlt eine gewisse Grosszügigkeit, ein Sinn für den grossen Stil, den man gerade öfters bei den Slovaken antrifft. Es steckt in dem letzteren bei der cholerisch-melancholischen Art der Slovaken natürlich eine Gefahr, nämlich die Gefahr der unfruchtbaren Tagesträumerei, oder der blenderischen Grosstuererei. Wenn aber diese Anlage zum Grossartigen sich mit dem tschechischen Wirklichkeitssinn verbindet, dann bringt sie das beste hervor,

was der tschechoslovakische Stamm je gezeugt hat. Es ist kein Zufall, dass Comenius und Palacký mährische Slovaken waren, die in ihrer Kultur mehr tschechisch, in ihrer nationalen Art aber mehr den Slovaken verwandt sind. Und ist nicht Masaryk selber halb Mähre, halb Slovake?

Die tschechoslovakische Einheit soll nicht einseitig tschechisch, sie muss wirklich *tschechoslovakisch* sein. Das ist der Weg, den die Geschichte zeigt. Sie hat die beiden sprachverwandten Stämme auf lange Jahrhunderte politisch getrennt, trotzdem aber einen gewissen kulturellen Zusammenhang geschaffen. Dieser ist zwar in dem letzten Jahrhundert bedeutend schwächer geworden, und man könnte mit gutem Recht fragen, ob nicht eine ungarische Lösung der slovakischen Frage besser gewesen wäre als eine tschechoslovakische, weil sie mehr in Übereinstimmung mit der Vergangenheit und den geographischen Verhältnissen sein würde. Ungarn hat es aber nicht verstanden den Slovaken eine nationale Existenz zu bieten, und weil sie zur Bildung eines eigenen Staates doch gar zu schwach sind, so bleibt ihnen nur ein staatliches Zusammenleben mit den Tschechen übrig. So fremd, dass kein Zusammenwachsen mehr möglich ist, sind die beiden Stämme einander auch nicht geworden. In der Tschechoslovakischen Republik werden die Slovaken hoffentlich sich selbst sein können, und eben dadurch auf die Dauer auch — Tschechoslovaken.

